A. Dean and Jean M. Larsen
Yellowstone Park Collection

E 168 .L753 1899 vol.1

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

3 1197 22842 2371

YELLOWSTONE NATIONAL PARK

Ron & Jane Lerner Collection
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/paullindausameri01lind

Paul Lindau's

Amerika-Reisen.

Volksausgabe.

Erster Band:

Ueberfahrt — Die Staaten an der Ostküste, von Newyork bis Florida, Louisiana und Texas — Mexico.

Berlin W. 35.
Carl Duncker's Verlag.
1899.

Meinem Freunde

Henry Villard

in Dankbarkeit und Verehrung

gewidmet

Paul Lindau.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Ueberfahrt 1

I. Die Staaten an der Ostküste, von New York bis Florida, Louisiana und Texas 15

1. New York 15
2. Von New York nach Washington 36
3. Die Bundeshauptstadt Washington 47
4. Von Washington über Savannah (Georgia) nach Florida . 64
5. In Florida. St. Augustine 73
6. Von Florida, Jacksonville, nach Louisiana 85
7. In Louisiana. New Orleans 93
8. In Texas. Houston und San Antonio 118

II. Mexico 136

1. Im Norden Mexicos 136
2. Zacatecas 145
3. Guanajuato 161
4. Celaya 178
5. Die Hauptstadt Mexico 192
   a) Physiognomie und Lage der Stadt. Nächste Umgebung 192
   b) Hauptstraßen und Plätze 204
   c) Chapultepec 218
   d) Oeffentliche Vergnügungen 227
   e) Vernünftige und unvernünftige Einrichtungen . . . 243
   f) Altmexicanische Kunst 247
   g) Neuere und neueste Kunst der Mexicaner 260
   h) Die stille Woche in Mexico 267
   i) Unsere Landsleute. Abschied 286
6. Porfirio Diaz 292
7. Guadalajara 306
8. Chihuahua und El Paso del Norte 314

Ueberfahrt.

Abfahrt bei Wind und Wetter. — Schneeverwehung. — Verspätung. — Kurzer Besuch Southamptons. — Stürmische Reise. — Ankunft vor New York.

Ob der biedere Barde, der die Wasserfahrt als ein Vergnügen eigener Art gepriesen hat, im Winter über den Ocean gefahren ist, erscheint mir sehr zweifelhaft. Der Beginn unserer Reise war gar nicht gemüthlich.

Bei scharfer Kälte und Schneegestöber hatten wir zu früher Stunde, lange vor Tagesanbruch, in Nacht und Grauen Berlin verlassen müssen, um rechtzeitig in Bremen einzutreffen und dort die letzten Vorkehrungen zur Ueberfahrt zu treffen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd hatte uns telegraphisch benachrichtigt, daß der Extrazug früher als ursprünglich angenommen, nämlich am 21. Januar schon drei Viertel auf sechs in der Frühe, Bremen verlassen werde. So folgte denn der ungemüthlichen letzten Nacht in Berlin eine eben so unerquickliche in Bremen. Schon um vier Uhr Morgens mußten wir aus dem Bett heraus, um kurz nach fünf unsern Weg nach dem Bahnhof zu nehmen.

Das Wetter war inzwischen immer abscheulicher geworden. Die ganze Nacht hindurch hatte ein wahrer Schneesturm gewüthet, und die wenigen Schritte vom Omnibus bis zum Perron — oder „Bahnsteig", wie man in dem sprach-

reinigenden Bremen sagt — genügten, um uns gehörig zu durchnässen.

Wie immer vor dem Abgang der Extrazüge, die hunderte von Reisenden nach Bremerhaven zu befördern haben, ging es auf dem Bahnhofe sehr unruhig und geräuschvoll zu. Bevor die Reisenden unter rühriger Mithülfe der Hausknechte ihrer Gasthöfe unter den Bergen von Handgepäck, die da aufgestapelt liegen, die ihnen gehörigen Stücke herausgefunden, sich inmitten des allgemeinen Lärmens und Hastens durch das wirre Gewühl ihren Weg gebahnt und endlich in dem schlecht beleuchteten und schlecht geheizten Coupé ihre Plätze eingenommen haben, vergeht geraume Zeit. Gegen fünf Uhr Morgens hatte die allgemeine Einpackung begonnen, und sechs Uhr war vorüber, als sich unser Zug langsam in Bewegung setzte.

Der Schnee fiel noch immer in dichten Flocken herab, und wir gewahrten kaum das trübselige Herandämmern des unfreundlichen Wintertages. Etwa drei Viertelstunden waren wir unterwegs, als sich das Tempo der Locomotive merklich verlangsamte. Wir hörten das Keuchen und Paffen des eisernen Ungeheuers und merkten, wie es mit voller Kraft arbeitete. Aber die Kraft versagte ihm bald. Die Schneemassen hatten sich auf dem Bahnkörper zu so hohen Bergen angeballt, daß die Maschine den Widerstand der Elemente nicht mehr überwinden konnte. Der Zug blieb stecken, und durch den Schneesturm erklangen schauerlich die schrillen Hülferufe der Dampfpfeife. Stundenlang mußten wir in der Verschneiung unliebsame Rast machen, bis endlich Hülfe aus Bremen kam.

Der kurze Weg von Bremen nach Bremerhaven, zu dem der Extrazug sonst kaum mehr als eine Stunde gebraucht, nahm diesmal über vier Stunden in Anspruch, und durch diese Verspätung wurden alle Dispositionen, die für die Ab-

fahrt unseres Dampfers getroffen waren, über den Haufen geworfen.

Bei geradezu entsetzlichem Wetter verließen wir in Bremerhaven unsern Wagen. Noch immer schneite es unbarmherzig, und ein sturmartiger Wind trieb uns die vereisten spitzigen Flocken, die uns wie mit einer Drahtpeitsche geißelten, ins Gesicht. Mag der Himmel wissen, wo unser Zug gehalten hat. An dem Bahnsteig war es jedenfalls nicht. Wir mußten durch fußhohen Schnee waten, bis wir zu dem bergenden Dach der Wartehalle gelangten. Dabei hatte die fürsorgliche Bahndirection, vielleicht in der pädagogischen Absicht, uns auf die amerikanische Methode der Selbsthülfe einigermaßen vorzubereiten, es sorgsam unterlassen, Gepäckträger an Ort und Stelle zu beordern, so daß die Reisenden, die sich allesammt für die lange Dampferfahrt mit einem ungewöhnlichen Quantum von Handgepäck versehen hatten, genöthigt waren, in dem schauerlichen Unwetter auf unwegsamen Strecken ihre schweren Taschen und Rollen selbst zu schleppen. Mit Mühe und Noth gelang es mir, einen Schlitten zu requiriren, auf dem ich für mich und meine Begleitung — wir waren zusammen fünf Personen — den Berg unseres Kleingepäcks unter eigener Mitwirkung bis zum Schiff befördern konnte.

Man weiß, daß gewöhnlich die Reisenden vom Landungsplatze durch einen kleinen Dampfer nach den großen Oceansteamern befördert werden, die wegen ihres erheblichen Tiefgangs nicht ohne besondere Schwierigkeiten bis an das Werft heranfahren können. Des starken Eisgangs wegen konnte aber der kleine Dampfer jetzt nicht fahren. Und so hatte denn die „Trave", eines der schönsten Schiffe des Norddeutschen Lloyd, bis an den Landungsplatz herandampfen müssen. Das mächtige Fahrzeug hatte den Schollen, gegen die die kleineren Dampfer anzukämpfen zu schwach waren, getrotzt. Nun aber war der günstige Augenblick, da das

Wasser eine genügende Tiefe hatte, um dem großen Schiffe die Freiheit seiner Bewegung zu geben, versäumt, und Kapitän Bussius, einer der tüchtigsten, vorsichtigsten und liebenswürdigsten Kapitäne des Lloyd, der jetzt seine hundertvierundachtzigste Reise machte, also dreihundertachtundsechzigmal über den Ocean gefahren ist, empfing uns mit der betrübenden Mittheilung, daß wir erst am folgenden Tage, am Donnerstag, 22. Januar, Bremerhaven würden verlassen können. Aber damit war seine Hiobspost noch nicht erschöpft. Wegen der schwierigen Wasserverhältnisse konnte die „Trave" in Bremerhaven nicht genügende Kohlen einnehmen, um den Bedarf bis New York zu decken. Wir wurden also sogleich darauf vorbereitet, daß wir auch in Southampton — wo der Dampfer sonst nur kurze Zeit anhält, um die Post zu landen und aufzunehmen und die geringe Anzahl von Passagieren, die sich die Fahrt durch die Nordsee und den Kanal ersparen wollen und es vorziehen, von Southampton aus ihre Reise anzutreten, an Bord zu nehmen — wiederum längere Zeit halten würden.

So waren wir denn also endlich in der Mittagsstunde in unserm neuen schwimmenden Quartier, in dem wir voraussichtlich die nächsten zehn Tage unseres Daseins — es sollte länger werden — zu verbringen hatten, angelangt.

Für Jeden, der schon eine längere Seereise gemacht hat, hat das Schiff mit seinen eigenartigen Einrichtungen etwas liebenswürdig Anheimelndes. Die Bekanntschaft mit dem inzwischen längst Vergessenen ist schnell erneuert. Man fühlt sich sogleich wieder heimisch in der engen Kajüte und in den Prachträumen der großen und kleinen Salons, und es gewährt ein besonderes Vergnügen, sich mit möglichst viel Findigkeit in dem engen, weißgestrichenen, strahlend saubern Verließ, das durch die Lagerstätten und Waschvorrichtungen nahezu ganz gefüllt wird, recht behaglich einzurichten.

Man hat ein merkwürdiges Gefühl persönlicher Eitelkeit, auf einem guten Schiffe zu sein. Man freut sich der großartigen, vielleicht mit übertriebener Pracht hergestellten Ausstattung der Salons. Man freut sich der Zuvorkommenheit, der Geradheit und Herzlichkeit aller Leute, die zum Schiff gehören. Und liebenswürdige Leute sind sie alle, vom Kapitän und seinen Offizieren herab bis zum jüngsten Schiffsjungen. Man mustert die Gesellschaft und wittert bald mit dem dem geselligen Menschen angeborenen Spürsinn die Personen, an die man sich während der Ueberfahrt etwas näher anschließen wird.

Unsere Gesellschaft war verhältnißmäßig nur klein. Wir hatten in der ersten Kajüte Alles in Allem etwa fünfzig bis sechzig Passagiere. Um diese Jahreszeit reisen eben nur wenige Leute zu ihrem Vergnügen. Die Damen waren daher auch sehr spärlich vertreten. Es waren meistens Geschäftsreisende, außerdem vier Aerzte, die sich Koch'sche Lymphe geholt hatten, von namhaften Persönlichkeiten der Reiseschriftsteller von Hesse-Wartegg mit seiner Frau, der Sängerin Minnie Hauck, und einer unserer bekanntesten Deutsch-Amerikaner, der frühere Senator Dr. von Cotzhausen aus Milwaukee, ein in Amerika sehr angesehener Advocat und Politiker. Außerdem fiel mir gleich in der ersten Stunde ein Herr auf, der am kleinen Finger seiner dicken fleischigen Hand einen Brillanten etwa von der Größe eines Markstücks trug. Der breitschultrige Herr, der eine sehr hübsche Frau hatte, sah ungewöhnlich stark aus. Er trug das schwarze Haar wie Sonnenthal an der Stirn abgeschnitten, den Scheitel in der Mitte, einen starken schwarz glänzenden Schnurrbart. Er hatte eine kleine runde Nase, breite Backen mit sehr entwickelten Kauwerkzeugen, und er war mit offenbarer Sorgfalt ziemlich auffällig gekleidet. Ich hatte die Empfindung, der Herr müsse zum Circus gehören, und nach

einigen Tagen sagte ich ihm auch auf den Kopf zu, daß ich ihn in Berlin bei Salamonsky gesehen hätte. Sehr höflich antwortete er: „Sie irren sich, ich war bei Renz.“

Die unerwartet und unliebsam frei gewordenen Stunden des ersten Nachmittags benutzte ich, da das Wetter inzwischen menschlicher geworden war, dazu, noch einmal an Land zu gehen und planlos die wenig anregenden Straßen von Bremerhaven zu durchschlendern. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß ich mich an Bord gerade so gut langweilen könne, kehrte ich zum Schiff zurück, und im Rauchzimmer bildete sich nach Tisch die erste und naturgemäßeste Annäherung durch den Skat zu denkbar harmlosesten Points. Während der ganzen Nacht machte das Einwerfen der Kohlen einen Höllenspektakel, von dem mir in meiner dem Orte der Handlung leider zu nahe gelegenen Kajüte kein Laut entging. Aber bei der Regelmäßigkeit und Beharrlichkeit des Lärms schlief ich schließlich doch ein.

Die Abfahrt der „Trave“ war unendlich mühselig. Gegen zehn Uhr am andern Morgen, als das Wasser eine genügende Tiefe erreicht hatte, setzte sich der Koloß ganz langsam in Bewegung und manövrirte etwa zwei bis drei Stunden durch die Eismassen, die im Hafen und in der Weser trieben. Nach Angabe des Kapitäns mußte auf diese Weise eine Strecke von zwanzig Seemeilen zurückgelegt werden. Das Wasser war ziemlich ruhig, aber der Wind blies scharf und verscheuchte Einen nach dem Andern, der den Kampf des Schiffes gegen die Schollen genauer beobachten wollte, vom Deck.

Sobald das Schiff ganz frei war, begannen auch die langsamen Hebungen und Senkungen: die Schaukelbewegungen, die man „Stampfen“ nennt, und die wiegenartigen Schwankungen nach der Seite, das „Rollen“. Durch die stark arbeitende Maschine wurde das Schiff gleichmäßig leicht erschüttert. Diese ungewohnten Bewegungen, verbunden mit

dem merkwürdigen Geruche, einem Gemisch von Küche, Fett, Schmiere, Theer, Werg und sonstigen mißdünstenden Stoffen, der zwar bei der „Trave" zum Glück ziemlich gelinde ist, in den eng geschlossenen Räumen aber doch nicht ganz beseitigt werden kann, riefen bald bei Diesem und Jenem die bekannten unvermeidlichen Erscheinungen hervor. Zartbesaitete Naturen zogen sich keusch zurück. Hier und da sah man Gesichter erbleichen, hülfeflehende Blicke oder geschlossene Augen, und man hörte auch schon die kläglichen Schmerzenslaute des Amfortas, den Wehruf des sich quälenden Magens in tausend Aengsten. Bei Manchen kam es schon im Laufe des Nachmittags zum Ausdruck der äußersten Intimität mit der Seekrankheit, und ein mehr oder minder starkes Unbehagen bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft.

Als die dienstbereiten Stewards bei Tisch den zweiten Gang auftrugen — es war Schellfisch mit dem scharfen gerade diesem Fische eigenthümlichen Odeur, dazu recht heiße „Buttertunke", wie es auf dem Speisezettel hieß —, da war es um gar Viele, die sich bisher noch tapfer gehalten hatten, geschehen, und die Reihen der Tischgäste lichteten sich sichtbar.

Schon am ersten Tage unserer Seefahrt hatte man die sogenannten „Rahmen" auf die Speisetische aufgestellt, und wer einigermaßen mit den Schiffsbräuchen bekannt ist, weiß, was das heißen soll. In diesen Rahmen werden Teller, Schüsseln und Flaschen so fest eingekeilt, daß sie auch bei ziemlich starken Bewegungen des Schiffes nur wenig hin- und herrutschen können. Mitunter wurde jedoch das Rollen doch schon so stark, daß auch diese Vorsichtsmaßregel nicht ausreichte. Die Teller übersprangen die Barriere, die Flaschen schlugen um, die Gläser zerbrachen; und wer nicht selbst den Suppenteller in der Hand hielt und ihn geschickt hin- und herbalancirte, lief Gefahr, den Inhalt über seine Kleider verschüttet zu sehen.

Bewundernswerth ist die Geschicklichkeit der Stewards, die während der tollsten Bewegungen das Gleichgewicht des Körpers durch ganz abenteuerliche Haltungen des Körpers herzustellen wissen und mit großer Gewandtheit die vollen Schüsseln herumreichen, ohne jemals ein Unheil anzurichten. Es hat etwas geradezu Komisches, zu sehen, welche Haltungen die Leute annehmen. Es widerstrebt allen Naturgesetzen. Sie bilden mit dem Fußboden oft einen ziemlich spitzen Winkel. Sie haben mich immer an die billigen Photographien aus früheren Zeiten erinnert — an die Bilder, die falsch abgeschnitten sind, und in denen die Figur wind schief steht.

Die ungeübten Passagiere gleiten bald nach rechts, bald nach links, stoßen hie und da an, fühlen, wie der Boden unter den Füßen ihnen schwindet, und wie dann wieder der Boden gegen ihre Sohlen drückt, so daß sie kaum vom Fleck können. Kurz und gut, sie befinden sich in einem Zustande der Hülflosigkeit und der Ueberraschungen, der etwas sehr Lustiges hat, wenn nicht die Seekrankheit zu einer tragischeren Auffassung der Erscheinungen veranlaßt.

In der Nacht und am folgenden Tage waren die Nordsee und der Kanal sehr bewegt, und als wir am Freitag den 23. Januar Abends vor Southampton ankamen, hatten die Meisten unter der Seekrankheit schon empfindlich zu leiden gehabt. Es war schon dunkel, als wir in Southampton anlegten, und sobald das Schiff hielt, wurde mit der Arbeit des Kohleneinnehmens begonnen. Wir hatten noch starken Bedarf an diesem nöthigsten Material. Es mußten achthundert Tons = achtmalhunderttausend Kilo, acht Eisenbahnwagen voll zu je hundert Tons, eingeworfen werden, und das erforderte die angestrengte Thätigkeit einer ungezählten Menge von Kohlenträgern die ganze Nacht hindurch bis zum andern Mittag.

Am Vormittag des 24. begaben sich mehrere Passagiere an's Land. Wir sahen uns Southampton an, das sich wegen des schlechten Wetters nicht gerade in freundlichem Lichte präsentirte, dessen eigenartiger, specifisch englischer Charakter uns aber doch einiges Interesse abzugewinnen wußte. Auf dem Rückwege machten wir der „Augusta Victoria", dem Prachtschiff und Stolz der Hamburger Packetfahrt-Gesellschaft, einen Besuch. Die „Augusta Victoria" hatte die Vergnügungsreisenden, die sich die Wunder des Mittelländischen Meeres von Gibraltar bis zum Orient ansehen wollten, an Bord. Mit einigen Bekannten, die wir dort gefunden hatten — unter diesen dem Zeichner C. W. Allers, der seinen Bleistift für die Blätter des „Backschisch" schon gespitzt hatte —, besichtigten wir das wirklich wunderschöne Schiff, dessen prachtvolle Ausstattung wohl von keinem andern überboten wird.

Allzu lange hatten wir uns nicht aufhalten dürfen, denn Kapitän Bussius hatte uns nur bis Mittags ein Uhr beurlaubt, und die Zeit der vorgesehenen Abfahrt wurde auch ungefähr innegehalten.

Wir waren erst kurze Zeit unterwegs, die Sonne stand noch am Himmel, als das Schiff plötzlich hielt. Am Steuerruder war etwas nicht ganz in Ordnung. Die Zahnräder, durch die das Ruder in Bewegung gesetzt wird, griffen nicht mit vollkommener Sicherheit ineinander, und es mußten neue eingesetzt werden. Damit verloren wir wiederum einige Zeit. Das Schiff machte, während wir geankert hatten, sehr starke Schwankungen. Die Seefesten, die sich noch auf Deck wagen konnten, wurden dafür allerdings einigermaßen entschädigt durch einen herrlichen orangegelben Sonnenuntergang, in dem die phantastischen Zacken der Needles in der goldig aufspritzenden Brandung wundervoll aussahen.

Die eigentliche Seefahrt beginnt hinter den Needles. Nordsee und Kanal werden nicht für voll angesehen. Erst

von den Needles an berechnen die Seeleute den zurückgelegten Weg. Sobald wir auf hoher See waren, fing es an zu stürmen, und das Unwetter begleitete uns während der ganzen Dauer der Fahrt, bis auf einen einzigen guten Tag!

Kapitän Bussius hat die Freundlichkeit gehabt, mir aus seinem Schiffsjournal einen Auszug zu geben, und in diesem Buch wird das Wetter während der einzelnen Tage unserer Fahrt so charakterisirt:

25. Januar stürmischer Westwind.
26. Januar mäßiger Sturm von WNW. Hoher westlicher Seegang.
27. Januar ebenso. Hoher Seegang von NW.
28. Januar voller Sturm und hohe See.
29. Januar stürmische und hohe See von West.
30. Januar gutes Wetter.
31. Januar Sturm von West. Hohe See.
1. Februar frisch bis stürmisch von westlicher Richtung.
2. Februar ziemlich gutes Wetter. Nachts um ein Uhr nehmen wir Lotsen an Bord, ankerten neun Uhr Abends vor New York.

Erst am Dienstag den 3. Februar Morgens durften wir landen, volle vierzehn Tage nach unserer Abfahrt von Berlin, und dreizehn Tage nachdem wir unser Hotel in Bremen verlassen hatten!

Die „Trave", die bei gutem Wetter bequem ihre vierhundert und mehr Seemeilen täglich macht, hat es während der ganzen Fahrt nur ein einziges Mal auf dreihundertsiebenundachtzig Meilen gebracht, sonst an den günstigsten Tagen nur auf etwa dreihundertfünfzig, an besonders stürmischen Tagen aber hat sie nicht mehr als zwischen zweihundertfünfzig und dreihundert Meilen bewältigen können. Ein jämmerliches Resultat! Am 28. und 29. hatten wir Windstärke von neun bis zehn, und da die Scala nur bis zwölf reicht, so kann

man sich ungefähr denken, was das zu bedeuten hat. Es ist die schlechteste Fahrt, die Kapitän Bussius seit zehn Jahren gemacht hat. Die „Trave“ hat überhaupt niemals so viel Zeit gebraucht, wie auf dieser unglücklichen Reise. Im Schiffsjournal selbst sind die ungünstigen Tage noch viel schroffer als oben bezeichnet. Da heißt es z. B. unterm 31. Januar: „Stürmisches Wetter. Hohe See aus W. und NW. Schiff stampft heftig und nimmt beständig viel Wasser über den Bug. Segel fest.“ Und bei einer andern Observation desselben Tages: „Grobe See. Sturm mit schweren Hagelböen.“ Und dann wieder: „Sehr hohe See. Sturm.“

Man gewöhnt sich freilich an Alles, aber das andauernd schlechte Wetter wurde mitunter doch recht sehr ungemüthlich. Das Schiff machte tagelang so gewaltige Senkungen und Hebungen, daß die Schraube bei jeder Bewegung fast regelmäßig aus dem Wasser gehoben wurde, sich nun widerstandslos mit verdoppelter Gewalt in der Luft drehte und dadurch das ganze Schiff in eine gewaltig zitternde Bewegung versetzte.

Besonders unangenehm waren die Nächte. Obgleich die Betten vernünftiger Weise so eng sind, daß man wie eingekapselt darin liegt, lief man doch bei den rollenden Seitenbewegungen beständig Gefahr, herausgeschleudert zu werden. Bei besonders starkem Rollen trat Alles, was nicht niet- und nagelfest gemacht war, in der Cabine seine phantastische Rundreise an. Die schweren Handtaschen wurden wie von geheimnißvollen Mächten aus der vierten Dimension langsam hin- und hergeschoben; die an den Nägeln hängenden Gegenstände, Handtücher, Ueberzieher und Taschen, lösten sich von den Wänden langsam los und hingen schräg ab, frei in der Luft schwebend.

Einmal gewährte mir die unberechnete Beweglichkeit der Gegenstände eine große Annehmlichkeit. In einer stürmischen Nacht hatte ich, da ich doch nicht schlafen konnte, das elektrische Licht wieder aufgedreht. Ein verzehrender Durst quälte mich.

Ich hatte die dunkle Empfindung, als ob ich am Abend vorher mir eine Flasche Apollinaris mit in die Kajüte genommen hätte. Aber das Schiff bewegte sich so stark, daß ich mich aus meiner engen Lagerstätte, in der ich wenigstens ungefähr fest lag, nicht herauswagte. Außerdem hatte das Unbehagen — von der wirklichen Seekrankheit blieb ich ungefähr verschont — die bekannte Erscheinung hervorgerufen: die Lähmung der Thatkraft. Ich konnte mich nicht aufraffen. Die Rundfahrten, die meine Handtasche und meine Schuhe in der kleinen Kajüte antraten, belustigten mich freilich einen Augenblick, aber ich kam über den marternden Durst doch nicht hinweg.

Was gäbe ich jetzt für einen herzhaften Schluck! seufzte ich.

Und in demselben Augenblick kam, wie gerufen, aus einer unvorhergesehenen Ecke ganz langsam eine Flasche Apollinaris bis an mein Bett gerollt. Ich brauchte nur die Hand auszustrecken, um die kostbare Spende des Sturmes zu fassen. Mit einiger Mühe gelang es mir, die Flasche zu entkorken. Ich leerte sie fast auf einen Zug. Und als ich meinen Durst gestillt hatte, legte ich die Flasche ruhig wieder neben mein Bett. Da rollte sie denn ganz behaglich wieder ab und verschwand unter dem kleinen Sopha.

Die unabläßigen Bewegungen des Schiffes sind wohl die unangenehmste Wirkung des Sturmes. Aber auch der ununterbrochene, stöhnende und tosende Lärm greift auf die Dauer die stärksten Nerven an. Es ist ein unaufhörliches, heulendes eintöniges Sausen und Brausen in der Ferne, das sich allmählich nähert, ganz bedrohlich anschwillt, dann in ein klagendes fürchterliches Gestöhn übergeht, bis es endlich zu einem wild schreienden Geheul erstarkt. Alsdann beruhigt es sich wieder, und man hört immer nur und immer wieder das stete monotone klagende Sausen in der Ferne. Dazu kommt das Knacken und Krachen des ächzenden und stöhnenden Gebälks, das Stoßen und Paffen der gewaltig arbeitenden Maschine, und

mitunter ein fürchterlicher Schlag, wie von einer Riesenfaust gegen die Rippen des Schiffes geführt, laut klatschend. Zur Vervollständigung des unheimlichen Orchesters noch das donnerartige Klappen der losen Thüren und der dröhnende Anprall der aufgepeitschten Wassermassen, die über den Bug gejagt werden, und die alsdann mit dem Gedonner eines Wasserfalls gießbachähnlich wieder ins Meer stürzen.

Ganz schauerlich sind die Stöße von unten, wenn sich die Riesenwellen unter dem Körper des Schiffes brechen. Es sind Püffe, daß man glauben möchte, das ganze Schiff müsse bersten. Dann kracht es und wimmert und stöhnt es, daß Einem ganz ängstlich werden kann. Und doch hat man eigentlich nicht einen Augenblick wirklicher Beunruhigung. Man hegt blindes Vertrauen zur Güte des Schiffes, zur Tüchtigkeit und Vorsicht der Seeleute, und das Vertrauen ist durchaus gerechtfertigt. Die „Trave" hat sich in dem ungewöhnlichen Unwetter in der That in großartigster Weise bewährt. Obgleich die Wassermassen stundenlang unablässig über Deck gingen, bis hoch an den Schornstein heraufspritzten und sich einmal sogar durch das Oberlicht des Salons Bahn brachen, und obwohl befürchtet wurde, daß wir wenigstens einige Boote verlieren würden, ist das vorzügliche Schiff doch in vollkommen unversehrtem Zustande in den Hafen von New York eingelaufen und hat nach vierundzwanzigstündiger Rast die Rückreise nach Europa antreten können.

Um das schöne Schauspiel, das ich von meiner früheren Reise zum Glück kannte: die Einfahrt in den Hafen von New York, wurden wir diesmal betrogen. Am Montag, 2. Februar, sahen wir in den Nachmittagsstunden die ersten Streifen Land. Als wir aber vor New York ankerten, war die Dunkelheit schon hereingebrochen. Nur der gewaltige Lichtschein, die elektrischen Leuchten der Freiheitsstatue und im fernen Hintergrunde tausende von kleinen Lichtern in zwei

großen Massen vertheilt, und verbunden durch zwei Reihen kleiner Flämmchen, die Laternen der großen Brücke von New York-Brooklyn, kündeten uns die Nähe der großen Stadt.

Am andern Morgen, 3. Februar, befreite uns zu früher Stunde der Arzt des New Yorker Gesundheitsamtes aus der Quarantaine. Wir verabschiedeten uns vom Kapitän, von den Offizieren und von unserer Reisegesellschaft und stiegen an's Land. Durch die Liebenswürdigkeit eines New Yorker Freundes hatten wir unter den lästigen Zollscherereien, die jetzt seit Einführung der Mac Kinley-Bill noch besonders verschärft sind, in dem ungemüthlichen Schuppen nicht allzu viel zu leiden. Die kolossale Dampffähre beförderte unsern Wagen zugleich mit einem halben Dutzend anderen von Hoboken über den Hudson nach New York, und es mochte etwa elf Uhr Vormittags sein, als wir in dem ganz neuen, sehr schönen und großartigen Plaza-Hotel, in unmittelbarer Nähe des Central-Parks, unter Dach und Fach kamen.

I. Die Staaten an der Ostküste, von New York bis Florida, Louisiana und Texas.

1. New York.

Allgemeiner Eindruck. — Die eigenthümliche Gestalt der Stadt. — Die „avenues“ und „streets“. — Die fünfte Avenue. — Das Geschäftsviertel. — Kolossalbauten. — Der Broadway. — Der Verkehr. — Die Hochbahn. — Massenherbergen: die „spanish flats“. — Einzelheiten: eine Kunstsammlung, Wohnhaus eines Millionärs, Kaserne und Milizen, Gemeindeschule.

Es darf uns nicht in Erstaunen versetzen, wenn den Amerikanern, die über den Ocean zu uns kommen, die europäischen Verhältnisse oft recht kleinlich und dürftig erscheinen. Der auf das Gasthaus angewiesene Reisende ist in Amerika ohne Zweifel viel, viel besser aufgehoben als bei uns. Die guten Hotels sind aus unvergleichlich kostbarerem Material hergestellt und viel reicher und bequemer ausgestattet als die unsrigen. Die großen gemeinsamen Gesellschaftsräume im Erdgeschoß, die Lese-, Schreib-, Musik-, Spiel- und Rauchzimmer, die hydraulischen Aufzüge, die Heizungs- und Beleuchtungsvorrichtungen, das Mobiliar, besonders die riesigen Betten, die unvergleichlich bequemen und angenehmen Badeeinrichtungen — Alles das steht in den amerikanischen guten Hotels auf einer beträchtlich höheren Stufe der Vervollkommnung, als selbst in den besten unserer alten Welt. Durch die Vorzüglichkeit dieser Einrichtungen hat sich das amerikanische Hotelleben zu einer Besonderheit des Landes herausgebildet, über die ich später noch ausführlicher zu sprechen haben werde. Die Pracht-

hotels von Florida und Californien werden dazu die beste Gelegenheit bieten.

New York hat auf mich ganz denselben Eindruck gemacht wie vor sieben Jahren. Es ist die Stadt des athemlosen Hastens und Drängens, der Uebergeschäftigkeit, des rastlosen Erwerbens — die Stadt, in der das Erwerben auch die hauptsächliche, man möchte beinahe glauben: die einzige Freude des Daseins zu bilden scheint. In der Kunst des rechten Genießens aber, des guten Ruhens nach gethaner Arbeit, ist man über die ersten Anfangsgründe wohl kaum hinausgekommen. Es ist zugleich die Stadt der krassesten Gegensätze, mit den scharfsinnigsten Einrichtungen zur Erleichterung des Verkehrs, zur Ersparniß von Zeit, und wiederum andererseits dabei so erschrecklich saumselig und schwerfällig! An hunderten, ja an tausenden von Stellen klappert während der ganzen Börsenzeit der „Ticker“ und verkündet in jedem größeren Bureau, in jedem Hotel alle Schwankungen der Kurse, jedes einzelne contrahirte Geschäft. Wenn man aber im Hotel den Kellner ruft, so vergeht eine halbe Stunde, bis die einfachste Bestellung erledigt ist.

Die unglaublich langsame, ungelenke Bedienung fällt uns verwöhnten Europäern vor allem auf in dieser merkwürdigen Stadt von überwältigender Großartigkeit. Wir lassen uns wider unsern Willen von dieser Trödelei, die doch eine lächerliche Geringfügigkeit ist, verstimmen und müssen uns beständig zu vergegenwärtigen suchen, wie unklug und ungerecht es sein würde, wollten wir das, was sich uns hier an Neuem und Unerwartetem darbietet, vom engherzig deutschen Standpunkte aus betrachten, wollten wir beständig Vergleiche mit der Heimat ziehen. Sobald wir den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt haben, müssen wir vielmehr ernsthaft darauf bedacht sein, die Verhältnisse, in denen wir aufgewachsen sind, möglichst außer Acht zu lassen, die Dinge so zu nehmen, wie

sie hier sind, uns ihrer zu freuen, wenn sie uns Vorzüge bieten, die wir bisher vermißt haben, und nicht zu murren, wenn uns kleine Entbehrungen und Unbequemlichkeiten auferlegt werden.

New York hat sich, seitdem ich es nicht mehr gesehen habe, gewiß sehr vergrößert und sehr verändert; aber ich habe oft bemerkt, daß der Bewohner der Stadt selbst der Veränderungen viel mehr gewahr wird, als der Fremde, den man erst besonders darauf aufmerksam machen muß, daß seit seinem letzten Verweilen da und da neue Straßen oder gar neue Stadtviertel entstanden sind. Vor sieben Jahren lag der Central-Park, wenn ich mich recht erinnere, allerdings noch ungefähr am Ende der bewohnten Stadt. Jetzt rechtfertigt er seinen Namen durch seine beinahe centrale Lage.

Die eigenthümliche Lage der Stadt auf der langgestreckten Insel Manhattan, zwischen dem Hudson auf der einen und East River und Haarlemfluß auf der andern Seite — vom Festlande durch einen ganz schmalen Fluß getrennt, so daß sie eigentlich mehr als eine vorgestreckte Landzunge, denn als Insel bezeichnet werden könnte —, bedingt auch ganz eigenthümliche Verhältnisse des Verkehrs.

Die schmale und unendlich lange Stadt hat nur wenige Längsstraßen, die sogenannten „avenues“ — an den breiten Stellen der Insel etwa zehn —, dagegen eine unendliche Anzahl der diese Avenues rechtwinklig durchschneidenden Querstraßen, die im ältern und untern Theile der Stadt noch besondere Namen tragen, in der sich aber immer weiter ausbauenden Neustadt nach Zahlen benannt sind. Von diesen kürzeren Querstraßen, die von Osten nach Westen gehen, den „streets“, giebt es schon jetzt über zweihundert.

Der neuere Theil der Stadt ist sehr einförmig. Wohl unterscheiden sich die einen Straßen von den anderen durch größere oder geringere Eleganz der bequemen Wohnhäuser.

Etwa bis zur 60. Straße, bis zur Höhe des Central-Parks, scheinen sich die vom Schicksal Begünstigten niedergelassen zu haben, während in den hohen Nummern dem Norden zu weniger Begüterte billigeres Quartier finden. Wohl zeigt sich in dieser und jener der älteren Querstraßen ein besonderes geschäftliches Leben, so namentlich in der 14., die zum Union-Square, und in der 23., die zum Madison-Square führt. Da sind großartige Geschäftshäuser und Läden, da wogt beständig ein starker Verkehr. Im Allgemeinen sind indessen diese numerirten Straßen der neueren Stadt ziemlich still und verlassen. Und so bequem sich's in ihnen hausen mag, auf den Fremden üben sie geringen Reiz, da die einzelnen Wohnhäuser jeder einzelnen Straße nach derselben Schablone gebaut sind. Alle Häuser haben dieselbe Breite, dieselbe Höhe, dieselbe vorspringende Freitreppe, die von der Straße aus zu dem hochgelegenen Erdgeschoß führt. Diese kleinen Treppen stehen auf dem Grund und Boden, der vom Besitzer erworben werden muß, aber nicht bebaut werden darf. Es ist eine ähnliche Bauvorschrift, wie sie in Berlin für die Vorgärten im Thiergarten besteht. Im Allgemeinen strengen sich die Baumeister mit den Façaden nicht besonders an. Das einmal fertiggestellte Gebäude wird ein paar Dutzend mal in allen Einzelheiten knechtisch nachgebaut. Daher kommt es auch, daß die schönsten Häuser nicht recht wirken. Der getreue Abklatsch in allen Nachbarhäusern schlägt die Einzelwirkung todt und macht die Gesammtheit uninteressant.

Zumeist herrscht der nüchterne Zweckmäßigkeitsstil. An hunderten und aberhunderten von Wohnhäusern, die sicherlich im Innern auf das Bequemste und Zweckmäßigste eingerichtet sind, und die bei genauer Betrachtung auch in der äußeren Architektur viel Gutes und Schönes aufweisen, geht man vorüber, ohne daß das Auge durch irgend einen interessanten architektonischen Zug gefesselt würde. Man wird des Be-

achtenswerthen nicht gewahr, weil es sich immerfort wiederholt. Man sieht den Wald vor Bäumen nicht. Eines Vorzugs haben sich diese Häuser aber allesammt zu erfreuen: sie sind anspruchslos.

Meinem Geschmack sagen diese einfachen, soliden und sicherlich überaus praktischen Behausungen viel mehr zu, als manche der mit ungewöhnlichem Luxus ausgestatteten auffälligen Prachtbauten, die durch die bizarrsten und extravagantesten architektonischen Launen sich großpratschig in den Weg stellen, ohne das geringste Verständniß für die Umgebung in sinnlosen Stilwidrigkeiten gewaltsam die Blicke auf sich lenken und kaum ein anderes Gefühl aufkommen lassen, als das des Bedauerns darüber, welche Unsummen hier verschlungen sind, welches kostbare Material hier vergeudet worden ist, um der wüsten Geschmacklosigkeit zu genügen. Da stoßen sich normannische Burgen aus der Feudalzeit an römische Tempelbauten und maurische Paläste mit schlanken Säulen und gebrochenen Hufeisenbogen, und um das Chaos vollständig zu machen, sind inmitten der aus prachtvollstem Material, namentlich aus wunderbarem Marmor, aufgeführten Prunkgebäude ein paar elende Bretterbuden stehen geblieben, die mit bunten marktschreierischen Plakaten ganz bedeckt sind, und vor denen ein in schreienden Farben gestrichener Pfahl weithin sichtbar verkündet, daß man sich hier rasiren lassen kann.

Die größte und vornehmste der Längsstraßen ist die fünfte Avenue, die den neueren Theil der Stadt vom südlichen Ende an bis zum Central-Park geradlinig durchschneidet und die drei großen Squares: Washington, Union und Madison, streift. Die fünfte Avenue theilt also die Stadt der Länge nach in zwei Hälften, und die numerirten Straßen führen danach auch die Bezeichnungen „westliche" und „östliche".

Die fünfte Avenue ist eine sehr vornehme, schöne, aber

ein bischen langweilige Straße. Im obern Theile giebt es fast gar keine Läden. Die Häuser sind, wie überall, auf weite Strecken hinaus gleichmäßig gebaut, hier allerdings von besonderm Reichthum. Hier liegen auch die Paläste der Millionäre, unter denen sich namentlich die Hotels der Vanderbilt bemerklich machen. Von den verhältnißmäßig doch nur sehr wenigen Prunkbauten abgesehen, gleichen sich auch hier die meisten Wohnhäuser wie ein Ei dem andern. Das Straßenbild würde von betrübender Einförmigkeit sein, wenn es nicht durch die überraschend große Anzahl von Kirchen Abwechselung erhielte.

Es giebt sicherlich keine zweite Straße der Welt, in der auch nur annähernd soviel Kirchen wären, wie in dieser fünften Avenue. Die meisten Gotteshäuser sind in ihren Verhältnissen nicht sehr bedeutend; es sind eigentlich mehr Kapellen mit hochragenden Thürmen. Sie dienen auch weltlicheren Zwecken als bei uns. Sie bilden für die Mitglieder der Gemeinde gewissermaßen gesellige Vereinigungspunkte, in denen man sich zu harmlosen Abendunterhaltungen zusammenfindet, unter Umständen auch tanzt, in denen es aber, wie man mir gesagt hat, sehr ehrbar und züchtig zugehen soll. Von besonderer Schönheit ist die große, in edlem und rein gothischem Stile aus weißem Marmor erbaute Kathedrale. Die zu dem prachtvollen Bau erforderlich gewesenen kolossalen Summen sollen meistens durch irische Dienstboten aufgebracht worden sein.

Vom Central-Park bis zum Madison Square ist die fünfte Avenue eben nur vornehm, und sie verbindet mit dieser Eigenschaft die so oft der Vornehmheit eigene Langeweile. An den Squares wird es lebhafter und lustiger. Da sind auch die schönsten und reichsten Läden New Yorks. Da ist das berühmte Restaurant von Delmonico, in dem man sehr gut speist, wenn man sehr viel Geld ausgeben will, da ist das reichste und eigenartigste Geschäft Amerikas, Tiphany, der Goldschmied, Antiquitäten- und Curiosen-Händler.

Aber das rechte und echte New York, das lärmende, drängende, geschäftige, ist das vom Broadway durchschnittene alte New York an der Südspitze von Manhattan, mit dem Stadthause, dem Gerichtshof, der Post-Office, der Börse, dem Zollamt, den kolossalen Zeitungsgebäuden, den unglaublichen Geschäftshäusern. Von da führt auch die großartige Suspension Bridge über den East River nach Brooklyn hinüber.

Hier lärmt es und tobt es und wogt es während der Geschäftsstunden unablässig. Es ist eine wahre Sturmfluth, die namentlich in den Mittagsstunden während der Börse sinnverwirrende Verhältnisse annimmt. Man muß Nerven von Stahl haben, um in diesem Getriebe den Kopf nicht zu verlieren.

Am eigenartigsten wirken auf uns die kolossalen, hauptsächlich zu Geschäftsräumen der Banken, Bahnen, des Großhandels und der Industrie hergerichteten Gebäude, wie das des Equitable, wie Mill's Building u. s. w., in denen fünfzig und hundert und mehr große kaufmännische Verwaltungen in einem einzigen Hause untergebracht sind. Welchen Umfang der Verkehr in diesen Häusern hat, mag die eine Ziffer sagen, daß der hydraulische Aufzug, der Elevator, der in diesen mächtigen Gebäuden von acht bis zehn Stockwerken und mehr ausschließlich benutzt wird und den Gebrauch der Treppe nahezu ganz beseitigt hat, in dem einen Gebäude Mill's Building täglich fünfzehntausend Personen befördert. Fünfzehntausend Menschen an einem Tage in einem Hause hinauf und herunter!

In jeder dieser gewaltigen Herbergen ist unten im Vestibule ein alphabetisches Verzeichniß aller der Firmen und Personen angeschlagen, die in dem Hause ihre Geschäftsräume haben. Wir nennen das „stummer Portier". Dieses in großen Buchstaben gedruckte Verzeichniß mit der genauen Angabe der Korridore und der Zimmernummern wirkt hier

beinahe wie das Adreßbuch einer kleinen Stadt. Auch große Clubs sind in diesen Häusern untergebracht, unter denen namentlich der Juristen-Club, „Lawyer-Club", im Equitable durch seine angenehmen und großen Zimmer, mit vorzüglicher juristischer Bibliothek und ausgezeichneter Küche, stark besucht wird.

Zu derselben Kategorie baulicher Kolosse gehören auch die gewaltigen Zeitungspaläste der „New Yorker Staats-Zeitung", der „World", der „Tribune" u. s. w.

Während sich in den die Börse dicht umlagernden Straßen, also namentlich Wall Street, Exchange Place u. s. w., das Großgeschäft abwickelt, konzentrirt sich der Kleinverkehr hauptsächlich auf dem unsagbar geräuschvollen Broadway. Wir Europäer, auch wir Großstädter, die wir an eine bedächtigere Gangart gewöhnt sind, fühlen uns wie gerädert, wenn wir während der eigentlichen Geschäftszeit eine Stunde im untern Theile der Stadt, in der Wall Street und auf dem Broadway, verbracht haben. Aber die New Yorker scheinen dieser Fluthung von sich abhastenden, aneinander vorüberrasenden, sich vorwärts und bei Seite schiebenden Menschenkindern und dieses ewigen Getöses, des Geschreis und des Gerassels auf dem miserablen Pflaster kaum gewahr zu werden. Sie behaupten, daß sie sich daran gewöhnt haben. Das scheint mir jedoch eine gefällige Selbsttäuschung zu sein. Denn die meisten Männer, denen wir hier begegnen, machen den Eindruck des Abgespannten, Abgearbeiteten, Nervösen.

Eines wird jedenfalls dem Fremden auf den ersten Blick klar: das Geld wird in New York theuer bezahlt! Für die verhältnißmäßig nicht erheblich großen Freuden des Daseins muß man hier sehr beträchtliche Opfer bringen. Es ist eine Pferdearbeit, das Geschäft in New York. Und Alles ist Geschäft, nur Geschäft.

Durch den Umstand nun, daß Alle, die irgendwie ge-

schäftliche Interessen haben, um dieselben Stunden auf den verhältnißmäßig beschränkten Raum der Südspitze der Manhattan-Insel zusammenfluthen, wird bei der ganz eigenthümlichen Gestalt der schmalen langgestreckten Stadt der Verkehr in ein schmales Bett eingeengt und geht ausschließlich durch den einen Kanal der Avenues vom Norden nach dem Süden: von den neueren und neuesten Theilen der Stadt zur geschäftigen Altstadt. Und umgekehrt bei der Abfluthung von Süden nach Norden, vom Geschäftsviertel in die Wohnviertel. Die kurzen Straßen, die die Avenues rechtwinklig durchschneiden, spielen bis auf einige wenige in der Hauptströmung des Verkehrs gar keine Rolle. Am Vormittag fluthet Alles in das Börsenviertel hinab, und am Abend läuft die Fluth vom Börsenviertel in die Wohnviertel zurück.

Oeffentliche Fuhrwerke, die den Wiener Fiakern und Berliner Droschken entsprechen, werden in New York fast gar nicht benutzt. Die schwerfälligen Miethswagen sind unverhältnißmäßig theuer. Der Verkehr wird fast ausschließlich durch Omnibus, Pferdebahn und vor Allem durch die Hochbahn vermittelt. Diese Stadtbahn, die die ganze bewohnte Manhattan-Insel von einem Ende bis zum andern fast geradlinig durchschneidet, beginnt an der äußersten Südspitze, an der Südstraße, und endet an der 155. im Norden. Sie hat eine Länge von über neun englischen, also etwa zwei deutschen Meilen. Für die ganze Strecke gilt der einheitliche Satz von fünf Cents. Dieser ganz ungewöhnlich billige Fahrpreis hat die massenhafte Benutzung zu seiner natürlichen Voraussetzung gehabt, und die Berechnung hat sich als richtig erwiesen. Gegenwärtig durchlaufen vier ungefähr parallel liegende Stränge die ganze Länge der ungeheuren Inselstadt.

Von dem Verkehr auf dieser Hochbahn, der „Elevated", wie sie hier genannt wird, macht man sich in der That keine Vorstellung. Man muß sich das Vergnügen bereiten, einmal

an irgend einer Station eine Viertelstunde stehen zu bleiben, um zu sehen, wieviel Züge da heransausen und weitergehen, wieviel Leute aussteigen und einsteigen. Unmittelbar nach Abgang des einen Zuges kommt schon der andere wieder heran. Es versteht sich, daß der Bahnkörper zweigleisig ist, und daß die Züge auf jedem Geleise immer nach derselben Richtung hinfahren. Aber bei diesem ungeheuren Verkehr und bei der anscheinenden Sorglosigkeit der Verwaltnng, die sich um die Sicherheit der Reisenden wenig kümmert, die auch wegen der Anzahl der zur Beförderung zuzulassenden Personen keine philisterhaften Vorschriften erlassen hat — in den lebhaftesten Stunden sind nicht nur sämmtliche Sitzplätze besetzt, auch die Gänge und die Plattformen sind mit Fahrgästen überfüllt —, bei dieser Massenhaftigkeit der Beförderung, die sich selbst zu regeln und zu überwachen hat, ist es doch zu verwundern, daß so selten irgend ein Unfall vorkommt. Auf die ängstlichen Gemüther der zahmen Europäer, die sich daran gewöhnt haben, daß das Auge des Gesetzes über ihnen wacht und eine weise Obrigkeit sie bevormundet, wirkt die ganze Geschichte doch ein bischen unheimlich.

Auch der Bau dieser Bahn, die zum Theil über die belebtesten Straßen auf einer von Pfeilern getragenen Brücke führt, sieht durchaus nicht übertrieben vertrauenerweckend aus. Der Mangel an Schönheitssinn verleugnet sich auch in diesem Bau nicht. Von ornamentalem Ausschmuck ist völlig Abstand genommen. Was praktisch ist, gilt hier eben schon an sich als gefällig. Zur Verschönerung der Stadt trägt diese Bahn also ebensowenig bei, wie die Anlagen der Telegraphen und der elektrischen Beleuchtung mit ihren roh behauenen, ungestrichenen Masten und den oben angebrachten Querbalken, die die Leitungen tragen — diese abscheulichen, überall wiederkehrenden Telegraphenstangen, die die schönsten Straßen verschimpfiren.

Die Hochbahn wird von aller Welt, ohne Unterschied des Standes und des Vermögens, fast ausschließlich benutzt. Das Dasein des normalen New Yorkers spielt sich ab zwischen dem Elevator und der Elevated — von einer Abhetzerei zur andern.

Die Riesengebäude der unteren Geschäftsstadt, wie Equitable, Mill's Building u. s. w., haben auch in der ruhigeren und vornehmen Wohnstadt Nachahmung gefunden. In der Nähe unseres Hotels, unmittelbar am Central-Park, befindet sich eine jener erstaunlichen Miethskasernen, die einen ganzen Block einnimmt, das heißt, eines jener Quadrate, in die der langweilig systematische Plan die große Stadt zerlegt hat. Dieses Gesammthaus, das, ich glaube, zehn Stock hoch ist, ist von dem Spanier Navaro errichtet worden. Er hat auch den einzelnen Theilen des Gebäudes, deren jeder für sich ein Ganzes bildet, spanische Namen, wie Madrid, Barcelona, Sevilla u. s. w., gegeben, in der Architektur ein Gemisch von spanisch-maurischem und modernem Zweckmäßigkeitsstil angebracht und dem Ganzen den Namen „Spanish flats" beigelegt. Die zu diesem Complex vereinigten Gebäude haben einen gemeinsamen Hof, dem derselbe architektonische Gedanke zu Grunde liegt, der unter dem blauen Himmel Andalusiens in den lieblichen Häusern den entzückenden Mittelraum, den Pacio, geschaffen hat — gewissermaßen die altfränkische Diele unter freiem Himmel. Freilich sieht dieser Binnenhof hier zu Lande ganz anders aus! Wo dort die Pracht der Palmen und Camelien entzückt, gähnt uns hier der nüchterne Asphalt entgegen, und wo da die Wasser des Springbrunnens lieblich plätschern, ragt hier ein übergroßer eiserner Candelaber mit elektrischen Lampen auf.

Die Wohnungen in diesem gewaltigen Bau sind übrigens sehr bequem und schön, aber auch sehr theuer. In einem der Flügel wohnt im achten Stock unser berühmtester Landsmann Karl Schurz. Da der Elevator Tag und Nacht ar-

beitet, ist das Treppensteigen vollkommen beseitigt, und das Stockwerk spielt bei den Wohnungen gar keine Rolle. Die im siebenten und achten Stockwerk belegenen Wohnräume sind gerade so theuer wie die im ersten und zweiten. Mit der Zeit wird es sogar dahin kommen, daß die höchstgelegenen Wohnungen im siebenten Stock und darüber die theuersten werden, da man oben natürlich bessere Luft, besseres Licht und eine freiere Aussicht hat. Der Blick von der Wohnung Karl Schurz', über einen großen Theil von New York bis zum Hudson, über die Riesenbrücke, Brooklyn, New Jersey und die anliegenden Orte, bis weit in die Bay hinaus, ist wirklich verblüffend großartig.

Die Theuerung von Grund und Boden, die Freiheit in der Bauordnung, die in Bezug auf die Höhe der Gebäude keine Beschränkungen zu kennen scheint, und die allgemeine Benutzung des beständig laufenden hydraulischen Aufzugs, des Elevators, der die Mühseligkeit und Belästigung des Treppensteigens völlig aufgehoben hat, sind schuld daran, daß man immer höher und immer höher baut. Von Gebäuden, die sechs bis acht Stock haben, spricht man schon nicht mehr; sie gehören zu dem Gewöhnlichen. Aber das Ungewöhnliche steht hier vor Allem hoch im Kurse, und immer höher steigen die Gebäude auf. Und wenn man sieht, wie die hiesigen Baumeister in schaudererregender Vermessenheit sich den babylonischen Thurmbau zum Muster zu nehmen scheinen, so fragt man sich kopfschüttelnd: wie soll das enden? Auf der Plaza, einem der früher entlegenen, aber jetzt nahezu in das Centrum der Stadt gerückten Squares von New York, an dem unser Hotel liegt, werden jetzt zwei solche babelartige Hotels aufgebaut, die auf eine Höhe von vierzehn Stock angelegt sind. Das imponirt den New Yorkern gewaltig. Von diesen vierzehn Stock habe ich wohl ein Dutzend mal Wunderdinge sagen hören.

Die Amerikaner sind eben vor Allen das Volk der großen Zahlen und der Größenmaße. Nirgendwo hört man soviel Zahlen nennen wie hier, und je höher die Zahl ist, desto stärker auch der Respect. Hier zu Lande ist Größe an sich schon Schönheit. Man fragt nicht: wie? man fragt: wie groß? Ist irgendwo von einer Stadt die Rede, so wird sogleich die Zahl der Einwohner angeführt, spricht man von einem Hause, die Zahl der Stockwerke, die Ziffer der Baukosten. Immer ist es das Riesige, das Massenhafte, das interessirt und imponirt. Alles geht in's Große, in's Ungeheuerliche, in's Ungemessene.

Bei meiner Wanderung durch Amerika empfinde ich meinen Mangel an Interesse für Größenverhältnisse oft recht empfindlich. Ich habe mich nie danach erkundigt, wie hoch die Siegessäule und der Rathhausthurm in Berlin sind und was sie gekostet haben. Solche Einzelheiten kennt hier jedes Kind, und das sind auch die Angaben, die dem Fremden zuerst als das Interessanteste und Wichtigste gemacht werden. Und wie bei den Städten, bei den Baulichkeiten, so ist es auch bei den Menschen. Die Größe seines Vermögens ist das, was vor Allem bewundert wird und am meisten Achtung einflößt. Mit einem gewissen Stolz, als ob ein Abglanz des angehäuften Goldes auch auf den Berichterstatter fiele, nennt man die Namen der mächtigen Millionäre mit Hinzufügung der märchenhaft klingenden Zahl von Dollars, auf die ihr Vermögen geschätzt wird. Denn wie Alles, so ist auch das Privatvermögen in Amerika unverhältnißmäßig und kolossal. Aber auch die meisten der kräftigsten Millionäre verbringen ihr Dasein kaum anders als die rastlosen Glücksjäger, deren Ideal sie längst verwirklicht haben: in derselben athemlosen Hetzjagd nach Gewinn. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles!

* *
*

Indessen tritt in den letzten zwei Jahrzehnten eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung deutlich hervor, die der Annahme, daß der Erwerb Selbstzweck, daß man nach dem Golde nur des Goldes wegen strebe, widerspricht und einen versöhnlichen Gegensatz zur vermeintlichen Allmacht des Dollars bildet. Abgesehen von der bewundernswerthen Philanthropie, von den Schenkungen für gemeinnützige Zwecke in geradezu unglaublich hohen Beträgen werden in jüngster Zeit in der Neuen Welt jetzt auch für Kunstwerke kolossale Summen ausgegeben. Seit Jahr und Tag gehen die besten Bilder deutscher, französischer und spanischer Maler, meist auf Nimmerwiederkehr, über den Ocean, und Amerika nimmt im Kunstweltmarkt schon seit geraumer Zeit eine erste Stelle ein.

Mag man die Ursache der massenhaften Einfuhr hervorragender Kunstwerke aus der Alten Welt meinetwegen zum Theil auch auf Mode und Prunksucht zurückführen, die Thatsache bleibt auf alle Fälle bestehen, und ihre freundliche Wirkung kann nicht ausbleiben. Wenn es je eine Modenarrheit in der Welt gegeben hat, die auf Aller Sympathien rechnen darf, so ist es sicherlich die, schöne Kunstwerke zu erwerben und sich mit Schönem zu umgeben. Die reichen Leute namentlich in New York haben sich in jüngster Zeit Einrichtungen geschaffen, die nicht nur durch die Pracht des Materials und den Luxus der dekorativen Ausstattung, sondern auch durch den Werth der darin untergebrachten Kunstgegenstände das freudige Erstaunen jedes Kunstfreundes erregen müssen.

Es ist mir gegönnt gewesen, eins der interessantesten und originellsten Häuser eines amerikanischen Sammlers und Künstlers in Augenschein zu nehmen. Es ist vom jungen Tiphany erbaut, dem Sohne des berühmten Goldschmieds und Curiositätenhändlers, einem Manne mit künstlerischen Neigungen und entschieden künstlerischen Anlagen, der selbst recht talentvolle Bilder malt, und dem es seine Mittel gestattet haben,

sich in aller Herren Ländern umzuthun und dort, im Osten und Westen, im Süden und Norden, aus alter und neuer Zeit zusammenzukaufen, was ihm gerade gefallen hat.

Schon äußerlich fällt dieses Tiphany-Haus durch seine besondere Architektur auf. Es ist eine alte finstere Ritterburg mit Giebeln und Thürmen von mächtiger Höhe, mit verhältnißmäßig schmalem und niedrigem Eingang, in deren Mauern abwechselnd große und kleine Fenster und Luken gebrochen sind. Auf der Höhe der Luginsland. Die Mauern sind aus gewaltigen Quadern gefügt, klotzig und trotzig. Die eiserne Thür wird aufgewunden. Es fehlt nur noch die Zugbrücke. In der innern Vertheilung herrscht die lustigste Willkür. Der Architekt hat eine Anzahl überaus interessanter und durchaus eigenartiger Räume geschaffen. Am reizvollsten ist das Treppenhaus, das in der Art der fränkischen Diele gehalten ist. Von da aus führt eine breite Marmortreppe, die allerdings mehr als Schaustück, denn zu praktischer Benutzung dient, in die oben gelegenen Räumlichkeiten. Die Treppe wäre sogar entbehrlich, denn in rührendem Anachronismus fährt auch in dieser alten Burg der Elevator beständig auf und nieder.

Einzelne Räume sind von einer Großartigkeit, die verblüffend wirkt. Auf der Höhe des Hauses ist ein Raum geschaffen, der durch zwei oder gar drei Stockwerke führt, ein Atelier, wie ich es in dieser Pracht und in diesen Verhältnissen in meinem Leben nicht gesehen habe. Mit dem berühmten Atelier von Makart will ich es nicht vergleichen. Die Werkstatt des Wiener Künstlers war eben das unvergleichliche Werk des einzigen schönheits- und farbentrunkenen Malers. Aber auch hier ist durch die massenhafte Anhäufung des Eigenthümlichen, Schönen und Kostbaren etwas so ganz Eigenartiges entstanden, wie es wohl kaum ein zweites Mal zu finden sein dürfte. Die eine Seite des

riesigen Raumes wird von oben bis unten durch einen staffelartigen Aufbau eingenommen. Zwischen riesigen Blattpflanzen sind hier die merkwürdigsten Kunsterzeugnisse vornehmlich des Orients aufgestellt. Alles ist lediglich auf decorative Wirkung in größtem Maßstabe angelegt. Da wallen mächtige Teppiche in schönsten Mustern und Farben herab. Da glotzen uns fratzenhafte Götzenbilder an. Da steigen aus mannshohen Vasen Palmen und Cacteen aller Art auf. Da blitzen ungefüge Metallarbeiten, sonderbare Sculpturen, alte Majoliken und Fayencen, Alles in fremdländischen Formen und Farben. Inmitten steigt ein mächtiges metallenes Weihbecken auf, dem Tag und Nacht wie zu phantastischer Belebung des Ganzen feuchter wirbelnder Rauch entströmt. Das Massenhafte des Seltsamen und Schönen hat wirklich etwas Feierliches. Es stimmt andächtig wie zu einer gottesdienstlichen Handlung. Was da Alles an Seltsamkeiten und Kostbarkeiten aller Art aufgestapelt ist, spottet jeder Beschreibung. Alle Länder haben dazu beigesteuert, vor Allem der ferne Osten, und alle Zeiten, vor Allem die ferne Vergangenheit. In der ganzen Anordnung verräth sich der fein entwickelte Sinn für dekorative Schönheit, der dem glücklichen Besitzer zu eigen ist. Als echter Amerikaner wird der junge Herr Tiphany von dem Vorurtheile, daß auch des Guten zu viel sein könne, nicht angekränkelt. Jedes einzelne Stück ist an sich schön und die Summirung von überwältigender Wirkung.

Auch in den übrigen Theilen des Ateliers sind überall Kunstgegenstände seltenster Art, namentlich persische und indische Alterthümer, angebracht. Das krause Durcheinander hat etwas ganz seltsam Fesselndes. Hier darf man in Wahrheit das so oft mißbräuchlich angewandte Wort anwenden: es ist ein Museum. Freilich ein Museum ohne alle Ordnung, ohne System, aber gerade durch das Chaos, durch die ver-

wirrende Anhäufung des Verschiedenartigsten einzig in seiner Weise und in seiner Weise auch wunderschön. Die Weise ist allerdings echt amerikanisch. Das Qualitative kommt erst dadurch zur rechten Wirkung, daß es zugleich auch quantitativ mächtig ist. Es ist eine wahre Schatzkammer des Kunstgewerbes. Japanische Lack- und Metallarbeiten, maurische Fayencen, chinesisches Porzellan und Elfenbeinschnitzereien, venezianische Gläser, Delfter Teller und Schüsseln, italienische Bronzen, deutsche Schmiedearbeiten, persische Teppiche, französische Gobelins — Alles, was man nur ersinnen mag, in ungeheuren Anhäufungen.

Erstaunt und entzückt, aber auch verwirrt und bestürzt, bewundernd, aber vollkommen neidlos verließ ich diese in ihrer Art sicherlich einzige Wohnung.

* * *

Den völligen Gegensatz zu diesem Heim des Sammlers, der sich keine Liebhaberei zu versagen braucht, bildet das von einem unserer hervorragendsten Landsleute erbaute Haus eines andern New Yorker Millionärs, das ich alsdann besuchte. Es ist vielleicht das schönste Privatgebäude in New York, unmittelbar hinter der Kathedrale gelegen. Hier herrscht im Gegensatz zu dem wildherrlichen Durcheinander der Tiphany'schen Wohnung vornehme ernste Ruhe und strenge Gemessenheit. In der Verwerthung des allerkostbarsten Materials steht dieses Haus auf unerreichter Höhe. Kein fürstliches Schloß ist in gediegenerem Reichthum aufgeführt. Vom Söller zum Keller ist es aus Marmor gefügt, und zwar aus Marmor der alleredelsten und schönsten Art. Das mächtige Treppenhaus, die unteren Räume, die beiden riesigen Speisesäle, die aneinander stoßen und durch mächtige Flügelthüren in durchbrochener Holzarbeit miteinander verbunden sind, leuchten in den schönsten Farben des glänzenden Steins.

Die Kamine steigen beinahe bis zur Decke auf und nehmen nahezu die ganze Schmalseite der Räume ein. Der hohe Fries, der die Kamine abschließt, zeigt flach gehaltene Sculpturen. Der Hauptfries stellt die drei Parzen dar, die den Lebensfaden durch die Finger gleiten lassen, hier aber eine neue Bedeutung erhalten haben. Die eine heißt Moderatio, die andere Hospitalitas, die dritte Gaudium. Moderatio in diesen Räumen! Hier, wo alles Mögliche gewaltet hat, nur nicht gerade die Moderatio! Sehr beherzigenswerth ist sicherlich gerade in diesem Lande übermäßiger Geschäftigkeit die Mahnung an das Gaudium, die Lebensfreude.

Die breite Treppe führt aus dem mit großer Raumverschwendung angelegten Treppenhause zu den Gesellschaftszimmern hinauf. Da ist ein Festsaal, in dem sich's wohl 300 bis 400 Menschen bequem machen können. Auch dieser große Saal ist durch zwei Stockwerke geführt, mit einer Galerie und einem Orchester.

Bei allem stupenden Luxus, bei aller unerhörten Pracht hat das ganze Haus doch etwas sonderlich Ruhiges, Abgestimmtes, Einfaches, das gerade hier besonders auffällt. Es ist die Verneinung alles Großspurigen und Pratschigen, es ist der äußerste Ausdruck der Vornehmheit, des Reichthums, der sich Alles gewähren kann, aber nicht prunken will.

* * *

Derselbe Luxus in der Ausstattung überrascht uns auch auf andern Gebieten, auf denen in unserer Alten Welt bei der gebotenen Knauserigkeit eben nur das Allernothdürftigste in Bezug auf die Herstellung der Räume geleistet zu werden pflegt. In einem Lande, in dem man keine Soldaten zu sehen bekommt, gehört eine Kaserne schon an sich zu den Sehenswürdigkeiten. Aber die Kaserne in New York, die ich gesehen habe, ist nicht nur relativ, sie ist absolut interessant.

Nach dem Worte „Kaserne" müssen wir etwas ganz Anderes vermuthen als das, was uns hier gezeigt wird. Der Prachtbau, den wir durchwandern, wirkt auf uns Europäer wie eine kostspielige Tändelei. In Wahrheit ist es eine Art Casino, ein militärisches Clubhaus der Milizen. Soldat sein ist hier zu Lande nicht blos eine Pflicht, sondern auch für die Liebhaber ein sehr kostspieliges Vergnügen. Die Herren Gemeinen sind zum großen Theil wohlhabende, ja reiche Leute, mit einem Einkommen von 50- bis 100,000 Mark und darüber. Während der Zeit, die der „Dienst" — in Friedenszeiten: das Soldatenspielen Erwachsener — von ihnen in Anspruch nimmt, haben sie den begreiflichen Wunsch, das comfortable Dasein, an das sie gewöhnt sind, fortzusetzen. So haben sie sich denn in der schönen Gegend der Stadt ein herrliches Gebäude gebaut, inmitten eine wundervolle Exercirhalle mit Oberlicht. In Glasschränken, die ringsherum stehen, blitzen die Gewehre neuester Construction und in kostbarster Ausstattung. Die Empfangsräume, die Sprechzimmer für den Colonel, für den Major, für die Offiziere erinnern an die Audienzräume eines Fürsten. Das nennt man hier Kaserne! Daß da besonders rauhe Krieger zu strenger Manneszucht erzogen und zu den Strapazen und Entbehrungen eines ernsten Feldzugs gedrillt werden, erscheint auf den ersten Blick nicht recht einleuchtend. Man denkt unwillkürlich mehr an die Löffelgarde irgend einer Großherzogin von Gerolstein, als an eine zu ernsthaften Zwecken bewaffnete Macht. Gleichwohl sollen gerade die Milizen, wenn es drauf ankommt, vorzügliche Soldaten abgeben und an Manneszucht, Leistungsfähigkeit, Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen aller Art mit den besten Berufssoldaten rühmlich wetteifern.

* * *

Dieselbe angenehme Ueberraschung bereitete mir die Besichtigung einer Gemeindeschule. Von einem Bekannten hörte ich, daß in der Schule, in der er seine Tochter erziehen läßt, „Exhibition" sei — eine hier ländlich sittliche Einrichtung. An dem Tage dieser „Exhibitions" versammeln sich die Kinder zu den gewöhnlichen Schulstunden in ihren Klassen. Ich vermuthe, daß sie den Sonntagsstaat angelegt hatten, obwohl mir das bestritten wurde.

Die kleinen Mädchen in ihren frischen Farben, zum großen Theil bildhübsche Kinder, waren allerliebst angezogen, von strahlender Sauberkeit, alle geschmackvoll, einige freilich ein bischen zu kokett. Ihre schriftlichen Arbeiten, ihre Hefte und Zeichnungen lagen eingesammelt vorn auf dem Tisch. Auf die Sorgfalt der schriftlichen Arbeiten scheint hier ganz besonderer Werth gelegt zu werden. Ich habe wenigstens zwei Dutzend Hefte in Händen gehabt; alle waren in musterhafter Ordnung, und alle zeigten auffällig schöne Handschriften; ebenso waren die Zeichnungen, namentlich die geographischen, für das Alter der Kinder ganz erstaunlich.

Zu diesen „Exhibitions" werden nun die Eltern eingeladen, um in die schriftlichen Arbeiten Einsicht zu nehmen und zu sehen, wie die Kinder untergebracht sind. Mit der Hauptlehrerin, einer Dame deutscher Abkunft, machten die anderen Lehrerinnen und die jungen Mädchen der vorgeschrittenen Klassen die Honneurs mit vollkommenem Tact.

Die Schulräume sind reizend, sehr bequem, hoch, luftig, und nach unseren Begriffen sogar überreich ausgestattet. Die Schule machte den Eindruck eines sehr vornehmen Instituts, in dem nur Kinder von Eltern, die für die Erziehung erhebliche Summen ausgeben können, unterrichtet werden. Um so größer war meine Ueberraschung, als ich hörte, daß ich mich in einer richtigen Communalschule befand, Nr. 69 — es giebt über hundert solcher Anstalten in New York —, in

der nicht nur der Unterricht unentgeltlich ertheilt, sondern auch der gesammte Lernstoff an Büchern, Schreibmaterial u. s. w. kostenfrei verabfolgt wird. Die Lehrerinnen beziehen hier anständige Gehälter, die im Verhältniß zu den bei uns gezahlten sehr hoch sind. Die Directorin hat ein Gehalt von 2000 Dollars, die Hülfslehrerinnen haben ungefähr 800 Dollars Einkommen.

In den unteren Klassen scheint man verständigerweise dem Anschauungsunterricht besonders geneigt zu sein. Botanik wird mit wirklichen Pflanzen und Blumen gelehrt. Auf den großen geographischen Karten werden die Landesproducte bildlich dargestellt, und zwar so, daß sie mit Stecknadeln aufgespießt werden. Das Ganze machte einen überaus freundlichen und tüchtigen Eindruck.

* * *

In der verhältnißmäßig knapp bemessenen Frist meines diesmaligen Aufenthaltes in New York hatte ich nun so ziemlich Alles gesehen, was ich hatte sehen oder eigentlich wiedersehen wollen: die interessante Physiognomie der mächtigen, rührigen und erfolgreichen Stadt, das hastige Treiben im Geschäftsviertel, die Stille während der Feierstunden in den entfernteren Gegenden, das Gesammtbild und charakteristische Einzelheiten. Die begreifliche Ungeduld, das mir noch Neue der Neuen Welt möglichst bald in Augenschein zu nehmen, kitzelte mich unaufhörlich, und so behaglich wir uns auch in dem schönen Hotel gefühlt hatten, ward ich doch eigentlich erst froh, als der Wagen uns zur Bahn beförderte.

---

2. Von New York nach Washington.

Das Reisen in Amerika. — Der vollste Gegensatz zum Reisen in Deutschland. — Die Pullman-Wagen. — Rauch-, Restaurations- und Buffetwagen. — Schlafwagen. — Das Land des Provisorischen und der Gegensätze.

New York, die großartige und imponirende Stadt, besitzt noch immer keinen einigermaßen anständigen Bahnhof. Die Zumuthungen, die die verschiedenen Eisenbahndirectionen an die Genügsamkeit des Publicums stellen, sind stark. Die Räumlichkeiten, in denen das Gepäck aufgegeben wird, die Wartesäle u. s. w. sind von jämmerlichster Beschaffenheit.

Ein jedes Land hat unzweifelhaft nicht blos die Regierung, die es verdient, sondern auch die Einrichtungen im Allgemeinen; das Wohnen, Essen, die Bedingungen des Verkehrs ꝛc. passen sich sicherlich den verschiedenen Bedürfnissen der verschiedenen Länder am zweckmäßigsten an. Wenn bei uns die Eisenbahnwagen in kleine Coupés zerlegt sind, so entspricht das fraglos unsern Neigungen. Wir suchen auf dem Wege, den wir auf den Schienen zurückzulegen haben, keine Gesellschaft. Wir preisen es sogar als eine glückliche Fügung, wenn wir womöglich auf dem ganzen Wege in unserm Coupé allein bleiben, und betrachten mürrischerweise eigentlich jeden später eintretenden Fahrgast als einen unberechtigten Eindringling, der uns im wohlerworbenen Alleinbesitz des Coupés stört. Auch im schlimmsten Falle haben wir nur verhältnißmäßig wenig Personen zur Gesellschaft. In unserm engen Coupé ist für alle Fälle genügend Raum, um ohne irgendwelche Behelligung unser Handgepäck, sogar von beträchtlicherem Umfange, unterbringen zu können.

Bei der ungeheuren Ausdehnung des amerikanischen Festlandes und den großen Strecken, die die Reisenden dort zurückzulegen pflegen, scheint unser System der egoistischen Absonderung nicht das Richtige zu sein. Die Amerikaner

fahren gern in größerer Gesellschaft. Sie bekümmern sich freilich um ihre Reisegefährten so gut wie gar nicht, aber es scheint ihnen angenehm zu sein, auf dem oft langen Wege, der unter Umständen mehrere Tage und Nächte in Anspruch nimmt, Leute um sich zu haben. Außerdem macht sich auf diesen langen Strecken das Bedürfniß geltend, sich ein wenig Bewegung zu machen. Wir sitzen fest eingepreßt in unserm engen Coupé und können uns nicht vom Flecke rühren. Die großen amerikanischen Wagen sind, wie dies ja auch schon auf einigen Strecken in Deutschland bei sogenannten durchgehenden Wagen eingeführt worden ist, so eingerichtet, daß in der Mitte ein Gang frei bleibt, daß der Uebergang von einem Wagen zum andern überbrückt ist, und daß man also auch während der Fahrt von einem Ende des Zuges zum andern gehen und auf der Plattform frische Luft schöpfen kann.

Die gewöhnlichen von der Eisenbahn gestellten amerikanischen Wagen, die in dem Lande der Demokratie keine Klassenverschiedenheit aufweisen, sind zwar ganz anständig, aber keineswegs besser als die unsrigen — so eine Art von Zwischending zwischen zweiter und dritter Klasse. Einen Vorzug haben diese Wagen unbedingt vor den unsrigen: sie sind viel fester, aus viel besserem und widerstandskräftigerem Material construirt, deshalb aber auch natürlich viel schwerer. Bei Eisenbahnunfällen haben sich diese Wagen immer in großartiger Weise bewährt.

Jeder einigermaßen Begüterte verschmäht aber diese gewöhnlichen Eisenbahnwagen und benutzt die von Privatgesellschaften eingestellten. Unter diesen stehen die der Pullmanschen Gesellschaft obenan. Die Pullman-Wagen sind mit großartigem Luxus und in prächtiger Eleganz ausgestattet. Das dazu verwandte Material, die Holzarbeiten, das Stoffliche, die Metallarbeiten — Alles das ist von unübertreff-

licher Qualität. Auf den behaglichen Sesseln, die auf ihrer breiten Basis verstellbar und drehbar sind, sitzt man so bequem wie nur möglich; und die Amerikaner haben ganz Recht, wenn sie sagen, daß in dem alten Europa kein Eisenbahnwagen gefunden werden könne, der sich auch nur annähernd an Kostbarkeit, Geschmack und Solidität der Ausstattung mit diesen Pullman-Wagen vergleichen ließe.

Die Wagen haben jedoch in den Augen der Europäer auch ihre Schattenseiten, unter denen die genügsamen Amerikaner anscheinend gar nicht zu leiden haben. Für die Unterbringung des Handgepäcks ist eigentlich gar kein Raum vorhanden. Der normale altweltliche Reisende, namentlich der Deutsche, thut's ja nie unter zwei bis drei Stück Handgepäck; eine ziemlich umfangreiche Tasche oder der kleine Handkoffer, die Plaidrolle und sonst noch irgend ein Carton mit geheimnißvollem Inhalt bilden bei uns die regelmäßige Begleitung des Reisenden in seinem Coupé. Der Amerikaner kommt mit seinem ganz kleinen Reisetäschchen aus Alligator vollkommen aus, und gerade dafür, aber auch für nicht mehr, ist in den Pullman-Wagen der erforderliche Platz geschaffen.

Uns ist es nun überhaupt unangenehm, auf der Fahrt mit ein paar Dutzend gleichgültigen Menschen in demselben Raum zusammen zu sein, und die erzwungene Gemeinsamkeit in einem großen rollenden Saale hat Unzukömmlichkeiten, die uns höchst lästig dünken. Auf individuelle Neigungen kann bei dieser Kasernirung natürlich keine Rücksicht genommen werden. Bei uns werden nach vorheriger Verständigung mit den paar Mitfahrenden die Fenster nach Belieben geöffnet oder geschlossen, die Heizungsvorkehrungen benutzt oder abgestellt, die Lampen verdunkelt oder nicht, gerade wie es in den Wünschen des Reisenden liegt, der in seinem Coupé entweder allein und unbeschränkter Herr ist, oder der doch fast in allen Fällen auf ein freundliches Entgegenkommen der geringen

Zahl der Mitreisenden rechnen darf. Davon kann bei dem amerikanischen System der Massenvereinigung der Reisenden in demselben Raume natürlich nicht die Rede sein. Hier muß ein Durchschnittsmaß der Bedürfnisse und Wünsche angenommen werden, und jede individuelle Regung wird durch die Rücksicht auf das Allgemeine erstickt. Der schwarze Wagendiener entscheidet aus eigener Machtvollkommenheit darüber, wann die Luftklappen oben zu öffnen sind und wann sie geschlossen werden sollen. Die Fenster dürfen überhaupt nicht aufgemacht werden. Er bringt das Coupé im Winter auf den Wärmegrad, der ihm der angenehmste ist, und stellt die Heizung ab, wenn es ihn gutdünkt. Hält er es für richtig, durch den Wagen einen frischen Zugwind streichen zu lassen, so thut er's; dünkt ihn hermetische Absperrung angemessen, so ist jeder Protest dagegen nutzlos.

Es versteht sich ganz von selbst, daß in diesen großen Wagen nicht geraucht werden darf. Es reisen ja auch Damen mit. Das Schicksal der Raucher ist in Amerika überhaupt beklagenswerth. Nicht einmal auf den Fluren und im eleganten Vestibule der vornehmeren Hotels darf geraucht werden. Die Raucher werden überall in besondere für sie hergerichtete Räume zusammengeworfen, und diese Räume zeichnen sich überall durch Unsauberkeit und Ungemüthlichkeit in unvortheilhaftester Weise aus. Die besonderen Rauchwagen in den Zügen sind ganz schauderhaft, und wenn man es da nur zehn Minuten aushalten will, muß die Leidenschaft schon ganz bedenkliche Verhältnisse angenommen haben. In dem verhältnißmäßig kleinen Raum sind etwa vierundzwanzig paffende Individuen zusammengepfercht. Die Ventilation ist vollkommen ungenügend. Es ist eine Temperatur, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Dazu kommt noch der süße, scharfe, penetrante Geruch der amerikanischen Cigaretten, und vor Allem die schauderhafte Unart des Spuckens. Die sechs

bis acht Spucknäpfe, die in den Gängen stehen, bilden die beständige Zielscheibe der Umsitzenden. Die Virtuosität, mit der gespuckt wird, die Treffsicherheit aus erheblicher Entfernung ist allerdings erstaunlich, aber hübsch ist es nicht.

In den Restaurationswagen ißt man gewöhnlich ganz gut und verhältnißmäßig nicht zu theuer. Auch hier überbietet die Ausstattung bei weitem die unserige.

Neben diesen besonderen Restaurationswagen, den „Dining Cars", besteht noch eine Vorrichtung, die den Reisenden gestattet, unterwegs einen Imbiß zu nehmen, ohne den Wagen verlassen zu müssen. Gewöhnlich haben die amerikanischen Stationen keine Wirthschaften; die Bahnrestaurationen sind spärlich auf weite Strecken vertheilt und zumeist nicht gut. „Buffet Cars" nennt man die Salonwagen, in denen dem Reisenden während der Fahrt Speisen und Getränke verabreicht werden. Ich habe nur einen dieser Buffet Cars kennen gelernt, und zwar einen der Wagner'schen „Palace Car Company", auf der Strecke zwischen Chicago und den Niagara-Fällen, und die Erfahrungen, die ich da gemacht habe, sind die allerunangenehmsten gewesen. Für miserable Verpflegung habe ich wahre Phantasiepreise zahlen müssen. Für einige Scheiben Schinken, eine kleine Flasche Bier und etwas Thee wurden mir gegen 12 Mark berechnet. Ursprünglich hatte der Schwarze noch 3 Mark mehr verlangt. Er entschuldigte sich wegen des Additionsfehlers, als ich ihn auf die Schwindelei aufmerksam machte. Und diese Bedienung! Zwischen der Bestellung und der Ausführung lag ein Zeitraum von thatsächlich $3^3/_4$ Stunden! Um $^1/_2$8 Uhr bestellten wir unser Abendessen, um 9 Uhr erlaubten wir uns zu fragen, ob es nicht bald kommen würde, um 10 wurde uns versichert, nun werde es nicht mehr lange dauern, um 11 legten wir uns zu Bett, um $^1/_2$12 kam das Gewünschte. Dabei hatten wir, wohlgemerkt, von der Speisekarte, die ein paar Dutzend Gerichte vorflunkerte,

das Allereinfachste ausgewählt. Die Schuld ist hier übrigens nicht ausschließlich der Saumseligkeit der Bedienung zur Last zu legen. Die ganze Einrichtung ist lächerlich. Die Küche mit Speisekammer hat die Größe eines schmalen Halbcoupés. Der eine Schwarze, der da das Essen zusammenpantscht, die Conservenbüchsen in heißes Wasser stellt, Fleisch aufschneidet u. s. w., soll vierzig hungrige Personen sättigen!

In schroffem Gegensatz zu den amerikanischen Anschauungen werden die meisten Deutschen unseren engen kleinen Schlafwagen den Vorzug vor den amerikanischen geben. In Amerika sind die Betten allerdings sehr viel besser und breiter. Damit sind aber auch die Vorzüge der amerikanischen Schlafwagen-Einrichtung ungefähr erschöpft.

Das System der Kasernirung wird drüben auch für die Schlafwageneinrichtung beibehalten. Zwischen 8 und 9 Uhr beginnt der schwarze Wagendiener den großen Saal in ein Dutzend Separatcabinets umzubauen, die sogenannten „Sections". In jeder dieser Sections ist ein Raum von zwei Betten übereinander. Der Reisende, dem es nicht darauf ankommt, ein paar Dollars mehr zu zahlen, nimmt immer eine ganze Section für sich, und in diesem Falle wird das obere Bett nicht heruntergeklappt. Zahlt er aber nur für ein Bett, so wird das obere Bett unnachsichtig herabgelassen, ob nun Jemand darin schläft oder nicht. Der Reisende soll nicht von der Gunst des Zufalls profitiren, sondern soll für die Annehmlichkeit, ein paar Kubikfuß freiere Luft über sich zu haben, unbedingt zahlen. Während das Bett hergerichtet wird, muß man irgendwo hospitiren oder sich im Gange herumtreiben, und wenn die Ruhestatt bereitet ist, bleibt Einem auch nichts Anderes übrig, als entweder auf dem Gang herumzustehen oder sich sofort ins Bett zu legen. Es ist absolut kein Raum zu weiterem Verweilen irgendwo geschaffen. Der ganze verfügbare Raum der Section wird ausschließlich von den beiden Betten eingenommen und un-

mittelbar davor der Vorhang zugezogen. Man muß sich also in liegender Stellung entkleiden oder, wenn man die Section allein hat, in knieender. Zur Umwandlung der Tag- in die Nachttoilette gehört eine gewisse Kunstfertigkeit, und wo man die Kleidungsstücke, die man ausgezogen hat, unterbringt, bleibt der Findigkeit des Einzelnen überlassen.

Während der für den Schlaf angesetzten Zeit wird der ganze Wagen hermetisch verschlossen. Man kann sich selbst eine Vorstellung davon machen, wie in diesem Raume, in dem einige zwanzig Leute etwa acht Stunden ohne die geringste Zuführung von frischer Luft zusammen athmen und ausathmen, wo dicke Stoffe, Teppiche, Vorhänge, wollene Decken, Matratzen, massenhaft aufgestapelt sind, die Luft in den vorgeschrittenen Stunden der Nacht und am Morgen beschaffen ist. Dazu kommt noch, daß von den etwa zwanzig Mitschläfern doch wenigstens fünf bis acht schnarchen, husten, sich räuspern. Wenn man sich Alles das vergegenwärtigt, wird man sich selbst sagen müssen, daß die Vereinigung dieser Unannehmlichkeiten den Aufenthalt in einem wenn auch noch so eleganten amerikanischen Schlafwagen mit vortrefflichen Betten doch ziemlich unbehaglich macht.

Die ersten Morgenstunden sind die wenigst erfreulichen. Für die ganze Schaar der Mitreisenden sind nur zwei Waschtoiletten eingerichtet, eine für die Herren, eine für die Damen. Alle sind genöthigt, durch denselben schmalen Gang zwischen den Betten nach diesen Toiletteräumen zu steuern. Man sieht da Erscheinungen, die nicht gerade schön sind. Namentlich habe ich mich darüber gewundert, wie die amerikanischen Damen, denen man sonst wohl den Vorwurf macht, daß sie übertrieben eitel seien, sich hier in einem Aufzuge zeigen, der durchaus geeignet ist, die Illusion, die man sich am Tage vorher von der Anmuth und Schönheit der interessanten Mitreisenden gemacht hatte, grausam zu zerstören.

Hier scheint mir also unser vielgeschmähtes deutsches Zellensystem der amerikanischen Gemeinsamkeit vorgezogen werden zu müssen, wenn auch unsere Betten schmäler und unsere Matratzen härter sind.

Mein Urtheil ist um so unbefangener, als ich persönlich unter den geschilderten Unannehmlichkeiten so gut wie gar nicht gelitten habe. Bis auf eine ganz kurze Strecke habe ich mit den Meinigen die ganze große Fahrt in einem herrlichen Privatwagen zurückgelegt, der mir in jeder Beziehung Bequemlichkeiten darbot, von denen sich unsere europäische Reiseweisheit nichts träumen läßt. Ich habe auch der Wahrheit gemäß zu constatiren, daß selbst die verwöhntesten Amerikaner für alle diese Dinge, die ich als Unannehmlichkeiten bezeichnet habe, eine sehr geringe Empfänglichkeit besitzen, daß sie allesammt ihre Art des Reisens als die allein richtige und angenehme in aufrichtiger Begeisterung preisen und namentlich den Pullman'schen Palastwagen die überschwänglichsten Lobsprüche spenden. Ich darf ferner nicht verschweigen, daß das Reisen in Amerika trotz Allem, was uns nach unsern Gewohnheiten lästig und unpraktisch erscheint, auch nicht entfernt so stark abspannt und anstrengt, wie das Reisen bei uns. Eine Strecke von vierundzwanzig, sechsunddreißig Stunden wird zurückgelegt, als ob es gar nichts wäre, und man verläßt den Wagen gerade so frisch, wie man eingestiegen ist. Ich komme daher zu dem Schluß, den ich zu Anfang dieser Besprechung aufgestellt habe: alle eigenthümlichen Einrichtungen eines Landes sind den besonderen Bedingungen dieses Landes am angemessensten; und vor vorschneller Kritik, die einseitig von den gewohnten Verhältnissen der Heimat ausgeht, muß man, wenn man durch ein fremdes Land reist, immer auf der Hut sein.

* * *

In sausender Geschwindigkeit rast der Zug von New York südwärts auf Washington zu, und auch schon auf dieser vielbefahrenen Strecke, die wir in vollster Geschwindigkeit durcheilen, tritt uns der Charakter des Landes in einigen seiner eigenthümlichsten Erscheinungen deutlich entgegen. Wir empfangen von dem, was wir um uns sehen, fast immer den Eindruck des Provisorischen, Unfertigen, auf schnellen Abbruch und zu schneller Umgestaltung Berechneten. Sobald wir uns von den großen Städten entfernen, schwinden die massiven Gebäude, wir sehen fast nur noch Holzhäuser. In der Monotonie der gewöhnlich weiß getünchten, von Wind und Wetter aber schmutzig grau gewordenen Häuser gewähren die marktschreierischen kolossalen Plakate, die überall, wo nur irgend Platz dafür zu finden ist, angeschlagen sind, eine gewisse Abwechslung, die freilich kaum schön genannt werden kann.

An den großen und bedeutenden Städten, die auf unserm Wege liegen, an Philadelphia und Baltimore, fahren wir diesmal vorüber. Für die Großartigkeit und die unaufhörlichen Fortschritte des amerikanischen Handels und Wandels bedürfen wir, da wir aus New York kommen, keiner besonderen Zeugen. Zu einem eingehenderen Studium fehlt es uns jetzt überdies an Zeit und Sammlung. Was wir als äußerlich wahrnehmbare Erkennungszeichen dieser industriellen und kommerziellen Leistungen schon gesehen haben, muß einstweilen unseren Bedürfnissen genügen. Wir werden es zudem auf Schritt und Tritt wiederfinden; am sichtbarsten und interessantesten werden uns diese Erscheinungen, die Verkündiger des überraschenden Aufblühens und Gedeihens, im fernen Westen vor die Augen treten — da, wo die Boten und Träger der Kultur auf jungfräulichem Boden in vollster Frische und Urwüchsigkeit ihre eigenartigste Gestalt angenommen haben.

Einstweilen befinden wir uns noch auf dem von den Ansiedlern zuerst aufgesuchten Gebiete der Ostküste, das in

seinem jahrhundertalten unausgesetzten und von Jahr zu Jahr in unwahrscheinlicher Weise sich steigernden Verkehr mit Europa die amerikanische Eigenart am meisten abgeschliffen hat — oder vielleicht besser gesagt: auf dem sich die spezifisch amerikanischen Eigenheiten, wie sie sich in härtester Arbeit, im unerbittlichen Kampfe der Kultur gegen die widerstrebende Wildnißnatur herausgebildet, am wenigsten haben entwickeln können.

Aber auch auf diesem kurzen und eigentlich nicht vielsagenden Wege von New York nach Washington zeigt sich uns der amerikanische Norden, dieser kolossale Neubau, an dem unablässig gearbeitet wird, in der Gestalt, die uns Europäern zunächst am meisten auffällt: als das Land der schroffsten und unvermitteltsten Gegensätze. Mächtige Städte mit stolzen Prachtbauten werden von elenden Weilern mit schmutzigen Bretterbaracken abgelöst, wohlbestellter, mit allen erdenklichen Vervollkommnungen der Landwirthschaft ausgenutzter Boden mit lieblos vernachlässigter Wüstenei. Und diese Gegensätze gewahren wir überall, in der Natur und in der Kultur, in allen Einrichtungen und Verhältnissen, im Großen und im Kleinen. Inmitten des fabelhaft erregten Geschäftslebens, das die gesundesten Nerven zermartert und aufarbeitet, streckt sich die Oede und Verlassenheit. Neben der bis auf's äußerste Raffinement getriebenen Zweckmäßigkeit in den Vorkehrungen behauptet sich eine verblüffende Umständlichkeit und Schwerfälligkeit. Die sinnreichsten und findigsten Hebel werden in Bewegung gesetzt, um einige Minuten zu ergeizen, und Stunden werden vertrödelt. Im Ueberfluß des Comforts hat man oft das Einfachste und Nächstliegende zu entbehren.

In den großen Speisesälen der Hotels stehen so und soviel Neger herum, die auf den Eintretenden fahnden, ihm mit athemloser Geschäftigkeit einen Platz am Tisch anweisen und das Glas mit Eiswasser füllen. Sorgsam wird darauf

geachtet, daß das zum Frühstück aufgetragene Brod zu angenehmer Temperatur durchwärmt sei. Zwischen der Bestellung der einfachsten Mahlzeit aber und dem Auftragen der Speisen vergeht eine Zeit, die uns eine kleine Ewigkeit dünkt. Blinkend plattirte Messer erfreuen unser Auge, aber ihren einzigen Beruf: zu schneiden, erfüllen sie nicht. Es ist thatsächlich keine Uebertreibung, daß man in ganz Amerika in den Hotels auch nicht ein Messer findet, das gut schneidet. Man muß sich von den schönen saftigen Fleischstücken die Bissen mühsam und langsam absäbeln. Die Zimmer in den herrlichen Hotels der Großstädte sind durch die elektrischen Leitungen taghell beleuchtet. Man braucht blos den Knopf zu drehen, und der Kronleuchter strahlt blendende Helligkeit aus. Eine Kerze ist aber im Zimmer nie zu finden; und wenn, wie dies selbst in den allerbesten Hotels vorkommt, die einfache Vorkehrung, auch am Bett eine elektrische Lampe anzubringen, die vom Bett aus entzündet und gelöscht werden kann, verabsäumt worden ist, so muß man, wenn man sich zur Ruhe begeben will, entweder im Dunkeln in's Bett tappen, oder sich den Weg zum Bett mit dem feuergefährlichen und übelriechenden Schwefelholz beleuchten. Am Frühstückstisch ist die Bedienung überreich. Sogar der Zucker wird vom schwarzen Kellner mit der Zange in unsern Thee geworfen. Am Bahnhof aber findet man keinen Menschen, der das Handgepäck vom Waggon zum Omnibus bringt.

Hier im Lande der Freiheit, wo Jeder thun kann, was er mag, bestehen in Bezug auf die Heiligung des Sonntags die starrsten Gesetze eines drakonischen Pietismus. Natürlich werden sie umgangen. Wer am Sonntag, an dem der Ausschank von geistigen Getränken verboten ist, ein Glas Bier trinken will, muß sich auf Umwegen in die geschlossene Schenkstube einschleichen. In New York soll die Bar, der Schenktisch, an dem die wohlschmeckenden Mischtränke credenzt

werden, um ein Uhr geschlossen sein. Dieser gesetzlichen Vorschrift wird dadurch genügt, daß man einfach um den Schenktisch eine spanische Wand stellt und nun also auf einem kleinen Umwege an das Buffet tritt. In gewissen Staaten, in denen die Temperenz als Staatsgesetz in voller Strenge besteht, wird Wein und Bier anstatt in der öffentlichen Wirthschaft in den Apotheken als Arznei verkauft. Da am Sonntag keine profane Musik gemacht werden darf, so setzt man auf den Zettel „Kirchen-Concert" oder „Geistliche Musik", und unter dieser Flagge segeln die fidelsten Tänze und Operetten.

---

3. Die Bundeshauptstadt Washington.

Die Anlage der Stadt. — Illusionen der Stadtgründer. — Ewige Fluthung der Einwohnerschaft. — Negerkirche. — Das Kapitol. — Senat und Repräsentantenhaus. — Besuch im Weißen Hause. — Politische Unterhaltung mit unserm Gesandten, Grafen Arco. — Das Corcoran-Museum. — Das Washington-Denkmal.

Zwischen New York und Washington liegt ein verhältnißmäßig nur kleines Stück Erde. Und doch kann man sich nichts Verschiedeneres denken, als diese beiden großen Centren des Handels und der Politik.

Nach dem sinnverwirrenden Lärm und der wahnsinnigen Hast New Yorks berührt die beschauliche, fast ländliche Ruhe Washingtons, der gänzliche Mangel an geschäftlicher Hochfluth überaus angenehm. Washington ist ein riesiges Potsdam, freilich ohne Militär, mit einer Bevölkerung, die Optimisten mit einem Aufschlag von 25 Procent auf etwa 250 000 Seelen angeben. Als Regierungssitz ist Washington die Stadt der Beamten, deren es gegen 20 000 hier geben soll, der politischen Streber und derer, die es im politischen Leben schon zu

etwas gebracht haben, der Mitglieder des Congresses, der Vertreter der auswärtigen Regierungen u. s. w.

Wie sich in New York Alles um die Fragen des Handels und der Industrie dreht, so beherrscht hier die Politik alle anderen Interessen. Sämmtliche amerikanische Zeitungen von Bedeutung haben hier ihre Filialen. Die Physiognomie der Stadt entspricht durchaus ihrem Zwecke. Sie erhält ihren eigenthümlichen Charakter ausschließlich durch die großen öffentlichen Gebäude.

Die Stadt ist sehr schön angelegt, nach einem sinnreichen Plane, der bis jetzt freilich nur zum Theil zur Verwirklichung gekommen ist. Wie alle amerikanischen Einrichtungen zeichnet er sich durch Regelmäßigkeit und systematische Einfachheit aus. Man braucht eben nur den Schlüssel zu kennen, um sich schnell und mühelos zu orientiren.

Als mehr denn zweifelhaft darf es bezeichnet werden, ob Washington in die ihm von den Städteauslegern angewiesenen Verhältnisse überhaupt jemals hineinwachsen wird. Die Städtegründer, die in berechtigtem Optimismus den ungeheuren Aufschwung des neubegründeten Staatenbundes ahnungsvoll vor ihres Geistes Augen sahen, hatten sich gedacht, daß die Hauptstadt des Bundes auch in ihren Größeverhältnissen der vorhergesehenen mächtigen Entwickelung der nordamerikanischen Staaten in Zukunft werde entsprechen müssen. In diesem Punkte haben sie sich jedoch getäuscht. Das Wachsthum und Gedeihen der amerikanischen Städte wird ausschließlich durch die günstigen Verhältnisse des Handels und der Industrie bestimmt.

Der Traum, daß Washington, der Sitz der Regierung, der höchsten Beamten, der Volksvertreter und der Gesandten der fremden Mächte, berufen sei, als Stadt der Repräsentation und des Luxus eine allererste Stelle einzunehmen, hat sich nicht verwirklicht. Es giebt keinen Hof, keine stabile Herrscher-

familie, keine Aristokratie, die sich durch Ueberlieferung nach der Sonnennähe des Herrschers hingezogen fühlt. Das Oberhaupt der Regierung ist ein amerikanischer Bürger wie andere mehr, der oft nach verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit in das bescheidene Unbeachtetsein zurücktritt, aus dem er plötzlich aufgestiegen war, und dessen Beseitigung die Massenentfernung der höchsten, hohen, mittleren und niederen Beamten, die er zum Dienste herangezogen hatte, zur Folge hat. So ändert denn Washington mit jedem Präsidentenwechsel im bedeutendsten Theile seiner Bevölkerung seinen Charakter vollkommen. An alteingesessenen Familien, die der Stadt erst die rechte Physiognomie und Behaglichkeit geben, ist daher gänzlicher Mangel. An Stelle der Seßhaftigkeit gewahren wir hier eine beständige Fluthung, die in großen Wellen fast immer nach Verlauf von je vier Jahren den wesentlichen Theil der alten Bevölkerung wegspült und eine Bevölkerung aus ganz neuen Elementen an's Land wirft. Es giebt also keine eigentliche feste Gesellschaft in Washington, die Stadt gleicht vielmehr einem ungeheuren Hotel, das den politischen Passanten auf die Dauer der vierjährigen Regierungsperiode des jeweiligen Präsidenten Herberge gewährt.

Das ist ja gewiß höchst eigenartig und bietet der Beobachtung ein interessantes Object dar, aber es macht es doch begreiflich, daß Washington nicht zum dauernden Wohnsitz von denen erkoren wird, die sich dem wilden und wüsten geschäftlichen Hasten und Drängen abwenden und ihr Dasein in Ruhe, Behagen und fröhlichem Genießen verbringen wollen. Dazu ist der gesellige Verkehr in Washington nicht gemüthlich genug, und auch an sonstigen Zerstreuungen bietet die Bundeshauptstadt erstaunlich wenig. In künstlerischer Beziehung lebt sie eigentlich nur von den gelegentlichen Abfällen von New York. Sie hat kein einziges selbstständiges Kunstinstitut von irgend welcher Bedeutung.

Die Stadt ist in ihrer Anlage mit den ganz ungewöhnlich breiten Avenues und Straßen also wohl so gedacht, daß sich dereinst hier vornehmste Herrensitze und Paläste in großen Verhältnissen und herrlicher Pracht erheben würden. Aber diese Voraussetzung ist eben, da man sich über die Zusammensetzung der künftigen Bevölkerung einem sehr begreiflichen Irrthum hingegeben hatte, hinfällig geworden. Washington besitzt eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Anzahl wirklich bedeutender Privatgebäude. Meistens sind es anspruchslose und bescheidene, mitunter sogar recht dürftige und jämmerliche Häuser, die an den überbreiten prächtigen Haupt- und Nebenstraßen errichtet worden sind.

Nur die großen öffentlichen Bauten, unter denen sich außer dem Capitol ganz besonders die schönen Gebäude des Schatzamts und der anderen Ministerien, die Post, das Patentamt u. s. w., hervorthun, haben in ihrer Ausführung den idealen Voraussetzungen der Stadtbegründer entsprochen. Fast alle diese öffentlichen Bauten, wie auch das einfache, aber entschieden vornehm wirkende Weiße Haus, sind im Stile der antiken Tempel gehalten, von schöner und imponirender Wirkung, und unterscheiden sich durch ihre Ruhe und Schlichtheit sehr vortheilhaft von den oft überaus bedenklichen Capriccien der New Yorker Architektur.

Auf den Straßen und Plätzen, die mit zahlreichen Denkmälern hervorragender Amerikaner geschmückt sind — es versteht sich, daß auch die beiden ermordeten Präsidenten Lincoln und Garfield durch Monumente geehrt sind —, ist wenig Leben. In der unverhältnißmäßigen Breite der Fuß- und Fahrwege verkrümeln sich Wagen, Reiter und Spazirgänger. An der für uns Europäer auffällig großen Anzahl von Schwarzen, denen wir nun auf Schritt und Tritt begegnen, merken wir, daß wir an der Schwelle der Plantagenstaaten sind. Hier sehen wir übrigens die schwarze Bevölke-

rung in ihren angenehmsten Erscheinungen: sauber und sorgfältig, ja mit einer gewissen ungelenken Koketterie gekleidete farbige Herren und Damen. Köche, Kellner und Kutscher recrutiren sich hier ausschließlich aus der schwarzen Bevölkerung. Die schmutzige Zerlumptheit tritt fast gar nicht an's Tageslicht.

Der Besuch einer Negerkirche gehört zu den Schauspielen, die sich wohl kein Europäer entgehen lassen will. Ich war eigentlich auf ein extravaganteres Bild gefaßt. Es ging in der Negerkirche ganz gesittet zu, allerdings durchaus weltlich. Der hohe, schmucklose weiße Raum war gefüllt mit farbigen Herren und Damen in allen Schattirungen und allen Typen, von Individuen, die ihre nahe Verwandtschaft mit den uns von Darwin zugeschriebenen Stammvätern nicht verleugnen konnten, bis zu Vollmenschen, und in allen Altersklassen: hübsche Mädchen, schreckliche alte schwarze Weiber, mit denen man die Kinder in's Bett jagen könnte, und sehr niedlich und putzig aussehende schwarze Krabben mit fletschenden weißen Zähnen.

Die gottesdienstliche Handlung bestand in einer Art musikalisch-declamatorischer Abendunterhaltung. Wenn man nicht wußte, daß es sich um religiöse Fragen handelte, so hätte man annehmen dürfen, man befinde sich in einem schwarzen Bezirksverein gemischten Geschlechts. Von Zeit zu Zeit spielte die Orgel lustige Weisen, und von einem wohlgeübten Chor wurden Gesangsvorträge ausgeführt. Dazwischen trat dieser und jener schwarze Gentleman oder auch diese und jene farbige Lady auf und hielt eine Ansprache. Die Versammlung hatte ihren Präsidenten, den Pastor, einen vierschrötigen starken Schwarzen mit gemüthlichem Gesichtsausdruck, der die Verhandlungen leitete und über Verlegenheitspausen durch freundliche Improvisationen hinweghalf. Wenn kein Freiwilliger zum Vortrag sich meldete und er

selbst nichts Besonderes zu sagen hatte, so rief er: „Wie wär's, wenn wir wieder einmal etwas sängen?" Und nach kurzer Verständigung mit dem Organisten wurden dann erbauliche Lieder im Chor vorgetragen.

* * *

Das Hauptgebäude, das Capitol, das auf sanft aufsteigender Höhe die Stadt beherrscht, macht in seinen imposanten Größeverhältnissen und in der vornehmen Einfachheit des Stils einen bedeutenden und schönen Eindruck. Auf dem mit freundlichen Anlagen geschmückten Platze vor dem Capitol erhebt sich das Reiterstandbild des größten Amerikaners, der der Bundeshauptstadt seinen Namen gegeben hat. Die Hauptfront ist in drei Haupttheile gegliedert, deren jeder seinen besondern Eingang, einen mächtigen Porticus mit korinthischen Säulen, besitzt, und zu jeder dieser drei Säulenhallen führen hohe breite Freitreppen hinan. Die Wangen dieser Freitreppen sind mit Statuen, die den Entdecker des Landes, Columbus, und die größten Segnungen der Menschheit, Frieden und Fortschritt, verherrlichen, geschmückt. Ueber dem mittlern Theile wölbt sich ein gewaltiger Kuppelbau, auf dessen Höhe die Freiheit in goldiger Bronze strahlt.

Der eine Seitenflügel des Capitols beherbergt das Repräsentantenhaus, der andere den Senat, außerdem noch den sehr elegant ausgestatteten Saal für den obersten Gerichtshof. Wie in allen öffentlichen Gebäuden in Amerika, so sind auch hier die Corridore überheizt. Sie sind sehr breit und mit verschwenderischem Luxus ausgestattet. In den Ecken liegen einstweilen noch zu ungeheuren Stößen aufgestaut Berge von Druckschriften, die bestimmt sind, später in der jetzt im Bau begriffenen Riesenbibliothek ihren gehörigen Platz zu finden. Das ganze mächtige Gebäude ist mit den zum Congreß gehörigen Räumlichkeiten angefüllt, außer den

Berathungssälen mit kleineren Zimmern für Commissionstagungen, mit Lese- und Schreibzimmern, Erholungs-, Erfrischungs- und Speiseräumen. Die jetzt noch bestehenden Bibliothekräume sind als ungenügend erkannt und werden demnächst durch geeignetere ersetzt werden.

Der vom Dom überwölbte Rundsaal in der Mitte des Capitols, dessen schöne eherne Thüren besondere Beachtung verdienen, ist mit historischen Fresken geschmückt. Ihr geschichtlicher Inhalt ist sicherlich bedeutender als die künstlerische Ausführung. In den vor den Räumlichkeiten der gesetzgebenden Körperschaften liegenden Hallen sind in wirrem Durcheinander Statuen verdienstvoller Amerikaner, Staatsmänner und Generale, untergebracht.

Der Berathungssaal des Senats ist in Anbetracht der geringen Anzahl der Senatoren mit großer Bequemlichkeit und Raumverschwendung hergestellt. Dort geht es auch, wenn auch nach unseren philiströsen Begriffen noch immer lärmend genug, doch verhältnißmäßig ziemlich ruhig zu. Die Haltung der Senatoren hat, dem Wesen der Oertlichkeit entsprechend, den Charakter der Würdigkeit, Gelassenheit und Vornehmheit.

Von diesen angenehmen Eigenschaften wird man in der zweiten Kammer, im Repräsentantenhause, kaum noch äußerlich wahrnehmbare Zeichen auffinden können. Der große Saal, der durch Oberlicht beleuchtet wird, und um den sich Galerien für die Zuschauer ziehen, ist mit den Sesseln und Schreibpulten für die zahlreichen Abgeordneten dicht gespickt. Diese Sitze lagern sich in immer größer werdenden Bogen um den Regierungstisch, über dem sich der erhöhte Sitz des Präsidenten erhebt.

Es geht recht lebhaft und ungezwungen her in diesem Repräsentantenhause! Auf den Stufen, die zum Präsidentensitze hinaufführen, lagern Gruppen halbwachsener Burschc,

zum Theil kaum dem Knabenalter entrückter Kinder, die sogenannten Pagen, die zur Bedienung der Abgeordneten jeden Augenblick bereit sind. Sie werden dadurch herbeigerufen, daß der betreffende Repräsentant in die Hände klatscht.

Von der Rücksichtslosigkeit und Ungenirtheit in der Haltung der amerikanischen Volksvertreter hatte ich freilich schon mancherlei gehört, aber das Schauspiel, das sich mir darbot, überstieg doch noch meine Erwartungen. Die Herren schwatzen ganz laut, während der Redner vom Platze aus irgend etwas sagt, das lediglich für den Stenographen bestimmt zu sein scheint. Sie lachen hell auf über Privatgeschichten, die sie sich erzählen. Die meisten liegen, es giebt keinen andern Ausdruck dafür als: hingeflegelt auf den bequemen breiten Stühlen, in unglaublichster Vernachlässigung, rauchen und spucken. Die einen lesen oder schreiben, andere halten ihr Mittagsschläfchen. Die Schläfer müssen übrigens beneidenswerthe Naturen besitzen, denn in diesem Lärm von so und soviel hundert Menschen, von denen keiner die geringste Rücksicht auf den andern nimmt, überhaupt einschlafen zu können, muß keine Kleinigkeit sein.

Noch erhöht wird der Lärm durch das nervenabspannende Klappern des Präsidenten, des „Sprechers", der seinem immer vergeblichen Wunsche, für den Redner Gehör zu verschaffen, mit seinem Hammer bald in kurzen harten Schlägen, bald sanft wirbelnd auf sein Pult trommelnd, ohrenzermarternden Ausdruck giebt. In den stürmischen Sitzungen der französischen Kammer ist der Scandal allerdings noch viel ärger, aber dort bricht der Höllenlärm doch nur bei besonderen Anlässen hervor, während hier das rücksichtslose Scandalmachen als eine Regel anzusehen und einfach eine Aeußerung der individuellen Regung und der eigenen Bedürfnisse ist, die mit dem verhandelten Gegenstande nichts gemein haben.

Auf einer der ersten Reihen, gegenüber dem Präsidenten, sah ich, auf seinem Schaukelstuhle sich beständig hin und her wiegend, Mac Kinley, den Urheber der berüchtigten Bill, und in der Rotunde wurde ich dem Staatssekretär Blaine vorgestellt, mit dem ich mich einige Minuten über nicht sehr aufregende Dinge unterhielt. Mein verehrter Gastfreund Henry Villard verschaffte mir auch noch die völlig unvorhergesehene Ehre, den Präsidenten Harrison persönlich kennen zu lernen.

Als wir das Weiße Haus besichtigten, das in tendenziöser Schlichtheit bescheidene und behagliche Wohnungsgebäude des Präsidenten, und uns über die sehr großartigen Empfangsräume, besonders über den mächtigen Saal im Erdgeschoß mit den Bildern von Washington, Washingtons Frau, Jefferson und Lincoln, erfreuten, traf Henry Villard zufällig den ihm befreundeten Sekretär des Präsidenten. Die Herren begrüßten sich, tauschten einige Worte, und eine Minute darauf sagte mir Villard: „Wir wollen dem Präsidenten Guten Tag sagen. Es wird Sie ja interessiren, ihn kennen zu lernen."

Ich wußte wohl, daß Amerika nicht das Land der starren Formen ist. Aber so einfach hatte ich mir die Sache doch nicht gedacht, und ich gerieth, da ich im Reiseanzug war und ein buntes Wollenhemd trug, wirklich in einige Verlegenheit, in diesem Aufzuge einem Staatsoberhaupte gegenüberzutreten. Mein Freund beruhigte mich indessen mit den Worten: „Wenn der Präsident erfährt, daß wir in zwei Stunden weiterfahren, wird er das ganz natürlich finden."

Wir waren noch keine Minute im Vorzimmer, als uns gemeldet wurde: „Der Präsident läßt bitten."

Das Zimmer, das wir betraten, war sehr schön, aber ganz einfach. Als einziger Schmuck der Wände zwei gute Radirungen und eine kleine Handbibliothek. Auf dem flachen,

mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtisch ein frischer Blumenstrauß, auf dem Kaminbrett zwischen zwei schönen Bronzeleuchtern eine gute Uhr. Hellste Beleuchtung. Durch die Scheiben der breiten Fenster eine wundervolle Aussicht auf die freundliche Hügellandschaft an den Ufern des Potomac.

Der Präsident empfing uns auf das Liebenswürdigste mit dem bewußten amerikanischen Händedruck. Er war sehr erkältet und hatte ein weißes Cachenez um den Hals geschlungen. Harrison ist kaum mittelgroß. Seine Figur ist untersetzt, gedrungen, und hat in ihrer Beleibtheit nicht den geringsten Anspruch auf Wohlgefälligkeit. Er hat ein kluges, arbeitsames, ernst sorgendes Gesicht. Seine Stirn ist mit Falten durchfurcht, die Gesichtsfarbe auffallend blaß. Haupt- und Barthaar vorzeitig fast ganz erbleicht. Harrisons Kopf erinnerte mich auf das Lebhafteste an Edmond About. Die Unterhaltung war naturgemäß ziemlich oberflächlich. Er erzählte uns, daß er die Absicht habe, in einigen Monaten die ihm noch unbekannten westlichen Staaten, namentlich Californien, Oregon und Washington, zu besuchen. Mit Henry Villard sprach er Eingehenderes über die Silberfrage. Aber ich will nicht den Versuch machen, Unwichtiges zu Wichtigem aufzubauschen. Die Nonchalance, die Leichtigkeit und Gemüthlichkeit des Empfangs war für mich das hauptsächlich Interessante.

* * *

Während meines Aufenthaltes in Washington hatte ich die Freude, mit einem alten und verehrten Freunde aus der Heimat einige sehr behagliche und interessante Stunden zu verbringen, mit dem Grafen Arco, unserm damaligen Gesandten, der zu aufrichtigster Betrübniß seiner zahlreichen Freunde nach kurzer Zeit unerwartet dahingerafft werden sollte.

Im Herbst 1891 ist er infolge einer unglücklich verlaufenen Operation in Berlin gestorben.

Graf Arco, der sich während seiner diplomatischen Thätigkeit lange Jahre hindurch in Paris, Rom und Brüssel in den Mußestunden sehr gut unterhalten hatte — er war ein Freund der Geselligkeit, er liebte das Theater, die schönen Künste, er selbst war ein guter Musiker und besaß eine sehr sympathische Stimme —, fühlte sich in dem nüchternen, ausschließlich politisch geschäftigen Washington nicht sehr gemüthlich. Hier gab es eben keine Salons, keine künstlerischen Genüsse, es gab nur politische Kreise. Die Politik beherrschte als Alleingebieterin alle Interessen. Ueberdies war nun noch zu jener Zeit die Stellung des höchsten Vertreters des Deutschen Reichs in Washington nicht sehr angenehm. Die Amerikaner hegten bittern Groll gegen Bismarck wegen des Schweineeinfuhrverbots, das damals noch in Kraft war, und ließen ihre Verstimmung unsern Gesandten deutlich genug fühlen.

Als ich Arco bei meinem letzten Besuche erzählte, daß ich Mac Kinley gesehen hätte und dem Staatssekretär Blaine vorgestellt worden sei, sagte er mir: „Da haben Sie in fünf Minuten wohl die beiden charakteristischsten Männer der republikanischen Union kennen gelernt. Sie sind Beide aus demselben Topf. Der Eine ist der specifisch amerikanische Staatsmann republikanischer Observanz, der Andere der specifisch amerikanische Volkswirth derselben Parteifarbe. Natürlich will ich die Bedeutung der beiden Männer mit einander nicht vergleichen. Von Mac Kinley weiß ich nicht mehr, als alle Welt weiß. Ueber seine Intelligenz erlaube ich mir kein Urtheil. Blaine aber gehört ganz entschieden zu den befähigtsten Köpfen, zu den thatkräftigsten, eifrigsten und stärksten Männern der Vereinigten Staaten. Beiden gemeinsam ist der schranken- und rücksichtslose Amerikanismus bis in die äußerste Potenz. Der Republikaner Blaine verfolgt als Po-

litiker im Sinne der von ihm weitergeführten Monroe-Doctrin sein ganz klar vorgezeichnetes Ziel. Er steht auf dem Standpunkt, daß die Vereinigten Staaten nicht der übrigen Welt wegen da sind, sondern daß die übrige Welt lediglich der Vereinigten Staaten wegen da ist. Er hält die Staaten jetzt für stark und mächtig genug, um vollkommen unabhängig von allen übrigen Mächten das durchzusetzen, was ihren Interessen am förderlichsten ist, unbekümmert darum, ob andere Interessen dadurch geschädigt werden. So lange die Anderen den amerikanischen Interessen dienen, sollen sie wie gute Freunde behandelt werden, mit denen der Verkehr vom einseitigsten Standpunkt des Eigennutzes aus aufrecht zu erhalten und zu reguliren ist. Sind sie indifferent, so brauchen die Amerikaner sich nicht um sie zu kümmern. Sie können ihnen jeden Augenblick den Laufpaß geben. Stellen sie sich den amerikanischen Interessen feindlich gegenüber, so soll man ruhig über sie zur Tagesordnung hinweggehen und das thun, was die Amerikaner gut dünkt und ihnen ersprießlich ist."

„Glauben Sie nur nie," fuhr Arco fort, „so lange die republikanische Partei am Ruder bleibt, an die wohltönenden Phrasen von Kultur, civilisatorischer Sendung, Brüderlichkeit und dergleichen. Das ist gut für Volksversammlungen. Aber die Amerikaner sind viel zu praktische Leute, um sich im Innern für ideale Verlogenheiten zu erwärmen. Die vollkommenste Rücksichtslosigkeit ist die einzige Losung der jetzigen Regierung. Freilich heißt es auch jetzt noch: Hier ist der Boden, auf dem sich jeder tüchtige Mann, der arbeiten will und arbeiten kann, seine glückliche Zukunft zu erbauen im Stande ist. Und das ist, wie ich nebenbei bemerken will, auch vollkommen richtig. Bleiben aber die Republikaner am Ruder, wie lange wird es dann noch richtig bleiben? Wie sie jetzt, in demselben Augenblick, da sie glaubten — übrigens mit Unrecht glaubten —, daß Amerika gar nicht außer dem

Hause arbeiten zu lassen brauche, mit einer Schroffheit sondergleichen dem ganzen Importhandel den Todesstoß zu versetzen versucht haben, so würden die Republikaner auch in demselben Augenblick, da sie annehmen dürften, der europäischen Einwanderung entbehren zu können, um die große Republik eine undurchdringliche chinesische Mauer ziehen; und dieselben Leute, die der Ansiedlung nicht blos Wohlfahrt und Gedeihen, ja, ihre ganze Existenz verdanken, würden dem Ansiedler, den sie jetzt noch mit offenen Armen aufnehmen, große Schwierigkeiten in den Weg legen."

„Das hat doch wohl noch gute Wege?" warf ich ein. „Für einige hundert Millionen tüchtiger Leute scheint mir auf den unermeßlichen Strecken, die von der Kultur noch erobert werden können, Raum genug zu sein."

„Das glaube ich auch," antwortete Arco. „Aber die Ostküste ist schon jetzt übervölkert, und die Republikaner, die jetzt die Gesetze machen, kennen in ihrer Mehrheit nur diesen Theil des gewaltigen Landes, haben nur die Interessen ihrer nächsten Umgebung im Auge und schneiden alle Gesetze nach den Bedürfnissen ihres engsten Interessenkreises zu. Ich habe von den republikanischen Heißspornen schon sehr merkwürdige Aeußerungen gehört, die im schroffsten Widerspruche zu dem stehen, was ich hier zu hören erwartet hatte. Von Anlockungen der Auswanderung, von glänzenden Vorspiegelungen kann gar nicht mehr die Rede sein, im Gegentheil. Die Erfolge der Einwanderung werden jetzt in vielen Kreisen der republikanischen Partei mit scheelen Augen angesehen und absichtlich verkleinert. Mich würde es gar nicht Wunder nehmen, wenn nach dem Vorbilde der californischen Chinesenbill in gar nicht allzu ferner Zukunft von den Republikanern der Versuch gemacht werden sollte, die Einwanderung auch aus den östlichen Kulturländern zu erschweren. Bei dieser Tendenz der Republikaner ist es ganz natürlich, daß die Deutschen,

die früher in geschlossener Reihe für die Republikaner stimmten, allmählich zur demokratischen Partei abschwenken. Unser Landsmann Karl Schurz, einer der feinsten politischen Köpfe und zugleich einer der besten Redner in den Vereinigten Staaten, hat das längst erkannt und sich von der Partei, zu deren Führern er ehedem gehörte, losgelöst. Aber nicht er ist den Principien der Partei untreu geworden, sondern die Partei den ihrigen. Er hat die Politik der rücksichtslosesten Selbstsucht, der thörichten Ueberschätzung der eigenen Kraft und der ebenso thörichten Unterschätzung der Kulturfactoren, die von fremdem Boden auf amerikanisches Land verpflanzt sind, nicht mitmachen wollen. Von der Wichtigkeit der deutschen Einwanderung werden Sie sich, wenn Sie das Land durchfahren, auf Schritt und Tritt selbst überzeugen. Gegen das thörichte Vorurtheil, daß sich das Deutschthum hier aus niedergebrochenen Existenzen, insolventen „fils de famille“ und sonstigen zweifelhaften Individuen zusammensetze, brauche ich Ihnen gegenüber wohl nicht anzukämpfen. Die Zahl der Schiffbrüchigen bildet in der deutschen Einwanderung doch einen gar nicht nennenswerthen Procentsatz, und der größte Theil unter diesen Wenigen erprobt an sich die merkwürdige sittliche Heilkraft der hiesigen Verhältnisse. Ich kenne so und so Viele, die drüben recht dumme Streiche gemacht hatten, die drüben unzweifelhaft zu Grunde gegangen wären, und die sich hier, wo es keine infamirende Arbeit giebt, aus härtesten Prüfungen heraus zu tüchtigen und bedeutenden Männern heraufgearbeitet haben. Von den unverbesserlichen Nichtsnutzen ist gar nicht zu sprechen. Die gehen hier ebenso zu Grunde wie drüben. Im Allgemeinen werden Sie aber, wo immer Sie hingehen mögen, Grund haben, auf unsere Landsleute mit Recht stolz zu sein. Sie werden ausgezeichnete Männer finden, in ersten Stellungen, zuverlässige und arbeitsfrohe Schmiede ihres Glücks. Ich habe Ihnen eben schon

Karl Schurz genannt. Mit Henry Villard sind Sie befreundet. Was brauche ich noch andere Namen anzuführen? Und im nähern Verkehr mit unseren Landsleuten, die sich hier ansässig gemacht haben, werden Sie immer und überall die Wahrnehmung machen, wie die Deutschen bei allem Heimatsgefühl, das sie sich — oft in rührender Weise! — bewahrt haben, echte und gute amerikanische Bürger geworden sind. Bei weitem die besten Elemente des Deutschthums finden Sie unter den echten Deutschamerikanern. Den Deutschen, die hier fremd geblieben, die über die hiesigen Verhältnisse und Persönlichkeiten lieblos und scharf kritisch urtheilen — denen werden Sie in den meisten Fällen zu mißtrauen guten Grund haben; an denen ist gewöhnlich nicht viel. Für die Stellung der Deutschen und für die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu den ausländischen Mächten wird die nächste Präsidentenwahl von größerer Bedeutung sein als alle früheren. Bleiben die Republikaner am Ruder, so können alle möglichen unliebsamen Erscheinungen hervortreten, die für das Ausland Ueberraschungen sein werden, auf die aber die Kenner der hiesigen Verhältnisse sich in den letzten Jahren haben gefaßt machen müssen. Im besondern deutschen Interesse und im allgemeinen Interesse wäre der demokratischen Partei der nächste Wahlsieg zu wünschen. Ob sie ihn erkämpfen wird, vermag bis zur Stunde kein Mensch zu sagen."

Die Ereignisse, die sich seit dieser Unterredung abgespielt haben, haben dem Grafen Arco in jedem Satze Recht gegeben. Seitdem hat der Demokrat Cleveland in der Präsidentenwahl gesiegt. Hoffen wir, daß auch die vertrauensvollen Erwartungen, die unser Gesandter an die Einsetzung der demokratischen Regierung knüpfte, sich erfüllen.

* * *

Wenn die Hauptstadt Washington auch an künstlerischen Genüssen, wie sie Theater und Concerte gewähren, nur wenig bietet, so besitzt sie doch dank der hochherzigen Spende des verstorbenen Millionärs Corcoran, eine der schönsten Kunstsammlungen der Vereinigten Staaten.

Im Erdgeschoß des Corcoran-Museums sind die berühmtesten antiken Bildwerke in vortrefflichen Reproductionen vereinigt, während sich im obern Stockwerk eine sehr bemerkenswerthe Gemäldesammlung befindet. Von alten Meistern ist freilich nur Paolo Veronese vertreten, unter den modernen Bildern aber, von denen hier etwa zweihundert vereinigt sind, befinden sich Meisterwerke ersten Ranges. Quantitativ und qualitativ überragen die modernen Franzosen in dieser Sammlung alle anderen Nationen. Es fehlt kaum einer der berühmtesten Namen. Von Ary Scheffer, Jérôme (das bekannte Bild „Der Tod des Caesar"), Millet, Rousseau, Corot, Troyon, Bonnet, Cabanel, Détaille („Le régiment qui passe") sehen wir einige ihrer schönsten und berühmtesten künstlerischen Schöpfungen. Von Heilbuth, der als in Deutschland geborener Künstler sich in Frankreich künstlerisch und auch politisch akklimatisirt hatte, und der also den Uebergang zwischen den französischen und deutschen Künstlern bilden mag, gehört eins seiner bekannten fein charakteristischen römischen Cardinalbilder der Sammlung an. Wir begegnen vielen alten Bekannten, bei denen die Freude des Wiedersehens einigermaßen durch die schwermüthige Betrachtung getrübt wird, daß sie ihrer Heimat entfremdet worden sind; gefälligen farbenreichen Darstellungen aus der italienischen Renaissance von Karl Becker, dem gemüth- und stimmungsvollen Bilde „Der alte Förster" von Ludwig Knaus, Neapolitanischen Scenen in eigenthümlicher Beleuchtung von Oswald Achenbach u. s. w. Es sind mit einem Worte lauter typische Bilder,

deren Vereinigung dem Kunstsinn Corcorans zu hoher Ehre gereicht.

* * *

Eine Freude ist den Bewohnern von Washington und allen Bürgern der Vereinigten Staaten in jüngster Zeit verdorben worden. Die Bundeshauptstadt war stolz darauf, in ihrem George Washington geweihten Denkmal, einem kolossalen Obelisk von sechshundert Fuß Höhe, der die Pyramiden von Gizeh noch erheblich überragt, das höchste Werk von Menschenhand zu besitzen. Der böse Eiffel hat den Amerikanern diese kindliche Freude und diesen Ruhm nicht lange gelassen. Sein berühmter Thurm auf dem Pariser Marsfelde überragt mit seinen dreihundert Metern Höhe das Washington-Denkmal um mehr denn ein Drittel. Daß gelegentlich der Weltausstellung von Chicago sofort in Amerika der Gedanke auftauchte, nun wieder den Eiffelthurm zu übertrumpfen, wird Niemand Wunder nehmen. Ob schon zur Chicago-Ausstellung, oder für eine spätere Zeit — jedenfalls würde es dem Charakter der Amerikaner nicht entsprechen, wenn sie es sich auf die Dauer gefallen ließen, daß auf irgend einem Fleck der Welt ein Menschenwerk zu finden wäre, daß sie nicht in den Größeverhältnissen noch übertroffen hätten.

Die Höhe des Washington-Denkmals ist eigentlich seine einzige Eigenschaft. Für die kolossalen Kosten, die über eine Million Dollars betragen haben, hätte man wohl mühelos etwas Schöneres, Interessanteres und für das Auge Gefälligeres herstellen können, als diesen hohen reizlosen steinernen Kegel.

4. Von Washington über Savannah (Georgia) nach Florida.

Die Landschaft. — Menschliche Wohnungen und schwarze Brüder. — In Savannah. — Der Kirchhof Bonaventura. — Hängendes Moos.

Von den Südstaaten der Nordamerikanischen Union, namentlich von den östlichen, die der Atlantische Ocean bespült, Virginia, den beiden Carolinen, Georgia und Florida, hatte ich mir eine durchaus falsche Vorstellung gemacht. Gelegentliche Aeußerungen von Leuten, die das Land entweder selbst nicht kannten, oder recht wenig verläßliche Berichterstatter waren, schwungvolle Schilderungen, von denen ich mich erst später überzeugen sollte, daß sie nichts Anderes waren, als geschäftliche Anpreisungen, die das Unschöne liebevoll verschwiegen, das Eigenartige aber in um so kräftigeren Superlativen der Bewunderung hervorhoben, mögen daran schuld gewesen sein, daß sich meiner eine recht starke Enttäuschung bemächtigte, als ich diese Staaten mit den so wohllautenden poetischen Namen nun in der Wirklichkeit zum ersten Male vor mir sah.

Der ganze östlich vom Alleghany-Gebirge gelegene Landstrich mit der schmal auslaufenden sandigen Halbinsel von Florida ist landschaftlich nicht blos reizlos, er ist geradezu verzweifelt unerfreulich. Der Boden ist flach, sumpfig, sandig und lehmig, die Vegetation dürftig und der Viehstand kümmerlich. Während der mehr als dreißig Stunden, die der Schnellzug braucht, um von Washington bis nach den besuchten Plätzen von Florida zu gelangen, verlohnt es kaum, die Augen aufzuschlagen und um sich zu blicken. Es ist immer dasselbe unerfreuliche Bild: hochstämmiges, langweiliges Nadelholz,

das nur an der Spitze staubig grüne Büschel trägt, graues und mattgrünes Gestrüpp und Unterholz, gelber Boden, von riesigen Sümpfen und Teichen, in denen farbloses Schilf und allerhand Wasserunkraut wuchert, durchzogen. Am ersten Tage sehen wir noch bebautes Land in den Staaten der beiden Carolinen, namentlich Baumwollpflanzungen, die indessen in dieser Jahreszeit mit ihren graubraunen niedrigen Stauden auch keinen besonders reizvollen Anblick darbieten; aber die kostbaren weißen Flocken, die sich hie und da zeigen, interessiren uns doch, man sieht doch die Spuren der menschlichen Arbeit, die Zeugen der Kultur, die diesen Ländern ihre besondere Bedeutung verschafft hat. Diese aber weichen von der Strecke, die wir durchfahren, mehr und mehr zurück, je südlicher wir vorwärts dringen, und unser Zug durchsaust nun unendliche Weiten, auf denen nichts anderes zu erblicken ist, als schlechter Nadelwald, Unkraut und fauliges Wasser.

In großen Abständen sieht man einmal eine menschliche Wohnung, die indessen ebenso wenig wie ihre trostlose Umgebung dazu geeignet ist, eine versöhnlichere und freundlichere Stimmung in dem Beschauer hervorzurufen. Es sind meistens roh zusammengeschlagene Holzbaracken, schmutzig und verwittert, in denen der Naturzimmermann gewöhnlich nur ein großes Loch gelassen hat, das als Eingang für Menschen und Vieh, für Luft und Licht, für Wärme und Kühle zugleich zu dienen hat. Die vervollkommneteren Ställe haben auch noch kleinere fensterartige Oeffnungen, aber natürlich ohne Glas. Eine Seitenwand ist unten durchbrochen. Da wird geheizt und gekocht. Dieser primitivste aller Heerde liegt also eigentlich außerhalb der Baracke, und an der betreffenden Bretterwand ist von außen ein roher Steinbau angeklecksi, der die Bestimmung des Schornsteins hat, und durch den der Rauch vom Heerdfeuer in's Freie steigen soll. Wenn der Wind gut steht, entspricht dieser Schornstein auch seinem Berufe; im

andern Falle schlägt aber der Rauch natürlich in das einzige Gelaß der Bude und sucht seinen Ausgang durch die thür- und fensterartigen Löcher.

Von diesen jammervollen Negerbuden unterscheidet sich übrigens das gewöhnliche amerikanische Wohnhaus einfachsten Stiles, wie man es überall in den kleineren und mittleren Städten antrifft, eigentlich auch nur durch etwas größere Sorgfalt und bessere fachmännische Ausführung. Es ist gleichfalls nichts Anderes als eine einfache Bretterbude, eben so unschön wie anspruchslos, bisweilen gar nicht gestrichen, bisweilen hell getüncht, ohne Keller und Fundament, auf seinen bretternen oder steinernen Trägern, die den Fußboden des untern Stocks etwa anderthalb bis zwei Fuß über den Erdboden erheben, gewissermaßen in der Luft schwebend. Gewöhnlich besteht ein solches Haus aus zwei Stockwerken. Das Erdgeschoß hat in diesem Falle einen bretternen Vorbau, eine äußerst primitive Veranda, die zugleich dem obern Stock als eine Art von Balcon dient. Auch hier ist gerade wie bei den Negerbuden der Heerd mit dem Schornstein aus rothen Ziegelsteinen ohne irgendwelche Rücksicht auf architektonische Gliederung einfach an eine Seitenwand angebaut.

Man kann sich vorstellen, daß die Vervielfältigung dieser Art von Baulichkeiten die Anmuth des Bildes nicht erhöht, daß also auch die größeren Flecken, die kleineren und mittleren Städte mit diesen völlig schmucklosen Zweckmäßigkeitsherbergen aus Holz einen recht wenig freundlichen Eindruck machen. Auch die größeren Gebäude, namentlich die Kirchen und Schulen, unterscheiden sich von den gewöhnlichen Wohnhäusern nicht erheblich; sie sind eben nur größer und lassen ihre Bestimmung durch eine thurmartige Aufragung erkennen; aber auch sie sind, wie alle anderen, einfach aus Brettern zusammengenagelt.

Wenn wir an einer der Stationen aussteigen, so bietet sich uns überall dasselbe Bild dar. Die Bretterhäuser und

Buden stehen an breiten, sandigen, pflasterlosen Straßen, in denen der Wind, wenn es trocken ist, furchtbare Staubsäulen aufwirbelt, und in denen man, wenn es geregnet hat, bis über die Knöchel in schwarzen Koth versinkt. Das öffentliche Fuhrwerk ist in scheußlichem Zustande. Die Räder und der untere Theil der Omnibus sind mit zollhohem, festgebackenem Straßenschmutz wie gepanzert. Die häßlichen Pferde und Maulthiere starren ebenfalls bis zum Hals in von der Sonne getrocknetem Schmutz.

Und nun erst die schwarzen Menschenbrüder mit ihren grinsenden Fratzen, dem dicken Maul, aus dem die wundervollen weißen schönen Zähne wie eine boshafte Ironie der Schöpfung hervorleuchten. Kerle in unbeschreiblicher Beschaffenheit, mit Hüten aus unvordenklichen Jahrgängen, zerfetzten und zerlumpten Hosen, eng anschließend, mit kugelartigen Aufbauschungen an den Knieen — Beinkleidern, die kaum bis zum Knöchel reichen und die abgetretenen Latschen, deren ursprüngliche Form oft gar nicht mehr zu erkennen ist, und die in ihrem Kothüberzuge aussehen wie lehmige Gehäuse, in unverminderter Pracht zeigen.

In ihrer grotesken Verlüderung machen die Schwarzen oft einen sehr putzigen Eindruck, namentlich die kleinen Krabben von vier bis fünf Jahren und die Frauenzimmer, die mit den willkürlich zusammengebastelten Fetzen oft eine Art von moderner Eleganz anstreben.

Und über all dieser Häßlichkeit, über all diesem Schmutz auf Erden segeln da droben unter dem wolkenlosen blauen Himmel in der herrlichen frischen freien Luft mächtige Geier in stolzem Fluge daher und umschweben ohne Flügelschlag in wunderbaren Linien unsern Zug, in der Hoffnung, unter den Abfällen des Küchenwagens einen Leckerbissen zu erspähen.

Für die Bewohner der kleineren Ortschaften scheint der Bahnkörper der Hauptspazirgang und zugleich der Haupt-

verkehrsweg von Flecken zu Flecken zu sein. In den bewohnteren Gegenden begegnet unser Zug vielen Spaziergängern und Lastträgern, die einfach zur Seite springen, wenn die Locomotive heranbraust, und, sobald der Zug vorüber ist, ihre Wanderung in gleichmäßigen Sprüngen über die Schwellen oder in einem Schwebegange auf den Schienen gemächlich fortsetzen.

So also sieht das Land aus, das wir durchfahren, um zu dem gepriesenen Florida zu gelangen: eine morastige Wildniß, spärlich bevölkert mit widerwärtigen schwarzen Fratzen, die in erbärmlichen Buden hausen, mit dürrem Vieh, namentlich mit dunklen Schweinen, hinter denen die kleinen, schon in ihrer Jugend häßlichen Ferkel grunzend einherwatscheln, und durchzogen von Sümpfen, in denen allerlei Ungethier haust, besonders der Alligator.

Wenn man sich unsern märkischen Kiefernwald in seiner unschönsten desolatesten Verfassung denkt, auf kothigem, durch starke Regengüsse und Ueberschwemmungen aufgeweichtem Boden, mit einer Ansiedlung krausköpfiger Schornsteinfeger, so hat man eine ungefähr richtige Vorstellung von den beiden Carolinen-Staaten, von Georgia und Florida.

Aber der Vergleich hinkt wie alle anderen; denn selbst an den ödesten und verlassensten Punkten unserer Mark bietet sich unserm Auge doch immer vieles Hocherfreuliche. Da sehen wir einen gesunden, fleißigen Menschenschlag, wetterfeste Bauten, da spürt man doch immer noch den Geist der Ordnung; man sieht, wie hier dem kargen Boden durch zähen Fleiß Alles abgerungen wird, was er irgend hervorbringen kann. Hier aber starrt uns stundenlang die Wildniß und Verlassenheit entgegen. Und sehen wir Menschen, so sind es fast nur die schwarzen Faulthiere, die von ihren roh zusammengezimmerten Holzbauten nichts weiter begehren, als Schutz gegen Sonne und Unwetter und eine Ruhestätte für die Nacht.

Hier herrscht eben nur das Gebot des unerläßlich Nothwendigen; von einem Verständniß für Freudiges und Anmuthiges ist nicht die geringste Spur wahrzunehmen.

* * *

Den einzigen längern Aufenthalt nahm ich in Savannah, der wichtigsten Handelsstadt von Georgien. Bei dem herrlichen Frühlingswetter machte die Stadt im Großen und Ganzen auf mich einen recht günstigen Eindruck. Noch wenige Tage vorher hatten wir bei Kälte und leichtem Schneegestöber New York verlassen, hier schien die Sonne in goldigsten Strahlen vom blauen Himmel herab, und wir hatten in der ersten Hälfte des Februar den lieblichsten Lenz, frisches Grün, blühende Blumen und Wärme.

Savannah wirkt schon durchaus südlich. Neben den immergrünen Eichen sehen wir Palmen, Magnolien und wundervolle blühende Camelien. Die Stadt hat einige schöne breite Straßen, von denen die eine sogar asphaltirt ist. Die bemerkenswerthesten, die Bull Street und die Liberty, sind boulevardähnlich angelegt und mit Bäumen bepflanzt. Ueberall, auch auf diesen größten Straßen, treiben sich Ziegen, Kühe, die häßlichen dunklen Schweine und andere Hausthiere ohne Aufsicht herum. Als Zugthiere werden hier schon fast ausschließlich Maulthiere verwerthet. Die wenigen Pferde, die ich gesehen habe, waren häßlich und im Widerspruch zu den sonstigen amerikanischen Gepflogenheiten schlecht gehalten. Auch das Vieh im Allgemeinen macht einen kümmerlichen Eindruck.

Die Bedeutung Savannahs als Handelsplatz tritt sehr deutlich zu Tage, wenn man in die eigentliche Geschäftsgegend kommt. Namentlich die Packhäuser und Speicheranlagen in der Nähe des Bahnhofs haben gewaltige Dimensionen. Da

steht auch eine mächtige Reispresse. Auf den weiten und breiten Höfen lagern tausende und abertausende von Baumwollenballen, aus deren sorglos hergestellter Umhüllung die weißen Flocken an allen Ecken und Enden hervorsehen. Der ganze Platz ist mit solchen Flocken wie besät.

Von den großen am Hafen gelegenen Kaufmannshäusern hat man einen prachtvollen Blick auf den breiten Savannahfluß, der eine solche Tiefe hat, daß die größten Schiffe bis in die Stadt selbst gelangen können, sowie auf die gegenüberliegende Insel, auf der früher Reis gepflanzt wurde, und die jetzt wohl nur als Spaziergang in der Abendfrische dient.

Savannah besitzt ein ganz großartiges prachtvolles Hotel, das den Namen des Entdeckers „de Soto" führt. Es ist ganz in rothen Ziegelsteinen aufgeführt, in schwerem, klotzigem Feudalstil, mit allerhand maurischen Zuthaten. Um den mächtigen Bau zieht sich eine breite Veranda, die für die Reisenden einen angenehmen, kühlen und schattigen Aufenthalt bietet. Die unteren großen gemeinsamen Räume sind mit einem Luxus hergestellt, der die schönsten Einrichtungen der New Yorker Hotels in den Schatten stellt. Aber das amerikanische Speculationshotel ist eine so eigenartige Einrichtung, daß ich mir vorbehalten will, darüber an einer andern Stelle ausführlicher zu schreiben. Es verlohnt der Mühe.

Savannahs bedeutendste Merkwürdigkeit und Schönheit liegt etwa eine deutsche Meile außerhalb der Stadt. Es ist der Kirchhof Bonaventura, wirklich einer der schönsten Begräbnißplätze, die ich in meinem Leben gesehen habe. Ich spreche nicht von den Grabsteinen, die übrigens sehr geschmack- und pietätvoll gehalten sind, ich spreche von der landschaftlichen Eigenthümlichkeit. Die Todten ruhen hier unter mächtigen alten Bäumen, namentlich Eichen, die durch die in diesem Theile Amerikas wuchernde, auch in Mexico heimische eigen-

thümliche Schmarotzerpflanze, das „hängende Moos“ — hier „southern moss“ genannt, der botanische Name ist „Tillandsia usneoides“ —, einen eigenartig wehmüthigen und gerade für den Friedhof wie geschaffenen Schmuck erhalten.

Diese Moosschlingpflanze setzt sich in langen Flechten an alle Zweige an und umhüllt sie graufarbig mit einem dichten Schleier, so daß der ganze Baum wie mit einem Bahrtuch bedeckt erscheint. Die Alleen erhalten dadurch eine ganz phantastische Wirkung. Sie sehen oft aus wie Tropfsteingewölbe, die sich, wenn der Wind zu wehen beginnt, langsam in schwingende Bewegung setzen und sich zu beleben scheinen. Der wundervolle einzige Schmuck scheint leider den Bäumen recht schädlich zu sein. Ueberall, wo sich die grauen schwebenden Strähnen an die Zweige anhängen, verkümmert der Blätterschmuck und stirbt ab. Die ringende Kraft zeigt sich bei den widerstandsfähigen starken Bäumen wohl noch in den hellgrünen Trieben, die aus den mächtigeren Zweigen und Aesten aufsprießen. Setzt sich das hängende Moos aber an schwächlichere Bäume an, so saugt es ihnen die Lebenskraft vollends aus.

Die Schwarzen benutzen diese Schlingpflanze schon längst als Unterlage für ihre primitiven Matratzen. Jetzt scheint sich auch die Industrie dieses Mooses zu bemächtigen und es verwerthen zu wollen. Durch eine mechanische Vorkehrung wird es entwirrt, geglättet und gesäubert; man giebt ihm dann eine leichte dunkle Färbung, und es wirkt nun genau wie Roßhaar. In dieser künstlichen Zubereitung wird es auch jetzt schon vielfach zu Polsterungen verwandt.

Der Weg, der von der Stadt nach dem Bonaventura-Kirchhof führt, ist der Corso von Savannah, übrigens ein ziemlich freudloser sandiger Weg ohne irgend welche landschaftliche Schönheit, an Gemüsefeldern und jämmerlichen Negerbuden vorüber. Für diese Negerwohnungen werden in

der Stadt von den Eigenthümern wahre Wucherzinsen verlangt. Die Herstellung eines solchen Stalles kostet Alles in Allem etwa dreihundert Dollars. Die Eigenthümer lassen sich von den Miethern dafür jährlich hundert Dollars zahlen.

Wie alle amerikanischen Städte, so vereinigt Savannah in sich die merkwürdigsten Gegensätze: neben dem raffinirtesten Comfort und Luxus des Hotels wüste Verkümmerung, neben den stattlichen massiven Bauten der Begüterten die Jammerbuden der Schwarzen, neben der völligen Vernachlässigung der Verkehrswege die elektrische Bahn. Die Straßenreinigung steht auch hier durchaus auf der Höhe der amerikanischen im Allgemeinen. Was da an Orangenschaalen, Kehricht, zerbrochenen Gefäßen, Hutkrämpen, Lampen und Scherben einmal liegt, das bleibt auch da liegen, bis es durch des Himmels gnädige Fügung auf natürlichem Wege weggeschwemmt wird. Wenn es regnet, muß es da recht hübsch aussehen!

Nach der Angabe eines hiesigen Einwohners soll die schwarze und weiße Bevölkerung hier ungefähr gleich stark vertreten sein. Es machte indessen auf mich den Eindruck, als ob diese Mittheilung mehr dem Wunsche der Weißen als den Thatsachen entspräche; denn auf den Straßen sieht man ganz unverhältnißmäßig mehr Schwarze. Auf je zehn Neger kommt wohl kaum ein Weißer. Vielleicht mag das daher kommen, daß die Schwarzen die geborenen Straßenbummler sind, Eckensteher oder vielmehr Eckensitzer und Eckenlieger. Es ist geradezu ergötzlich, zu beobachten, wie diese Kerle dem lieben Herrgott den Tag abstehlen. Die Schwarzen haben schon so wie so eine gewisse Aehnlichkeit mit dem bekannten „Aujust" von Renz; mit einem großen Aufwande von Aeußerlichkeiten und mit anspruchsvoller Inscenirung verrichten sie herzlich wenig. Wenn sich aber einer zu einer bescheidenen Handleistung ermannt, so kann man sicher sein, daß fünf dabeistehen, die zuschauen, wie der arbeitsame College seine

Aufgabe bewältigt. Die Schwarzen, die ſich hier herumtreiben, ſehen wirklich ganz anders aus, als die Helden von „Onkel Toms Hütte“.

---

5. In Florida. St. Auguſtine.

Das Hotel in Amerika. — Gründung eines Mode-Kurorts. — „Ponce de Leon“ in St. Auguſtine. — Einrichtung eines Winterhotels. — Vergnügungen der Hotelbeſucher.

Wenn in den nördlicheren Diſtricten dieſes contraſtreichen Landes die entſetzlichen Schneeſtürme raſen, die verheerenden „blizzards“, die bisweilen ganze Städte verwüſten und koſtbare Menſchenleben fordern — dann beginnt es in Florida zu grünen und zu blühen, und vom hohen blauen Himmel ſcheint die Sonne goldig und warm herab. Die ſchöne Zeit für Florida beginnt im December und dauert bis März. Das Thermometer ſteigt im Februar und März ſchon recht hoch, aber bei der Kühlung, die beſtändig vom Atlantiſchen Ocean herüberweht, iſt auch die ziemlich ſtarke Hitze wenig beläſtigend.

Auf dieſe klimatiſchen Vorzüge allein hat nun die Speculation ihre kecken Pläne gebaut, und mit Erfolg. Ein kühner, unternehmender, mit koloſſalen Mitteln ausgeſtatteter Mann, Herr Flagler, hat von Jackſonville, der bedeutendſten Stadt im nördlichen Theile Floridas, nach dem naheliegenden St. Auguſtine eine Bahn gebaut und, um die Bahn nutzbar zu machen, St. Auguſtine zu einem reizvollen Wallfahrtsorte der Winterſcheuen zu machen geſucht. Aus dieſem Gedanken heraus ſind alſo auch die Rieſenhotels von St. Auguſtine, mit Ponce de Leon an der Spitze, erſtanden.

Das Hotel ſpielt in Amerika eine ganz andere Rolle

als bei uns. Wir verſtehen es kaum, wenn wir von Einheimiſchen oder landeskundigen Angeſiedelten die oft wiederholte Redensart hören: „Den und den Ort müſſen Sie unbedingt ſehen, da iſt ein ſehr gutes Hotel!“ Bei uns zu Lande iſt der Gaſthof doch nichts Anderes als der mehr oder minder genügende Erſatz in der Fremde für die Häuslichkeit daheim, das Abſteigequartier, in dem man gut oder ſchlecht aufgehoben und verpflegt wird. Wir wiſſen, daß uns da das nicht geboten wird, was wir zu Hauſe haben, ſind in unſeren Anſprüchen genügſam, und wenn wir ein helles luftiges Zimmer, ein ſauberes und gutes Bett haben, ſo verlangen wir kaum mehr.

Ganz anders das Hotel in Amerika. Ich ſpreche zunächſt nicht von den Hotels in großen Städten, die in ihren Zweckmäßigkeitseinrichtungen und in ihrem Luxus auch auf einer viel höhern Stufe ſtehen als die europäiſchen. Ich ſpreche von jenen beſonderen Hotels in kleineren Ortſchaften, die, über das ganze Land zerſtreut, eine allgemeine Berühmtheit beſitzen, die den wichtigſten, oft ſogar den alleinigen Anziehungspunkt bilden und der eigentliche Reiſezweck ſind.

Bei uns ſucht man intereſſante Städte und landſchaftliche Schönheiten auf, nimmt mit der Behauſung, die da den Fremden geboten wird, fürlieb und klagt nicht, wenn man einigermaßen menſchenwürdig untergebracht und nicht allzu ſehr geprellt wird. Hier aber giebt es Dutzende und Aberdutzende von prachtvollen großartigen Palaſtbauten für Fremde, die der Amerikaner aufſucht, um nebenbei auch die Annehmlichkeiten eines milderen Klimas und der landſchaftlichen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten zu genießen. Von dieſen Hotels wird mehr verlangt, als die eigene Häuslichkeit gewähren kann, und die Speculation hat ſich dieſer Neigung der amerikaniſchen Großſtädter bemächtigt, um allerorten Rieſenbauten von unerhörter Pracht und Verſchwendung zu errichten. Dieſe

Bauten bilden gewissermaßen einen Ersatz der reizenden Riviera während der rauhen Jahreszeit und der Luxusbäder im Sommer und Herbst.

Sobald einmal der Plan gefaßt war und Gestalt anzunehmen begann, St. Augustine zu einem amerikanischen Nizza herauszuschminken, wurde wie üblich die große Werbetrommel gerührt. Allerorten wurde angekündigt: „St. Augustine, herrlichster Winteraufenthalt. Erfrischung für die Ermatteten, Stärkung für die Nerven, Eldorado für Alle, die sich aus winterlichem Dunkel und Frost nach Licht, Sonnenschein und Wärme sehnen. Aelteste geschichtliche Denkmäler der Vereinigten Staaten. Wunderbare Vegetation. Größter Comfort in den Hotels. Tägliche Concerte, Bälle, Schwimmvergnügungen mit Musikbegleitung, Seebäder, Schwefelbäder und dergleichen."

Der Begründer dieses neuen Modebades that nun aber auch wirklich alles Erdenkliche, um die ersten Neugierigen, die sich hatten anlocken lassen, zu Propagandamachern zu werben. Von allen Besuchern von St. Augustine hörte man den Ruhm der großartigen Hotels verkünden. St. Augustine kam in Mode. Das riesige Hotel Ponce de Leon sollte bald dem Bedürfniß nicht mehr genügen, und Herr Flagler errichtete noch zwei andere fast eben so große und eben so elegant ausgestattete Hotels, Cordova und Alcazar; außer diesen wurden nun auch von anderen Unternehmern Kolossalbauten für den Winterbesuch eingerichtet.

Die ganze Stadt, die bisher aus einigen hübschen Villen wohlhabender Leute, ein paar Logirhäusern in bescheidenen Verhältnissen und den unansehnlichen und dürftigen Bretterhäuschen der heimischen Bevölkerung bestanden hatte, nahm im Handumdrehen einen ganz andern Charakter an. Breite Straßen wurden angelegt, mit einer hier zu Lande ganz ungewöhnlichen Sorgfalt gepflegt; die schönsten sogar asphaltirt.

Der Hotelbeſitzer errichtete auch das ſtolzeſte öffentliche Gebäude, eine ſtattliche, architektoniſch wohlgelungene Kirche. Bequeme Wagen und gute Pferde wurden maſſenhaft in Bereitſchaft gehalten, und um die Hotels wurden herrliche Anlagen geſchaffen, die bei der Fruchtbarkeit des willig gewährenden Bodens in kürzeſter Zeit den erfreulichſten Anblick darboten.

Die Umgebungen der Hotels ſind wirklich entzückend. Und hier unter der üppigen Pracht der tropiſchen Vegetation vergißt man gar bald den erſchrecklich langweiligen und triſten Weg, den man hat zurücklegen müſſen, um das paradieſiſche Ziel zu erreichen. Hier ragen die mächtigen Stämme der rieſenblättrigen Palmen auf, aus dem dunklen Laube der Orangenbäume lachen uns die goldigen Früchte entgegen, unter den gewaltigen, ſägenartig geſpaltenen Blättern der Rieſenſtauden ſieht man die ſchweren Bananen herabhängen, aus den Büſchen leuchten die Camelien in ihrer unbeſchreiblich prächtigen Färbung hervor, Cacteen von einer Schönheit und Lebenskraft, von denen das nordiſche Treibhaus nur eine höchſt ungenügende Vorſtellung zu geben vermag, bedecken den Boden, und Schlinggewächſe mit jenen eigenthümlichen Blüthen, die ſich wie die Lotosblume „vor der Sonne Pracht fürchten“, am Tage zuſammengerollt unter den grünen Blättern faſt ganz verſchwinden, in der Nacht aber ihre lilienweißen Blätter völlig erſchließen und einen ſüß-aromatiſchen Duft ausſtrömen, ranken an den rothen Backſteinmauern empor.

Wenn irgendwo, ſo läßt ſich hier das eigenartige Leben in dieſen amerikaniſchen Speculationshotels und dieſe Einrichtung ſelbſt beobachten.

Das Hotel Ponce de Leon iſt in Uebereinſtimmung mit dem Charakter der altſpaniſchen Niederlaſſung und mit dem Klima in allerdings mit großer Willkür behandeltem mauriſchen Stile aufgeführt. Auch zu den anderen großen Bauten,

die wir hier sehen, sind vorzugsweise Motive der altspanischen und maurischen Baukunst benutzt worden.

Ein sehr schöner geräumiger Vorhof, in dessen Mitte der Springbrunnen plätschert, und der von gedeckten Gängen eingefaßt wird, führt zu dem Haupteingang, durch den man in die Rotunde, einen hohen Kuppelraum, gelangt, um den sich der ganze Bau architektonisch gliedert. Dieser Kuppelraum ist der Hauptvereinigungspunkt der Gäste. Da stehen ringsherum an den Säulen, die das obere Geschoß tragen, Dutzende von recht bequemen Stühlen. Da brennen, auch bei schönem Wetter, in großen Kaminen starke Holzscheite, die hier nur decorative Bedeutung haben. Da sind die Auskunftsbureaus. An diesen Raum schließen sich die großen gemeinsamen Salons, die Musikzimmer, Schreibzimmer für Herren und Damen, Bibliothek und Lesezimmer, Spielräume für Kinder und Erwachsene, die in allen Hotels unvermeidlichen Frisir- und Barbierstuben u. s. w.

Die großen Salons sind mit Teppichen, Möbeln, Draperien auf das Verschwenderischste und mit geradezu fürstlicher Pracht ausgestattet. Inmitten des einen Salons steht ein ausgezeichneter Concertflügel von Steinway, der allen Mißhandlungen, denen er von Seiten musikwüthiger Dilettanten ausgesetzt ist, siegreich die Stirn bietet. Die Wände sind mit mehr oder minder guten und geschmackvollen Bildern geschmückt. Unter diesen befinden sich hier auch sechs recht gefällige und wirksame Pastells von Koppay — eigenartige Frauenköpfe, zu denen wohl schwerlich je ein Modell gesessen hat.

Von der Rotunde aus führt eine breite Treppe zu dem großen Speisesaal, der eigentlich ein Complex von drei Speisesälen ist. Auch dieser empfängt sein Licht von oben. Hier nehmen täglich die vierhundert bis fünfhundert Gäste des Hotels gleichzeitig ihre Mahlzeiten ein. Der weite Raum ist

ausgezeichnet ventilirt, und man wird auch nicht im Entfernteſten durch den Geruch der maſſenhaft aufgetragenen Speiſen beläſtigt. Auch von der Küche merkt man nichts, obgleich dieſe unmittelbar an den Speiſeraum anſtößt.

Die Küche iſt auch eine Sehenswürdigkeit. Man hat beim Eſſen ein beruhigteres Gefühl, wenn man geſehen hat, mit welcher Sauberkeit und Sorgfalt die ungeheuren Quanten von Fleiſch, Gemüſe und Backwaaren da zubereitet werden. Ich bin in den Materien der Kochkunſt nicht erfahren genug, um Einzelheiten zu ſchildern; ich kann nur ſagen, mir hat vor allem eine Tellerreinigungsmaſchine imponirt. Da werden ein paar Dutzend Teller in einem Geſtell in ein geheimnißvolles Loch geſchoben, man hört ein merkwürdiges Klappern, und nach einer halben Minute kommen ſie ſpiegelblank heraus, um ſofort in einen erhitzten Behälter geſtellt zu werden, wo ſie bis zu dem Augenblick ihrer Benutzung verbleiben. Die Folge davon iſt, daß man alles auf ſehr warmen Tellern bekommt, auch die Speiſen, die eigentlich kalt ſein ſollten.

In der Küche, wie überhaupt im ganzen Hotel, ſind es ausſchließlich Schwarze, welche die Dienſtleiſtungen verſehen. Sie ſind bei aller Geſchäftigkeit ſehr langſam und ſchwerfällig. Während der Mahlzeiten laufen im Mittelgange des Saales einige durch beſondere Körperfülle ausgezeichnete farbige Herren in tadelloſem Geſellſchaftsanzuge herum, die wahrſcheinlich dazu da ſind, die dienenden Geiſter niederer Ordnung zu bewachen, von denen ich aber keine andere Leiſtung habe beobachten können als die, daß ſie eben gravitätiſch hin und her laufen und von Zeit zu Zeit mit der Hand nach irgend einer Richtung hinweiſen, um dem eintretenden Gaſte zu bedeuten, ſeinen ihm längſt bekannten Platz einzunehmen. Obgleich die Zahl der ſchwarzen Kellner, wenn ich an unſere deutſchen Verhältniſſe denke, mir eine unverhältnißmäßig große zu ſein ſcheint, ſo iſt man doch viel weniger gut und viel

weniger ſchnell bedient als bei uns. Niemand beſchwert ſich. Ich habe überhaupt nie geduldigere Menſchen geſehen als die Amerikaner.

Die Speiſen und Getränke werden auf großen Präſentirtellern von den Schwarzen auf der flachen Hand in Haupteshöhe in ſchwankender Bewegung aufgetragen. Es ſieht ganz hübſch aus, aber ganz zuverläſſig iſt dieſe Art der Speiſenbeförderung nicht. Es kommt nicht ſelten vor, daß man durch das donnerartige Fallen eines ſolchen Präſentirtellers, wobei natürlich alles in Scherben geht, erſchreckt wird. Bis jetzt iſt es mir übrigens noch nicht gelungen, das Gefühl ſtarken Unbehagens und Widerwillens zu überwinden, das mich jedesmal überkommt, wenn ich die ſchwarzen Finger auf den Tellern und Schüſſeln ſehe, von denen ich eſſen ſoll.

Jeden Vormittag von elf bis zwölf ſpielt die Capelle in den Arcaden des Vorgartens und jeden Abend von halb neun bis zehn in der Rotunde. Mit dem Einnehmen der Mahlzeiten und dem Anhören der Muſik iſt der Tag nahezu gefüllt. Die übrige Zeit vergeht mit Spaziergängen, Spazierfahrten und Reiten durch das kleine Neſt und die ziemlich reizloſe Umgebung.

Der Weg am Waſſer iſt nicht ſehr verlockend. St. Auguſtine liegt nicht unmittelbar am Ocean, ſondern an einem Meerarme, der ſich zwiſchen das Feſtland und eine langgeſtreckte, flache, ſchmale, ſandige Inſel, Anaſtaſia Island, zwängt. Für die Schönheiten des Strandes ſcheint man hier kein Verſtändniß zu beſitzen.

Da, am Ende der Stadt und gegenüber der nördlichen Spitze der Anaſtaſia-Sandbank, liegt die einzige intereſſante ältere Baulichkeit, eine Strand-Citadelle, die im vorigen Jahrhundert vollendet worden iſt, das Fort Marion de San Marco, ein ſtarker, maſſiver Bau mit Ringmauern, die mit Schießſcharten durchbrochen ſind und von vier Wachtthürmen

gekrönt werden. Das Fort hat beträchtliche Verhältniſſe, und in den Caſematten könnte wohl die ganze Einwohnerſchaft bequemes Unterkommen finden. In dieſem Lande, in dem Alles neu iſt, gilt die ſpaniſche Veſte ſchon als ein ehrwürdiges Denkmal aus grauer Vergangenheit. Die Leute von St. Auguſtine thun ſich überhaupt etwas darauf zu gute, einer der älteſten Anſiedlungen der Vereinigten Staaten anzugehören. Die Spanier mit Ponce de Leon an der Spitze ſind in der That ſchon in den erſten Jahrzehnten des ſechzehnten Jahrhunderts hier gelandet. Von den Spaniern iſt übrigens hier nicht viel mehr übrig geblieben als die Namen der Städte und der Straßen.

Was thun nun die Leute, die die tagelange Reiſe durch eine karge und unſchöne Gegend nicht ſcheuen, um hier im Hotel Ponce de Leon und den Dependencen ein Unterkommen zu finden?

Die Antwort iſt nicht ganz leicht. Soviel ich habe beobachten können, beſteht der verlockende Reiz des hieſigen Aufenthaltes hauptſächlich im Negativen: in der Entrückung aus dem Winter und der Großſtadt. Man geht nach St. Auguſtine, um eben nicht in New York, Chicago, Philadelphia zu ſein. Die Leute, die ich hier ſehe, gehören, wie ſich das ſchon aus den erheblichen Koſten der Fahrt hierher und des Aufenthalts an Ort und Stelle von ſelbſt ergiebt, ausſchließlich der begütertſten Klaſſe an. Sie thun eigentlich gar nichts. Wenn ſie nicht durch die einzig nothwendige Beſchäftigung des Eſſens und Trinkens in Anſpruch genommen werden, ſitzen und ſtehen ſie den ganzen Tag in der Rotunde und im Garten herum, bummeln auf und nieder, wiegen ſich auf den Schaukelſtühlen, leſen Zeitungen und Romane, rauchen, ſchwatzen und freuen ſich vor Allem der ſchönen warmen Luft und des goldigen Sonnenſcheins. Hie und da bilden ſich kleinere Kreiſe von Bekannten, aber die Meiſten ſind ſich fremd

und haben auch durchaus nicht das Bedürfniß, ſich einander zu nähern; theilnahmlos ſchlendern ſie an einander vorüber.

Das iſt eine Eigenthümlichkeit, die mich hier zu Lande oft überraſcht hat: einerſeits das Bedürfniß der Amerikaner, in größerer Geſellſchaft zu ſein, andererſeits wiederum die gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Umgebung, vorausgeſetzt eben, daß ſie nur da ſei. Die Amerikaner fahren lieber in ihren großen Wagen mit zwanzig fremden Menſchen zuſammen als in unſeren kleinen Coupés, und es fehlt ihnen etwas, wenn ſie nicht in ihrem Hotel jene großen Prachträume haben, in denen ſich ſo und ſo viel gleichgültige Menſchen gleichzeitig mit ihnen aufhalten.

Am beſten verſtehen es hier die Damen, die Zeit todtzuſchlagen. Sie entfalten einen Luxus in Toiletten, der von der wildeſten Modeextravaganz der Riviera ſicherlich nicht überboten wird. Sie wechſeln täglich zum mindeſten zweimal, die meiſten aber ſogar dreimal die Toilette, und der Tag iſt kurz. Auch die Herren, die am Vormittag in modiſchen Gigerltrachten aus hellem Flanell herumſpazieren, werfen ſich zum Diner in Geſellſchaftstoilette. Und am Abend während der Muſik macht die Rotunde, aus deren Kuppel das elektriſche Licht auf den ſchönen geſchmackvollen Raum herabfällt, den Eindruck einer großen Galageſellſchaft.

Ich habe meine Toilettenſtudien vornehmlich auf eine hübſche junge Dame beſchränkt, die an unſerm Nachbartiſche ſaß. Sie war mir gleich beim erſten Frühſtück durch eine Sarah Bernhardt-artige langſchleppende „Matinée“ mit klaſſiſchem Faltenwurf aufgefallen. Zum zweiten Frühſtück ſchwebte ſie in hellfarbigem Sommerkleid mit einem ſehr extravaganten Hute in den Saal, und zum Diner trug ſie eine weiße Geſellſchaftstoilette mit Pelz verbrämt und Blumen im Haar. An dieſer jungen Dame habe ich nun in fünf Tagen täglich je drei verſchiedene Toiletten mit den

entſprechenden zehn verſchiedenen Hüten und Sonnenſchirmen wahrgenommen — alleſammt etwas verwegen im Geſchmack, aber ebenſo kleidſam wie koſtbar. Leider iſt ſie mir am ſechsten Tage entſchlüpft. Ich war neugierig, mir die Koffer anzuſehen, denn ich hörte, daß die Dame vier Wochen hier verbracht hatte, und mein Gewährsmann, dem der Toilettenluxus ebenfalls aufgefallen war, hatte in den vierzehn Tagen ſeiner eigenen Beobachtung niemals daſſelbe Kleid wiederkehren ſehen.

Ebenſo oder doch wenigſtens ſo ähnlich treiben es die meiſten anderen jungen und verwöhnten Frauen und Mädchen. Auch mit den Kindern werden dieſelben Modenarrheiten getrieben; und ich finde die Kindermode, die jetzt hier herrſcht, und mit der man uns vermuthlich auch bald beglücken wird, geradezu abſcheulich. Die armen Würmer tragen Kleider, wie man ſie auf den Bildern des Velazquez ſieht: die Taille unmittelbar unter den Aermeln, und das Kleid von da in häßlichen Falten bis zum Knöchel herabfallend, die Aermel an ihrem Einſatz zu dicken Wulſten aufgebauſcht, ſo daß ſelbſt niedliche Kinder unförmig und verwachſen ausſehen. Sie erinnern mich an die geputzten Pudel, die man als Madame Pompadour in den Affentheatern herumſpringen ſieht.

In dem dem Hotel Ponce de Leon gegenüberliegenden Alcazar iſt ein ganz wundervolles Schwimmbaſſin für Herren und Damen eingerichtet, das eines der Hauptvergnügungen der hieſigen Gäſte bietet. Es iſt ganz in Marmor ausgeführt, mit zwei hohen loggienartigen Galerien. Das durchſichtig klare Waſſer hat beſtändigen Ab- und Zufluß.

Dort tummeln ſich in den knapp bemeſſenen Stunden zwiſchen den Hauptmahlzeiten Herren und Damen in mehr oder minder geſchmackvollen Badetoiletten. Es werden allerhand Spiele arrangirt: Ballwerfen, Taucherkunſtſtücke, gymnaſtiſche Uebungen; von Zeit zu Zeit werden da auch

beſondere Schwimmfeſtlichkeiten veranſtaltet. Zu gewiſſen Stunden ſpielt täglich die Muſik, und der Raum iſt ſo behaglich und ſchön, daß die in den Galerien angebrachten bequemen Sitzplätze, von denen aus man das amüſante Schauſpiel der Schwimmkünſtler beobachten kann, faſt immer dicht gefüllt ſind. Die Amerikaner, die es in allen Leibesübungen zu einer großen Virtuoſität bringen, ſind faſt ohne Ausnahme vorzügliche Schwimmer. Unter den jungen Leuten, die ich hier geſehen habe, befinden ſich wahre Künſtler, die minutenlang unter dem Waſſer bleiben, die ſchwierigſten Sprünge vom höchſten Schwungbrett mit Grazie vollführen und an den über dem Baſſin angebrachten Turnringen wie gelernte Akrobaten arbeiten. Unten produciren ſich die Schwimmer, unter denen das männliche Geſchlecht auch numeriſch das ſtärkere iſt, und oben auf hohem Balcone ſitzen die Damen in ſchönem Kranz, in den ausgeſuchteſten und koketteſten Toiletten. Namentlich in den Nachmittagsſtunden wird der ſchattige, kühle und ſchöne Raum ſehr beſucht.

Gewöhnlich iſt in der Woche zweimal Ball. Wie im Schwimmen, wie in allen anderen körperlichen Fertigkeiten: im Schießen, Turnen, Reiten und Fahren, ſo haben es die Amerikaner auch im Tanze zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Unſere Polka und Walzer haben eine kunſtvolle, landeseigenthümliche Umgeſtaltung erfahren, die durchaus nicht unſchön iſt. Es wird flott, viel und gut getanzt. Und das iſt um ſo mehr anzuerkennen, als das Orcheſter zum Einſchlafen langweilig und temperamentlos iſt. Nur ein einziges Mal ſchien in die ſchläfrige ſtreichende und blaſende Geſellſchaft da oben einiges Leben zu kommen, als ein amerikaniſcher Nationaltanz angeſtimmt wurde. Zwei- oder dreimal wiederholte ſich die mehr charakteriſtiſche als ſchöne Weiſe. Aber unten im Saale fand die anfeuernde Muſik nicht den geringſten

Wiederhall. Kein Menſch rührte ſich vom Fleck. Die Tänzer, die ſoeben noch bei den kosmopolitiſchen Tänzen im Saale herumgetobt hatten, blieben wie angenagelt ſitzen, und die Schönen blickten in den Schooß. Der weite Raum in der Mitte war unheimlich leer. Noch einmal wurde ein anſpornender Verſuch von Seiten des Orcheſters gemacht, dann verſtummte es plötzlich. Man ſpielte einen Walzer von Strauß, und nun erwachten die galvaniſirten Leichen. Das Gefühl für die Schönheit ihres Nationaltanzes ſcheint alſo den Amerikanern, die ſonſt auf alle ihre Landeserzeugniſſe ſo ſtolz ſind, noch nicht aufgegangen zu ſein.

Während der Pauſen ergingen ſich die Paare, die erhitzten Damen, ohne auch nur ein Tuch über die entblößten Schultern zu werfen, in dem anſtoßenden Garten unter Palmen und Orangen.

Es war eine wirklich balſamiſche Nacht, „von Wohlgeruch ganz triefend“, wie Kleiſt ſagt, eine Nacht von unbeſchreiblicher Schönheit. Kein Lüftchen regte ſich, und doch ſpürte man in dieſer himmliſch lauen Reinheit ein ſanftes Fächeln: den erfriſchenden Hauch des nahen Oceans. Am unendlich hohen dunklen Himmel glitzerten die Sterne in unvergleichlicher Pracht, und die ſchon tiefſtehende röthliche Sichel des Mondes dämpfte nicht deren Licht. Jetzt ſah der ſpaniſche Bau des impoſanten Hotels ganz wundervoll aus. Alles Modiſche, Praktiſche, Amerikaniſche war in Dunkel verſchwunden. Es ſtand da wie ein märchenhaftes Schloß aus dem Wunderlande der Mauren. Die den Garten umſchließenden Gänge mit ihren von ſchlanken Säulen getragenen Bogen waren halb beleuchtet, und da ſah man hie und da Gruppen, die ſich auf den Stühlen wiegten oder in gemächlichem Geplauder ergingen. Oben auf den Thürmen war durch elektriſches Licht in blauen und rothen Gläſern eine phantaſtiſche Beleuchtung angebracht. Ebenſo war der

Springbrunnen, der in der Mitte rauschte, durch farbige Lichter feenhaft beleuchtet. Dazu der süße Duft der Blumen, die jetzt erst ihre Kelche öffneten. Diese köstliche Reinheit der Luft, diese Kühle, diese Frische und Ruhe! Und die festlich geschmückte Gesellschaft, und die bildhübschen jungen Mädchen, und die kaum verheiratheten, oft noch jüngeren Frauen im ersten Glück der Flitterwochen — Ponce de Leon ist ein von Hochzeitsreisenden besonders bevorzugter Wallfahrtsort —, und von der Ferne her die Klänge der Musik, die durch die Entfernung nur gewinnt — ja, es ist etwas Köstliches, so ein Ballabend in Ponce de Leon, besonders köstlich für Nichttänzer im Garten.

Mit den hier aufgezählten Zerstreuungen wäre wohl die Liste der Vergnügungen in St. Augustine erschöpft. Es ist das dolce far niente in sonniger, schöner, warmer und nicht drückender Luft, die reizvollste und gemächlichste Ausspannung. Der Thor aber, der hier besondere Naturschönheiten oder irgendwelche Anregungen suchen wollte, würde eine gelinde und obenein noch recht kostspielige Enttäuschung erfahren.

---

6. Von Florida, Jacksonville, nach Louisiana.

Jacksonville. — Alligatoren. — Waldverwüstung. — Bedenkliche Eisenbahnbrücken.

Wir hatten auf dem Wege nach St. Augustine Jacksonville im Dunkel der Nacht passirt. Ich richtete es daher so ein, daß ich die bedeutendste Stadt Floridas, von der man mir viel Gutes gesagt hatte, auf dem Wege nach dem Westen mir ein bischen genauer ansehen konnte. Nach anderthalbstündiger Fahrt, die zuletzt auf einer ein wenig ängstlich langen

und schmalen Brücke über den St. Johns River ging, trafen wir in Jacksonville ein.

Einige breitere Straßen am Wasser und im Mittelpunkte der Stadt, da, wo die großen Hotels liegen, wirken recht freundlich. Diese Straßen sind auch, wenigstens zum Theil, gepflastert, und zwar mit Cedernholz. Im Allgemeinen aber ist es die übliche Verwahrlosung. In der Mitte der Verkehrswege unergründlicher Sand, durch den die armen Pferde keuchend den leichten Wagen ziehen. Ringsumher zerstreut am Boden allerlei Unrath und Kehricht. Von den schüchternsten Versuchen der Straßenreinigung ist auch hier keine Spur wahrzunehmen. Aber das Städtchen sieht doch recht belebt aus. Es hat sehr viele Läden. Die meisten sind allerdings nicht gerade hübsch. Am saubersten und geschmackvollsten sind hier, wie überall in Amerika, die Droguengeschäfte, in denen neben pharmaceutischen und Toiletteartikeln aller Art auch Cigarren, Brillen und alle möglichen Geschenksachen verkauft werden.

Vor den „Museen" mit den „Wundern von Florida" war ich durch die Erfahrung, die ich schon in St. Augustine mit einer solchen Sehenswürdigkeit gemacht hatte, genügend gewarnt. Die Harmlosigkeiten, die uns da als Wunder vorgeführt werden, sind von einer beispiellosen Blödheit. Gewöhnliche Muscheln, Hühnereier, Austernschalen, zerbrochenes altes Gerümpel, alles wird da als charakteristisch für die Geschichte und die Natur Floridas mit lächerlicher Prätension zur Schau geboten. Man denkt mitunter an die scherzhaften Ausstellungen der übermüthigen Maler in Düsseldorf, München und Berlin.

Das Hauptausstellungsobject ist immer und überall in Florida der Alligator und was damit zusammenhängt. Ich gestehe, daß ich die Alligatoren, ähnlich wie die Büffel, für eine Art von Fabelwesen hielt, die einer früheren Entwicke-

lungsperiode Amerikas angehört hatten. Aber mit den Alligatoren stimmt's wirklich! Es giebt deren auch heute noch eine Unmenge in Florida. Und man kann von diesen widerwärtigen Bestien lebend und todt so viele haben, wie man nur will. Es ist sogar ein verhältnißmäßig billiges Vergnügen. Einen niedlichen, beinahe noch geruchlosen Alligator bekommt man schon zu 50 bis 75 Cents, und für ein paar Dollars kann man sich einen ganz gehörigen Lümmel kaufen.

Es ist ein ekelhaftes Geschöpf, faul, schwerfällig, mit langer Schnauze, kräftigem Gebiß und ganz schauderhaften Augen, die sich in unheimlicher Weise schließen. Das Auge kriecht von unten nach oben in die Höhle, und von unten schiebt sich dann vor die Oeffnung eine Haut, die eine ähnliche Farbe wie das verschwundene Auge hat — nur stumpfer, so daß es jetzt verglast und leichenhaft gebrochen aussieht.

In todtem Zustande sind diese Thiere übrigens viel erfreulicher, als lebendig. Sie werden ausgestopft, säuberlich lackirt, und man giebt ihnen allerhand drollige Stellungen. So werden sie namentlich als Träger von Visitenkartenschalen und dergleichen benutzt. Man schlingt ein kokettes seidenes Bändchen von zartem Blau oder Rosa um ihren Hals. Dann sehen sie ganz putzig aus.

Das Alligatorleder ist ein beträchtlicher Handelsartikel. Die meisten Reisetaschen und Schreibmappen, die man hier sieht, sowie auch kleinere Gegenstände, wie Brieftaschen und Portemonnaies, besonders aber Schuhwerk, werden aus diesem dauerhaften und wasserdichten Leder gefertigt. Wie es sich von dem Leder unterscheidet, das wir Krokodilhaut nennen, weiß ich nicht; es sieht genau ebenso aus. Sehr theuer ist es nicht. Für ein Fell, das 1,80 Meter lang und gegen 70 Centimeter in der Mitte breit ist, zahlte ich $2\frac{1}{2}$ Dollars.

Außer Alligatoren, hängendem Moos, schönen Palmen,

guten und billigen Apfelsinen ist in Jacksonville nicht viel zu holen.

Die öffentlichen Gebäude, die der Einwohner mit jenem kindlichen Stolze, der den Amerikanern eigen ist, sobald sie auf ihre Städte, Bauten und Einrichtungen zu sprechen kommen, dem Fremden als Sehenswürdigkeiten zeigt, sind nicht erwähnenswerth. Es ist schwer verständlich, daß Jacksonville als Winterrefugium aufgesucht wird, denn in dieser Beziehung kann es mit dem unvergleichlich schönern und comfortablern St. Augustine gar nicht verglichen werden. Vermuthlich ist es sehr viel billiger, aber auch in diesem Falle noch immer ziemlich theuer.

Freilich, wenn man die Prospecte der Hotels liest, so muß man Gott weiß welche Erwartungen hegen. Da wird uns erzählt, daß täglich „Concerte" von der Capelle unter Leitung des Herrn Professor Soundso gegeben werden. In Wahrheit vereinigen sich alltäglich zweimal ein trauriger Klavierpauker, zwei Geiger, ein Cellospieler, ein Flötist und ein Clarinettenbläser, um die Ruhe zu stören.

Geradezu schauderhaft ist die städtische Beleuchtung. Die wenigen Laternen starren von Schmutz. Die Leute wissen offenbar gar nicht, daß auch Laternen zu den Gegenständen gehören, die manchmal gereinigt werden dürfen. In völliger Unberührtheit stehen sie da seit dem Tage ihrer Errichtung, und an der Mächtigkeit der Staubschicht, die die Scheiben bedeckt, kann man ihr höheres oder niedrigeres Alter mit Sicherheit abwägen. Durch diese grauen Scheiben sucht nun ein jämmerliches flackerndes Flämmchen sein Licht zu werfen, natürlich mit sehr ungenügendem Erfolge. Da man gemerkt hat, daß diese Art der Beleuchtung doch nicht viel nutzt, so hat man sich auch nicht unnöthigerweise angestrengt. In weiten Zwischenräumen stehen diese Straßenverfinsterer auseinander, und man muß in seinem dunklen Drange ein

sehr guter Mensch sein, um sich hier des rechten Wegs bewußt zu sein. Daneben sind an einigen wenigen Punkten der Stadt, unter Anderm an dem Square der Hotels, blendende elektrische Beleuchtungen angebracht, die aber mehr blenden als beleuchten. Alles das sind eben jene amerikanischen eigenthümlichen Unfertigkeiten, die man philosophisch in den Kauf nehmen muß, die hier zu Lande keinem Menschen auffallen, und an die sich deshalb der vernünftige Fremde auch schnell gewöhnt.

Jacksonville, das an der breiten Mündung des St. Johns River sehr hübsch gelegen ist, macht trotz seiner Unvollkommenheiten, die übrigens hier nicht schlimmer sind als anderwärts, im Ganzen doch einen guten Eindruck und in einzelnen Theilen sogar einen sehr guten. Namentlich sind seine Gärten entzückend. Sobald die geringste Pflege wahrnehmbar ist, grünt und blüht Alles. Es ist eben nur schade, daß hier zur Pflege des Schönen so wenig Zeit bleibt, und daß sich durch die Verhältnisse allmählich der Sinn für das Schöne und Accurate abgeschwächt hat.

* * *

An einem schwülen trüben Morgen verließen wir Jacksonville. Der Himmel war mit sackgrauen Wolken dicht bezogen, die Luft war gewitterschwer. Bei uns wären es die untrüglichen Anzeichen auf ein nahes Donnerwetter mit gehörigem Regenguß gewesen. Hier aber blieb die Schwere und Schwüle in der Luft. Vom Himmel fiel ein kümmerliches Rieseln, das wenig auffrischte, aber doch wenigstens den Staub niederschlug.

Die Fahrt von Florida nach den westlicheren Staaten führt durch die traurigste Landschaft. Es ist womöglich noch schlimmer als der Weg vom Norden nach dem Südosten. Wir fahren durch bewaldetes Land, aber der Wald, der nur geringes und schlechtes Holz bringt, ist nie geforstet und bietet einen schaurigen

Anblick. Nichts als armseliges Nadelholz mit kümmerlichen Stangen und Dickicht, aus schmutzigem, grauem, undurchdringlichem Gebüsch aufsteigend.

Da, wo er gelichtet wird, bietet er ein Schauspiel des Schreckens. Man kennt die einfache Art der amerikanischen Waldlichtung. Wenn der mit Holz bestandene Boden für den Ackerbau gewonnen werden soll, so wird der Wald einfach angesteckt. Es ist eine grauenhafte Verwüstung. Das Unterholz ist ganz verkohlt. Das widerstandskräftigere Unkraut mit seinen dicken cactusartigen Blättern wird von der Flamme ausgedörrt und vergilbt. Hülflos und traurig liegen die großen Baumleichen umher, wie drohend ihre schwarzen entblätterten Glieder von sich streckend. Neben ihnen ragen die hohen jämmerlichen schwarzen Stangen auf. Die einen noch immer ungebrochen, die anderen geknickt, allesammt von der Flamme ihres schönen Schmucks und ihres Lebens beraubt.

An einzelnen Stellen bemerkt man, daß seit den Tagen der Verwüstung schon längere Zeit vergangen ist. Zwischen den verkohlten dürren Stämmen wuchert schon wieder lustig und lebensfreudig das junge Grün des Unkrauts auf. Anderswo sind wir im Vorüberfahren selbst noch Zeugen des brutalen Vernichtungskampfes, den der Herr der Schöpfung gegen die Schöpfung führt. Lange, lange Strecken entlang dampft und raucht und schwält es, hier und da leckt eine dunkelrothe Flamme auf, und nahe aus der Wurzel schlägt aus dem Stamm, der von unten nach oben gemordet wird, das röthlich qualmende Feuer. Man glaubt ein erobertes Land zu durchfahren, in dem der erbitterte Feind haust.

Wir Deutsche sind in Bezug auf den Wald nun einmal sentimental veranlagt, und das Herz schnürt sich uns bei diesem gräßlichen Schauspiel zusammen. Eine wahre Wuth über diese Waldmordbrenner überfällt uns.

In all dem Grauen erblicken wir manchmal eine ver-

söhnende Oase, unter diesen Baum- und Gestrüppleichen wilde bunte Blumen in lieblicher Farbenpracht und üppiger Fülle, namentlich dichte Sträuße des süßduftenden gelben Jasmin.

Das nördliche Florida ist noch häßlicher als das südliche. Ueberall Sümpfe mit fauligem, lehmig kothigem Wasser, aus dem gelbe Stoppeln aufschießen. Als Staffage die scheußlichen Buden mit den Negerfratzen, den schwarzen oder gesprenkelten Schweinen, die immer noch ein bischen reinlicher aussehen als ihre Herren und Gebieter.

Ohne Schmerzen vernehmen wir, daß diese Fahrt bald ihr Ende erreicht, und daß wir unserm Ziele näher rücken.

Der Schienenweg ist mitunter ein bischen bedenklich, namentlich flößen die Eisenbahnbrücken über die unendlich breiten Wasserarme und endlosen Sümpfe, über die seichte Bucht von Pensacola und die kleineren Einbuchtungen des mexicanischen Golfs vor New Orleans, die Bai St. Louis u. s. w. recht wenig Vertrauen ein. Einige sind sogar überaus ungemüthlich. Diese Brücken sind nämlich so niedrig, daß der Zug über den Wasserspiegel zu rollen scheint. Man sieht nichts als die ungeheure Wassermasse zur Rechten und zur Linken, vor und hinter sich, und nur an dem unheimlichen Stöhnen, das von unten heraufdringt, merkt man, daß das Wasser hier Balken hat. Beugt man sich aus dem Fenster oder tritt man auf die Plattform, so macht man die nicht allzu beruhigende Wahrnehmung, daß die niedrige Brücke in der That so schmal ist, wie es die Spurenbreite irgend gestattet. Natürlich ist von Geländer keine Rede. Es würde ja auch thatsächlich nichts nützen, es würde nur dem Auge eine gewisse Beruhigung gewähren. Aber das verwünschte Aechzen unter der schweren Last des Zuges! Es ist wirklich fatal.

Am unbehaglichsten wirkt die Geschichte dicht vor New Orleans. Da ist eine neue Bahnbrücke gebaut, hart neben der alten, die, ich weiß nicht, ob aus Altersschwäche oder in-

folge einer vorzeitigen Störung, unbrauchbar geworden ist. Diese Brückenruine sehen wir nun während der ganzen Zeit neben uns. Sie scheint uns stumm, aber beredt den Mahnruf der Trappisten: „memento mori“ unablässig in's Ohr zu raunen. Denn auf gut amerikanische Weise hat man eben die Pfähle, die den alten Brückenbau trugen, einfach stehen lassen, da die Entfernung der eingerammten Blöcke jedenfalls zu kostspielig gewesen wäre. Die überbrückenden Planken aber, auf denen das Geleise dereinst ruhte, hat man abgetragen. Sie sind unzweifelhaft wieder zu Schwellen, vielleicht gar für den Neubau der Brücke, auf der wir jetzt fahren, verwerthet worden. Da stehen sie nun neben uns im Wasser, diese alten morschen Pfeiler, in desolatem Zustande, verwittert, einige geborsten, andere gebrochen, wieder andere durch die Zeit fast völlig zerstört. Und sie scheinen dem, der auf der Brücke hart an ihnen vorübersaust, zuzurufen: „Unseresgleichen tragen jetzt die Last, die wir nicht mehr tragen können. Warte nur, balde ruhest du auch.“ Und diese Brücken sind von ganz kolossaler Länge . . .

Aber merkwürdiger Weise geht es. Es geht so lange, bis es eines Tages nicht mehr geht. Dann bricht die Brücke ein, die Zeitungen bringen große Artikel darüber, und es wird eine neue gebaut. Darauf muß man aber nicht warten, meint der praktische Amerikaner. „Das ist die Idee!“

Diesmal ist die Sache noch gut verlaufen, und wohlbehalten erreichen wir die wichtigste Stadt des Südens, New Orleans.

7. In Louisiana. New Orleans.

Das französische Element. — Schöne Frauen. — Beschaffenheit der Straßen. — Ländlicher Eindruck. — Oeffentliche Gebäude und Denkmäler. — Der Metairie-Kirchhof. — Beisetzungen über der Erde. — Westend am Pontchartrain-See. — Ein schlechtes Hotel. — Liebenswürdigkeit der Amerikaner Fremden gegenüber. — Die Negerfrage — eine Gefahr? — Numerische Ueberlegenheit der Farbigen in einigen der Südstaaten. — Die politischen Rechte der Schwarzen auf dem Papier und in Wahrheit.

An einer der letzten Schlingen des windungsreichsten aller Ströme, am östlichen Ufer des Mississippi, etwa zwanzig deutsche Meilen von der Mündung entfernt, auf einem schmalen Streifen Landes, der auf der andern Seite vom Pontchartrain-See begrenzt wird, ist die Stadt New Orleans aufgebaut worden und hat dementsprechend eine sichelförmige Gestalt. Daher auch der Name Crescent City (Stadt des wachsenden Mondes).

Der älteste am Fluß gelegene Theil ist das französische Viertel, an das sich das große Geschäftsviertel der jetzigen Welthandelsstadt, der Biegung des Flusses folgend, angebaut hat. Die Hauptverkehrsader dieser Geschäftsstadt ist die Canal Street, die die ganze Stadt durchschneidet und in ihrer Verlängerung die „Westend" benannten Anlagen am Pontchartrain-See erreicht. Südlich von dieser wichtigsten Canal Street, in ungefähr paralleler Richtung, geht die Common Street und nördlich von der Canal Street die Esplanade, die ebenfalls zu den lebhaftesten Verkehrswegen der Stadt gehören.

Ungefähr parallel mit dem Fluß und die eben genannten Radialstraßen entweder selbst oder in ihren Verlängerungen und Parallelstraßen durchschneidend, laufen eine Reihe anderer sehr verkehrsreicher Straßen, unter denen die Magasin-Straße, Carondolet und vor Allem die St. Charles Street die wichtigsten sind.

Die St. Charles-Straße, die am Lafayette Square vorübergeht, wo sich das Rathhaus und eine Statue Franklins befinden, endet auf dem Platz, auf dem das Denkmal des conföderirten Generals Lee errichtet ist, erweitert sich sodann, nimmt nun den Namen St. Charles Avenue an und bildet den Mittelpunkt des neuesten und elegantesten Theiles der Stadt. In einem mächtigen Bogen läuft diese große Avenue zum westlichen Theile der Flußwindung. Sie fängt sehr großartig an, mit der Zeit aber verliert sie ihren vornehmen Charakter und sieht schließlich wie eine Dorfstraße aus. Endlich erreicht sie den mit sehr schönen alten Bäumen bestandenen Park, in dem die Ausstellungsgebäude aufgerichtet waren; von diesen ist das sehenswerthe Palmenhaus mit prächtigen Exemplaren der tropischen Vegetation erhalten worden.

Man denke sich also im Süden die Sichelform des Mississippi-Stromes, an dem sich die Stadt aufbaut, nördlich den See Pontchartrain, an der östlichen Seite der Sichelstadt die französische Altstadt mit dem darangebauten Geschäftsviertel, durchschnitten von der Canal Street, den südlichen Theil parallel mit dem Flusse, durchschnitten von der St. Charles Avenue, der schönsten Straße der Stadt, die bis zum westlichen Theile der Sichel führt.

New Orleans, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gegründet wurde, ist lange Zeit unbedeutend geblieben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts zählte es etwa 8000 Einwohner; im zweiten und dritten Jahrzehnt nahm es dann einen mächtigen Aufschwung und wurde der Hauptplatz für den Handel des Mississippi-Beckens. Nach der letzten Zählung von 1880 hatte die Stadt 216 000 Einwohner, darunter etwa 158 000 Weiße und gegen 58 000 Farbige. Die Bevölkerung wird augenblicklich auf etwa 240—250 000 Seelen angegeben. Die Stadt hat unter dem Kriege sehr schwer gelitten, und

der Handel hat sich von dem furchtbaren Schlage, der durch die Aufhebung der Sklaverei gegen die Plantagenbesitzer geführt worden ist, noch immer nicht völlig erholen können.

Eine Erfahrung, die sich bei mir immer wieder erneuert, je länger ich auf amerikanischem Festlande mich aufhalte, ist die: wie wenig das Bild der Wirklichkeit der Vorstellung entspricht, die ich mir von Dingen und Verhältnissen nach dem, was ich vorher darüber gehört und gelesen, gemacht hatte. So hatte ich mir auch eingebildet, New Orleans sei eine halb französische Stadt; und in der That ist ja das französische Element hier stärker vertreten, als irgend woanders. Wenn man aber von den Namen der Straßen absieht, so muß man sich doch recht sehr anstrengen, um in dem üppig aufblühenden Amerikanismus die wenig entwickelten Triebe der französischen Keime aufzufinden. Freilich giebt es hier ein französisches Viertel und eine französische Oper, und man hört hier auch mehr französisch als woanders; aber das beweist herzlich wenig, denn in den anderen amerikanischen Städten hört man eben gar kein Französisch sprechen. Im Allgemeinen hat das kräftige Angelsachsenthum auch hier mit den französischen Elementen gerade so energisch aufgeräumt wie in den altkastilianischen Ansiedlungen mit den spanischen.

In dem bekanntesten, größten und, wie man versichert, besten Hotel der Stadt — ich mag es aber nicht glauben, daß das St. Charles-Hotel, diese große unsaubere Bude, über deren Vorzüge ich mich noch zu äußern haben werde, das beste Gasthaus der Stadt sein soll — hatte ich gleich bei meiner Ankunft Gelegenheit, mich über die allgemeine Verbreitung des Französischen in New Orleans belehren zu lassen. Der Herr an der „Office“ — also dem Bureau, das der Fremde zunächst aufsucht, wo er sich über eingegangene Briefe u. s. w. erkundigt, wo ihm seine Zimmer angewiesen werden —, dieser Herr, der eine Zwischenstufe zwischen

Director und Oberportier einzunehmen schien, entgegnete mir auf meine französische Anfrage: „Excuse me, I don't speak German.“

Unter dem Troß herumlungernder Faulenzer, die die im Hotel erforderliche Arbeit liegen lassen, war auch nicht ein einziger, der französisch sprach oder verstand. Und sogar in der französischen Oper wurde von den Hausbeamten nur englisch gesprochen.

New Orleans hat auch äußerlich eine durchaus amerikanische Physiognomie. Die grenzenlose Verwahrlosung der öffentlichen Verkehrsstraßen, der vollkommene Verzicht auf Schönheit und Anmuth, das gewaltsame „hoc volo, sic jubeo“ des praktisch Erforderlichen, alles, was uns Europäern zunächst und am stärksten in Amerika auffällt, tritt uns hier in der allerunverhülltesten Deutlichkeit entgegen.

Ich habe von New Orleans, das ich unter den günstigsten Bedingungen des Wetters sah, an schönen frischen Frühlingstagen, einen überaus freundlichen Eindruck gewonnen, aber ich kann nicht verhehlen, daß hier vor Allem persönliche Motive mitbestimmend gewesen sind. Die Amerikaner sind im Allgemeinen gegen Fremde das gastfreieste, entgegenkommendste und liebenswürdigste Volk von der Welt, und ich kann nicht genug rühmen, mit welcher vollkommenen Zuvorkommenheit man mir überall und ganz besonders auch in New Orleans begegnet ist, wie Jedermann wetteiferte, mich die Sehenswürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten der Stadt unter den vortheilhaftesten Bedingungen sehen zu lassen. Ueber das Eine aber konnte mich alle Liebenswürdigkeit meiner artigen Landsleute und amerikanischen Gönner doch nicht hinwegtäuschen: über die fürchterliche Beschaffenheit der Straßen. Nach dem Plane hat New Orleans meilenlange, breite und schön angelegte Straßen, aber in der Wirklichkeit sieht die Sache doch etwas anders aus.

Die Canal-Straße zum Beispiel, die vom Mississippi durch die ganze Stadt bis zu den Kirchhöfen führt, ist nur eine verhältnißmäßig kleine Strecke eine wirklich großstädtische Straße mit prächtigen Läden und starkem Verkehr.

In der Menschenmenge, die namentlich in den Nachmittagsstunden da auf- und niederwogt, ist die Anzahl interessanter und reizender Frauen unverhältnißmäßig groß. Die Creolen, das heißt die von europäischen Eltern, namentlich von Eltern lateinischen Stammes, auf amerikanischem Festlande Geborenen, sind in der That ein sehr schöner Menschenschlag; und die Creolinnen von New Orleans mit ihren feingeschnittenen Gesichtern von zarter mattgelber Färbung, mit den vollen dunklen Haaren, den ausdrucksvollen Augen und glänzenden Zähnen gehören zu den anmuthigsten und lieblichsten Erscheinungen des ganzen Landes. Leider soll aber die Creolenschönheit keine rechte Widerstandskraft und Dauerbarkeit besitzen und das ebenso grausame, wie tief empfundene Wort unseres biederen Angely bestätigen:

„Doch die Schönheit vergeht, und die Backen fallen ein,
Und die Eitigkeit kommt hinterdrein."

Durch den Reiz ihrer Erscheinung hervorstechende Frauen in den mittleren Jahren und ältere würdige Matronenschönheiten habe ich allerdings nicht bemerkt; man vermißt sie aber auch nicht und sahndet kaum danach, wenn man so ungewöhnlich viel lieblichen und graziösen jungen Mädchen und Frauen auf Schritt und Tritt begegnet.

Die Canal Street mit ihren glänzenden Modegeschäften und Juwelierläden ist in den Nachmittagsstunden der Hauptvereinigungspunkt der Damen von New Orleans, die für das „shopping", das Stehenbleiben vor den verlockenden Schaufenstern und den Besuch der Geschäfte mit der neuesten Einfuhr der Pariser Mode, eine ausgesprochene Vorliebe zu besitzen scheinen. Da hat die überaus belebte Straße mit ihren weiten

Fußsteigen, die — ähnlich wie die Rivoli-Straße in Paris — von den überragenden Balcons des ersten Stockwerks bedeckt, Arcaden bilden, mit ihren sehr breiten Fahrwegen mit drei-, vierfachem Geleise für Pferde- und Dampfbahn, einen entschieden großartigen und weltstädtischen Anstrich.

Absolut schön ist das Bild indessen nicht, denn die Anlage der massenhaften Telegraphen und Telephone, deren Leitungen von den grob behauenen, sorglos zurechtgezimmerten Masten getragen werden, muß die Schönheit eines jeden Straßenbildes zerstören. In New Orleans will man jetzt den Versuch machen, die zahlreichen Telegraphen-Mastbäume, die auf den beiden Seiten aller Verkehrswege aufgepflanzt sind, zum größten Theile zu beseitigen. An den verschiedenen wichtigen Kreuzpunkten der Hauptstraßen sind riesige eiffelthurmartige Bauten aus Eisen von so und so vielen Stockwerken aufgeführt; diese ungeheuren Gerüste in Eisenconstruction sollen dazu bestimmt sein, die sämmtlichen Drahtleitungen des städtischen Verkehrs zu tragen. Das mag ja praktisch sein, aber schön ist es auch nicht. Es werden einfach viele Häßlichkeiten durch zwar wenige, aber um so kolossalere Häßlichkeiten ersetzt werden. Von diesen Eisengerüsten aus sollen auch im Falle eines Brandes die Schläuche, die man von unten vermittelst Dampfspritzen speist, nach dem Feuerheerde hingeleitet werden.

Der imposante weltstädtische Charakter ist der berühmten Canal Street nur auf eine verhältnißmäßig kurze Strecke beschieden. Bald werden die Läden schäbiger und seltener und hören schließlich gänzlich auf; die stattlichen Häuser werden von kleinen Häuschen abgelöst, und auch zwischen diesen werden die Lücken immer größer. Die Canal Street hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Rhein. Sie ist in ihrem interessanten Theile glänzend, aber sie wird nur zu bald langweilig und versandet zu guterletzt ganz kläglich. Es

ist das öde Feld mit einer Chaussee für Pferde- und Dampfbahn. Es heißt aber noch immer „Canal Street", und auf dem Plane sieht's recht bedeutend aus.

Neben dieser Canal Street, die für New Orleans etwa dieselbe Bedeutung hat wie der Broadway für New York, kommt vor Allem die St. Charles Avenue, die mit der New Yorker Fifth Avenue zu vergleichen wäre, in Betracht. An den beiden Seiten dieser sehr breiten und stellenweise sogar mit Asphalt belegten Avenue ziehen sich in sehr langer Reihe freundliche, zum Theil sogar sehr elegante und luxuriös ausgestattete Villen entlang. Die meisten sind von Holz gebaut, und dieser Holzbau soll für das Klima von New Orleans das Praktischste sein. Einzelne unter diesen Holzbauten haben sehr auffällige Façaden, in wildem Phantasiestil. Die meisten haben den hübschen veranda- und balconartigen Vorbau in oft kostbarer Gußstahlarbeit, der vor dem Hause schattige Räume schafft, in denen nach heißen Sommertagen der Aufenthalt in der Abendkühle sehr angenehm ist. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der eleganteren Wohnhäuser von New Orleans besitzt diese metallenen Vorhallen, die im Erdgeschoß und im ersten Stock gedeckte Loggien bilden.

In der von den reichsten Leuten der Stadt bewohnten St. Charles Avenue sind die meisten Wohnhäuser von hübschen, zum Theil sogar wunderschönen Gärten umgeben, in denen immergrüne Eichen, Orangenbäume, Palmen und Magnolien wachsen und die imposanten Riesenstauden der Bananen aufsprießen.

Aber auch diese in ihrem Haupttheile ganz prachtvolle Straße hat bei aller Großartigkeit im Einzelnen vieles, was an das anspruchslose und ärmliche Dorf gemahnt. New Orleans macht überhaupt den Eindruck eines unverhältnißmäßig und unwahrscheinlich großen Landstädtchens, in das sich sonderbarerweise auffallend großstädtische Bauten und

Anlagen verirrt haben. Denn selbst in diesen Luxusstraßen wuchert zwischen den asphaltirten Fahrwegen in der sandigen Mitte das Gras und allerhand Unkraut. Und entfernt man sich einigermaßen von den Hauptverkehrspunkten mit den mächtigen Geschäftshäusern und von den kostbaren Ansiedlungen des Luxus, so glaubt man wirklich in einem Riesendorfe zu sein; da sieht man erbärmliche Bretterhäuschen, halb zerfallene Schuppen, dazwischen Weideplätze, auf denen die Kühe grasen, große und unbebaute Strecken. Die Straßen sind zum großen Theil gar nicht gepflastert; durch den undurchdringlichen Sand mit tief eingedrückten Wagenspuren schleift das arme Maulthier keuchend seine Last; wenn sie aber gepflastert sind, so ist's womöglich noch schlimmer und überbietet die kühnste Vorstellung des Knüppeldamms. Ich glaubte bisher, es gäbe keine schlechteren Straßen, als in der Türkei. New Orleans hat mich eines Andern belehrt.

Das Unschönste von New Orleans aber sind die offenen Rinnsteine, die die Straßen auf beiden Seiten einfassen. Im Lande der Freiheit kann jeder Hausbesitzer thun, was er gerade mag, und es bleibt ihm also auch überlassen, die Ueberbrückungen so vorzunehmen, wie es ihm gerade beliebt — vorausgesetzt, daß es ihm überhaupt beliebt.

Es gewährt nun einen geradezu grotesken Anblick, wenn man sich an eine Ecke stellt und die Straße hinunterblickt. Da sieht man hier einen Uebergang, der den Fußweg geradlinig verlängert und rechtwinklig zu der oft erheblich niedrigeren Fahrstraße hinabführt, dort eine schiefe Ebene, dort einen staffelartigen Bau; die eine Gossenbrücke ist aus Stein, eine andere aus Eisen, die meisten sind aus Holz gefertigt, aus mehr oder weniger roh zusammengefügten Planken. Die Abstände zwischen den verschiedenen Ueberbrückungen sind ganz willkürliche. Manchmal stehen sie ziemlich dicht bei einander, manchmal sind sie weit von einander getrennt. Die Communal-

Verwaltung hat offenbar nicht das geringste Interesse an der Frage, wie man vom Bürgersteig auf den Fahrdamm gelangt, und diese Beschaffenheit der Straße verstärkt wesentlich die Täuschung, daß die große reiche Stadt doch nur über die kümmerlichen Mittel eines armen Dorfes verfügen könne.

Selten werden die offenen Gossen in ein steinernes Bett eingeengt. Gewöhnlich läßt man ihnen ungehindert freien Lauf, und sie überschwemmen den Fahrweg, ohne auf irgendwelchen Widerstand zu stoßen. So fließt denn das schmutzig-gelbe, lehmige, faule Wasser auf beiden Seiten der Verkehrsstraßen gemächlich dahin, und sogar zu dieser günstigsten Jahreszeit, im Frühjahr, verbreitet es bisweilen schon einen recht widerwärtigen muffigen Geruch.

Und was alles, zu scheußlichen Klumpen geballt, darin herumschwimmt, bleibt besser ununtersucht! Einzelne Gegenstände sind indessen leicht erkenntlich. So sah ich in der größten und belebtesten Straße, in der Canal Street, in der Gosse unmittelbar hinter einander einen schauderhaften alten Bibi, einen zerrissenen Hemdkragen und einen Schuh mit losgelöster Sohle langsam treiben. Es gehörte eigentlich wenig Phantasie dazu, um sich zu diesen Herrlichkeiten den früheren Besitzer hinzuzudichten.

Die schlimmsten Erscheinungen unseres antekanalisirten Berlins sind im Vergleich zu dem Straßenbilde von New Orleans harmlose Spielereien. Auch die elegantesten und schönsten Straßen der lebhaften, heitern und geschäftsfreudigen Stadt werden von dieser Rinnsteinpest heimgesucht.

Was man mitten in der Stadt in dem lebhaftesten Geschäftsviertel und in dem vornehmsten Theile der Neustadt, wo die Millionäre ihre Villen haben, zu sehen bekommt, klingt geradezu unglaublich. In einer der Parallelstraßen der inmitten des regsten Geschäftsviertels gelegenen St. Charles Street fand ich Gossen auf beiden Seiten der Straße, die je

über anderthalb Meter breit waren. Ich habe mir die Mühe gegeben, sie mit meinem Stocke auszumessen. Und vom Fußsteig bis zum Niveau des stinkigen Wassers und des Fahrwegs betrug der Abstand über zwei Fuß. Nun kann man ja allenfalls vom Fußsteig über die anderthalb Meter breite Gosse nach dem tiefergelegenen Fahrdamm mit einem kühnen Sprung hinwegsetzen; um aber von der Fahrstraße zu dem zwei Fuß höher gelegenen Bürgersteige über die etwa fünf Fuß breite schmutzige Wasserfläche zu springen — dazu gehört doch schon eine bemerkenswerthe gymnastische Ausbildung. Gerade in dieser Straße waren aber die Uebergangsstationen sehr spärlich. Ich mußte fünf, sechs Häuser weit gehen, um eine Brücke zu finden, auf der ich ohne Gefahr der Körperverletzung über den Rinnstein kommen konnte. Und als ich das Kunststück fertig gebracht hatte, war der Lohn auch recht zweifelhaft, denn ich versank nun in den schwarzen Matsch der ungepflasterten Fahrstraße.

In dem lebhaftesten Theile der Geschäftsstadt, an der Canal-, St. Charles-, Carondelet-, Magazin-Straße ꝛc., zeigt sich in den Neubauten auch schon die Großartigkeit nach New Yorker Auffassung. Da sind ganz kolossale Gebäude von sechs, acht Stockwerken mit zahlreichen Läden und Bureaus erstanden, die fast alle in sehr schönem Material, gutem Backstein, kräftigem Sandstein und edlem Marmor ausgeführt sind. Einzelne sind auch durch eine geschmackvolle Architektur ausgezeichnet. Auf solche Häuserkolosse sind die Bewohner der amerikanischen Städte besonders stolz, während wir ohne ernsthafteres Interesse an ihnen vorübergehen, denn dergleichen finden wir ja auch bei uns, mit dem geringen, jedenfalls von uns gering geschätzten Unterschiede des Formats.

Die großen öffentlichen Bauten, wie das Rathhaus, das Zollhaus, die Baumwollenbörse, die Münze, meistens im Stile der griechischen Tempel, mit einer von Säulen ge-

tragenen Vorhalle, sind sehr stattlich, aber keineswegs besonders charakteristisch. Die Squares sind hübsch angelegt, aber auch hier, wie in allen anderen öffentlichen Anlagen, vermißt man die nöthige Pflege in der Unterhaltung.

Einem eigenthümlichen städtischen Schmuck begegnet man am Treffpunkte der St. Charles Street mit der St. Charles Avenue. Da ist ein großer, freier, runder Platz gelassen, der hügelartig aufsteigt und mit grünem Rasen belegt ist. In der Mitte dieses Hügels erhebt sich eine mächtige einfache ionische Säule von gewaltiger Höhe, und oben, ganz oben auf dem Kapitäl steht ein nicht erkennbarer Mann, den man nur unter ausnahmsweise ungünstiger Beleuchtung einigermaßen sehen kann. Denn bei erträglich gutem Wetter blendet der helle Hintergrund so, daß man von der Statue in ihrer Vereinsamung so gut wie nichts unterscheiden kann. Dieser in seiner erhabenen Verlassenheit thronende Mann, der mit verschränkten Armen auf das Gehudel unter sich herabblickt, ist der General Lee. Es giebt wohl kaum einen zweiten geschlagenen General, den man so hoch gestellt hätte. Die anderen Denkmäler, wie Franklin, General Jackson, Clay, seien hier nur kurz erwähnt.

Das künstlerisch Werthvollste scheint mir das des Generals Sidney Johnston zu sein, das nicht in der Stadt selbst, sondern auf einem der großartigen Kirchhöfe der Stadt zu finden ist, der sogenannten „Metairie". Dieser Kirchhof hat eine eigenthümliche Geschichte. Früher war es der Rennplatz, der Hoppegarten der Stadt. Ein reicher Kaufmann, Namens Howard, der auf dem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege der Pflege des edlen Sports sich an die erste Gesellschaft heranmachen wollte, meldete sich Mitte der fünfziger Jahre als Mitglied zum vornehmsten Club, wurde indessen nicht aufgenommen; um sich nun an der aristokratischen Gesellschaft zu rächen, kaufte er dem Jockey-Club das Terrain des Renn-

platzes vor der Nase weg und schenkte den Grund und Boden der Stadt zum Begräbnißplatz. Howards Grab ist eins der ersten und kostbarsten dieser wundervollen Nekropolis.

Der Reichthum und die Schönheit der Grabdenkmäler auf der Metairie ist schwer zu schildern. Es sind fast ohne Ausnahme herrliche Mausoleen in weißem Marmor ausgeführt, die meisten in der Gestalt von Capellen mit gothischer Bedachung und von allegorischen Statuen, Engeln des Trostes und der Verheißung, oder von trauernden Genien mit gesenkter Fackel, gekrönt. Einige dieser Grabdenkmäler sind in ihren Verhältnissen ganz bedeutend, es sind wahre Kirchen, in denen nicht nur die Angehörigen derselben Familie, sondern auch ganze Corporationen, wie im Leben, so auch im Tode vereint bleiben. Die starken Wände in diesen Grüften sind in zahlreiche große Fächer eingetheilt, die geöffnet werden, um die Leichen aufzunehmen, und die man nach der Beisetzung hermetisch wieder zumauert.

Die Beschaffenheit des Sumpfbodens von New Orleans stellt in der That der Beerdigung große Schwierigkeiten in den Weg. Wenn man anderthalb bis zwei Fuß tief gräbt, kommt man schon auf das Grundwasser. Rücksichten der Pietät und der öffentlichen Gesundheitspflege haben also diese Art der überirdischen Bestattung in Mausoleen als rathsam erscheinen lassen. Nur die Armen werden eingescharrt, in den sogenannten Töpferacker — sicherlich eine Reminiscenz an den Namen jenes Stücks Erde, das mit dem an den Verräther Judas gezahlten Sündengelde von den Hohenpriestern gekauft wurde und als Begräbnißplatz für arme Pilger diente.

Der Metairie-Kirchhof ist unter den zahlreichen Begräbnißstätten von New Orleans unzweifelhaft der bedeutendste. Die Leute von New Orleans scheinen auf die Wohnstätten der Abgeschiedenen mehr Werth zu legen, als auf die der Lebenden.

Ein herrliches Monument überbietet das andere an Kostbarkeit des Materials und an Reichthum der Ausführung.

Das schönste von allen aber scheint mir das den Soldaten der Tennessee-Armee geweihte zu sein. In dem Gewölbe liegen in den festgeschlossenen Fächern die Unglücklichen, die im Kampfe gegen den starken Norden ihr Leben gelassen haben, und mit ihnen ihr Führer, der General Sidney Johnston, dessen Verdienste als Mensch, Vaterlandsfreund, Bürger und Soldat eine lange Inschrift preist. Ein poetisch einfacher Gedanke, ein wahrhaft künstlerischer Gedanke, der in diesem Lande besonders stark berührt, hat hier seinen plastischen Ausdruck gefunden. An der Thür dieses Gewölbes steht das charakteristisch ausgeführte Bildwerk eines Soldaten, der seine Kameraden zum Appell aufruft . . . Die Krönung des Mausoleums bildet die sehr schöne Reiterstatue des Generals Johnston, in Bronce ausgeführt. Das ganze Monument ist ein Werk des berühmtesten der amerikanischen Bildhauer, Powers.

In einem andern Massengrabe conföderirter Soldaten ist als der Letzten einer Jefferson Davis, der frühere Präsident der Rebellenstaaten, beigesetzt.

In Bezug auf gleichmäßige Großartigkeit, Pracht und Schönheit der Begräbnißhallen dürfte es wohl kaum einen Kirchhof in der Welt geben, der sich dem Metairie-Kirchhof in New Orleans an die Seite stellen ließe. Einstweilen fehlt ihm allerdings noch das Poetischste und Stimmungsvollste der Kirchhöfe: die Ruhe und der Frieden, der unter schattigen Bäumen wohnt. Die Anlagen sind noch zu jung.

Mit dem Besuche dieser Todtenstadt läßt sich am bequemsten der Besuch eines der Lieblingsausflugsorte der Bewohner von New Orleans am Pontchartrain-See verbinden. Westend heißt die Anlage. Vom Ufer aus ist in den See hinein auf Pfählen ein großer Vergnügungsplatz

errichtet, mit einem vortrefflichen Restaurant, von dessen freigelegenem Altan aus man über den weiten Spiegel des Wassers frei hinwegblickt. Auf diesem breiten, großen, mit Planken belegten Platze werden zur heißen Jahreszeit ein Karoussel und sonstige harmlose Vergnügungen für große und kleine Kinder hergerichtet. Da strömen nach den heißen Sommertagen an den Abenden die Bewohner der Stadt zusammen, um sich von der kühlen Seeluft durchwehen zu lassen und bei recht gutem Essen und Trinken, bei leidlicher Musik und mittelmäßigen Theatervorstellungen die Qualen des drückend heißen Tages zu vergessen. Es ist ein reizender Aufenthalt.

Man ißt und trinkt sehr gut in New Orleans, wenn man das Glück hat, in Familien zu speisen oder von Landeskundigen an die rechten Stellen gewiesen zu werden. Dagegen ist das Essen in dem größten und bekanntesten Hotel St. Charles geradezu niederträchtig. Ich kenne überhaupt in den ganzen Vereinigten Staaten kein so schlecht gehaltenes, unsauberes und ungemüthliches Hotel, wie das berühmte St. Charles-Hotel in New Orleans. Es ist eine Schmach für die verkehrsreiche Stadt. Die Zimmer werden auf das Allerungenügendste gereinigt, die alten wackligen Möbel starren vor Schmutz, die Wäsche ist zerlöchert, und es gehört ein gewisses Vertrauen dazu, anzunehmen, daß sie nicht ein Anderer schon vorher benutzt habe. Alle Speisen und Getränke sind in schauderhafter Weise vermanscht und verpantscht. Sämmtliche Gerichte werden zugleich aufgetragen: Suppe, Gemüse, Fleisch und Eis auf einmal. Das Fleisch ist zu kalt, und das Eis ist zu warm. Außerdem wird alles gemischt, bisweilen in ganz unerwünschter Weise, so z. B. Fliegen mit Backwerk. Kurz und gut: das Hotel ist mir gründlich zuwider geworden.

Aber trotz der miserablen Herberge und trotz des ab-

scheulichen Zustandes der Straßen habe ich an New Orleans doch die freudigste Erinnerung bewahrt. Die große, thätige und reiche Stadt ist durchaus originell, und die Großartigkeit, mit der die Bewohner selbst über die schreienden Mißstände lächelnd hinwegblicken, muß jedem Fremden imponiren und dessen abfällige Kritik erheblich dämpfen.

Die Leute von New Orleans lieben ihre Stadt, und dieses Gefühl des Wohlbehagens theilt sich auch dem Gaste mit. Auch für ihn bedarf es, sofern er mit einer gewissen Adaptionsfähigkeit begabt ist, nur einer kurzen Schulung, um sich zu der philosophischen Auffassung aufzuschwingen, daß man sich bisweilen wohl wundern dürfe, aber niemals ärgern solle.

Auch die Besorgnisse, die der Fremde über die klimatischen Bedingungen laut werden läßt, werden von den Einheimischen einfach verspottet. Seit der großen Epidemie von 1878 ist das furchtbare gelbe Fieber, das in New Orleans seinen Hauptheerd hatte und die ganze Welt mit Schrecken erfüllte, wie selbst die ärztlichen Autoritäten mir gegenüber behauptet haben, in Louisiana vollkommen erloschen, und die Veröffentlichungen des Gesundheitsamtes bestätigen diese beruhigende Angabe.

Die Leute von New Orleans behaupten, es gäbe gar keine gesundere Stadt als die ihrige. Das mag schon sein. Dem Fremden aber, der nicht vergessen kann, daß New Orleans auf Schlamm und Sumpf aufgebaut ist, der auf den Straßen in den gräulichen Rinnsalen allerlei Unrath treiben sieht und von der schauderhaften Unsauberkeit der Häuser und Bewohner des Negerviertels angewidert wird, und der die starken Schwankungen der Temperatur im Laufe des Tages selbst unliebsam empfindet, wird es kaum verargt werden können, wenn er diesen Optimismus nicht theilt.

Aber die Stadt und ihre weiße Bewohnerschaft ist ihm

darum nicht minder sympathisch. Er schlendert vergnügt am Hafen auf und ab, sieht die mächtigen Schiffe, die mit den kostbaren Erzeugnissen des amerikanischen Südens befrachtet, den bösen Weg zum freien Meere zu gewinnen suchen, sieht die weißen Mississippidampfer mit ihrem großartigen Aufbau von so und soviel Stockwerken und die riesenhaften Dampffähren, die ganze Eisenbahnzüge von einem Ufer des Mississippi nach dem andern, von New Orleans nach dem gegenüberliegenden Algiers, bringen, sieht das bunte Treiben auf den Werften, die fratzenhaften, aber wirklich sehr drolligen Neger, diese immer zu allerhand unsinnigen Späßen aufgelegte schwarze Bande in ihrer grotesken Zerlumptheit, sieht die schönen Frauen und Mädchen in den belebten Straßen, die stolzen Häuser der Kaufherren und die prachtvollen Villen der Avenuen — überall lacht ihm das erfreuliche Bild des rührigen Lebens und Treibens entgegen, überall sieht er vergnügte Gesichter ... wer wäre da wohl so rappelköpfig und griesgrämig, um in dieser allgemeinen Fröhlichkeit nicht selbst seines Daseins froh zu werden?

* * *

Die Leute von New Orleans sind ausnehmend gefällig. Man sagt den Amerikanern im Allgemeinen nach, daß sie formlos seien. Ich will dem auch nicht widersprechen. Aber je ungehobelter die Form, desto echter ist bei ihnen der Gehalt. Sie machen wenig Sperenzien. Sie stehen nicht vom Stuhle auf, wenn der ihnen empfohlene Fremde in das Bureau eintritt, und nehmen die Cigarre nicht aus dem Munde und den Hut nicht vom Kopfe, während sie mit einer knappen Handbewegung ihn auffordern — nicht bitten —, sich niederzusetzen. Es fällt ihnen auch nicht ein, sich zu entschuldigen, wenn sie ihn an einem heißen Tage in Hemd-

ärmeln empfangen. Alles das berührt den Mann mit Europens übertünchter Höflichkeit eigenthümlich und zunächst nicht angenehm.

Aber er wird sehr schnell damit versöhnt, wenn er bemerkt, wie ernsthaft dienstbereit, wie sachlich nützlich und angenehm diese nonchalanten Herren dem Fremden gegenüber sich erweisen. Unabläßig sind sie bemüht, uns den Aufenthalt bequem und ersprießlich zu machen, und sie opfern zu diesem Zwecke ihre kostbare Zeit als etwas ganz Selbstverständliches, für das sie nicht den geringsten Dank erwarten. In Wahrheit sind sie viel zuvorkommender, viel freundlicher, viel herzlicher, als die wegen ihrer Liebenswürdigkeit und Gastfreiheit hochberühmten Leute mancher unserer Großstädte, die ihre Artigkeit dem Fremden gegenüber schließlich darin erschöpfen, daß sie ihn mit ausgesuchter Höflichkeit in den besten Formen überaus freundlich empfangen, ihm versichern, wie sie sich ganz und gar zu seiner Verfügung stellen, und das dadurch beweisen, daß sie ihn ein paarmal zum Essen einladen und mit ihm in's Theater gehen.

Dem Amerikaner aber ist wirklich darum zu thun, daß der Fremde das Eigenthümliche und Sehenswürdige der Stadt und des Landes genau kennen lernt, und er scheut keine persönliche Mühe, keine Unbequemlichkeit, um seinem Gaste zu ermöglichen, das Eigenartige und Beachtenswerthe unter den angenehmsten Bedingungen und in kürzester Frist in Augenschein zu nehmen. Diese unbedingte Dienstbereitschaft geht durch das ganze Volk, und überall, wo es Fremde wittert, ist es von beschämender Beflissenheit und Zuvorkommenheit.

Aus meiner eigenen Erfahrung will ich hier nur ein Beispiel anführen. New Orleans ist wohl die Stadt, in der sich der Fremde am schwersten zurecht findet. Auch der Plan hilft ihm nichts, denn die Straßen haben keine Schilder.

Manchmal ist auf den gußeisernen Ueberbrückungen an den Ecken der Hauptstraßen unten der Name angebracht. Aber diese Wegweiser sind doch nur sporadisch anzutreffen. Der Fremde muß zehn-, zwölfmal fragen, um zu seinem Bestimmungsorte zu gelangen.

Ich benutze in fremden Städten grundsätzlich möglichst wenig Wagen, hier zu Lande schon deshalb wenig, weil das öffentliche Fuhrwerk unglaublich theuer ist; aber auch abgesehen davon macht es mir Vergnügen, durch die mir unbekannten Straßen zu schlendern. So machte ich mich auch am ersten Morgen meines Aufenthalts in New Orleans auf den Weg, um unsern Consul, Herrn Kruttschnitt, der mir später der liebenswürdigste Führer durch die Stadt sein sollte, aufzusuchen. Ich kannte die Adresse und die Richtung. Ich war aber, durch irgend eine Sehenswürdigkeit verlockt, zerstreut geworden und hatte die Direction verloren. Ich fragte also einen vorübergehenden Herrn nach der Straße.

Er besann sich einen Augenblick und trat dann in eine sehr umständliche Auseinandersetzung ein: „Am besten thun Sie, Sie gehen bis zum zweiten Block rechts, nehmen da den gelben Wagen, der Sie da und da hin bringt, da steigen Sie aus, gehen geradeaus, nehmen die zweite Straße links, und von da . . .“ Er unterbrach sich. „Sind Sie hier fremd?“ fragte er mich, und auf meine bejahende Antwort setzte er hinzu: „Dann werden Sie es schwerlich finden. Ich werde Sie begleiten.“

Ich wollte das freundliche Anerbieten natürlich ablehnen, aber der Herr erklärte mir mit jener ruhigen Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschloß, daß er nichts zu versäumen habe und mitgehen wolle. Er brachte mich also zunächst bis zur Pferdebahn. Wir stiegen ein. Er bezahlte für mich mit, ehe ich es noch wehren konnte. Wir stiegen aus. Er brachte mich noch fünf Minuten bis vor's Haus und sagte mir dann:

„Good bye!“ Er ließ mir kaum die Zeit, ihm zu sagen, daß ich ihm sehr dankbar sei.

Angesichts dieser uneigennützigen Freundlichkeit, wie ich sie hier überall und in allen Fällen angetroffen habe, und die mir den Aufenthalt hier zu Lande so angenehm macht, habe ich schließlich nicht mehr darauf geachtet, ob die wahrhaft fremdenfreundlichen und so gastfreien Amerikaner bei der ersten Begegnung mit verdächtigem Enthusiasmus ihrer Freude, mich kennen zu lernen, Ausdruck gegeben haben, oder ob sie gleichgültig auf dem Stuhle sitzen geblieben sind und den Hut auf dem Kopf behalten haben.

* * *

Der Staat Louisiana, dessen Hauptstadt New Orleans ist, gehört zu denjenigen, in denen die schwarze Bevölkerung mit am stärksten vertreten ist. Sie hat hier, wie in einigen anderen Staaten, die absolute Majorität; und unter dem Schutze der Bayonnette der Bundesarmee ist es ja auch vorgekommen, daß in New Orleans einer der bedeutendsten Posten des Staates, der des Subgouverneurs, zeitweilig von einem Schwarzen besetzt gewesen ist.

Hier glaubte ich also über die Negerfrage, die nach menschlicher Berechnung früher oder später in den Südstaaten, namentlich in Süd-Carolina, Georgia, Florida, Mississippi und Louisiana, eine bedeutende Rolle zu spielen berufen erscheint, mir durch Erkundigung bei sachverständigen Leuten einige Aufklärung verschaffen zu können. Meine Bemühungen sind in dieser Beziehung leider nicht sehr erfolgreich gewesen. Die Amerikaner haben eine sehr ausgesprochene Abneigung gegen Erörterung unliebsamer Zukunftsfragen. Sie machen es sich in diesem Falle bequem, sie leugnen einfach die Ge-

fahr. Aber ganz unbedenklich ist diese Negerfrage gewiß nicht. Das läßt sich an den fünf Fingern abzählen.

Seit der Emancipation der Sklaven ist ein Menschenalter vergangen. Die Aufhebung der Sklaverei war von Anfang an mehr eine politisch-wirthschaftliche als eine humanitäre Frage gewesen. Die Sklavenbarone des Südens, die die kolossalsten Reichthümer angesammelt hatten, waren übermüthig geworden. Sie hatten in dem Präsidenten Buchanan ein williges Werkzeug ihrer Gelüste gefunden. Sie traten mit ihrem Bestreben, die Sklaverei immer weiter und weiter nach dem Norden zu verbreiten, unumwunden hervor, und für die rührigen Staaten des Nordens wurde die Gefahr, der Willkür der südlichen Aristokraten unterworfen zu werden, sehr ernst. Die Aufhebung der Sklaverei aber war das sicherste Mittel, die politische und wirthschaftliche Kraft des Südens zu brechen. Die idealen Motive, das Unmenschliche des Seelenverkaufs zu unterdrücken, kamen erst in zweiter Linie. Um die menschlichen Seelen der Schwarzen kümmerte man sich damals so gut wie gar nicht, und auch jetzt noch nicht viel.

Die Freiheit hat für die Schwarzen nur geringe Früchte getragen. Erhebliche Kulturfortschritte sind jedenfalls nicht wahrzunehmen. Ueber eine gewisse Stufe der Ausbildung scheinen die Neger im Allgemeinen nicht hinauszukommen. Sie bleiben die Tagelöhner, die Feldarbeiter, die sie gewesen sind. Sie sind ziemlich geschickte, aber nicht sehr emsige Handwerker, Diener, Köche und Kutscher, und die Bevorzugtesten unter ihnen werden halbwissende Volksschullehrer für ihre eigene Rasse und schlechte Prediger. Selten mehr. Weder wissenschaftlich, noch im Handel, noch in der Industrie haben sie Hervorragendes geleistet, bis auf einige wenige Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen.

Eine Thatsache ist es nun, daß sich die Schwarzen verhältniß-

mäßig stärker vermehren als die Weißen. Daher kommt es, daß sie in einigen Staaten, wie den meisten der vorhergenannten, schon jetzt die Mehrheit bilden. Theoretisch sind sie vollkommen gleichberechtigte Bürger der Vereinigten Staaten, die dieselben verfassungsmäßigen Rechte genießen sollen wie die Weißen. Thatsächlich aber sind sie heute noch dieselben Parias wie zur Zeit der Sklaverei. Sie nehmen social die tiefste Stellung ein.

Die Verbindung eines weißen Amerikaners mit einer Farbigen, und wäre diese auch im sechsten Geschlecht, gilt noch heute als etwas Schimpfliches. Es gehört zu den größten Seltenheiten, daß ein Amerikaner, selbst von niedrigstem Stande, eine Farbige heirathet. Mischehen mit den Farbigen kommen fast nur unter den Ausländern vor. Vorurtheilsfreie arme Deutsche, Irländer und Chinesen lassen sich mitunter dazu herbei. Daß eine weiße Amerikanerin einen Schwarzen heirathet, ist vollkommen ausgeschlossen.

Die tüchtigsten und begabtesten Schwarzen, die innerhalb ihrer Rasse eine vollkommene Ausnahmestellung einnehmen, und die es durch ihre Intelligenz und ihre Thatkraft auch zu einem gewissen Vermögen bringen, finden in der amerikanischen Gesellschaft niemals Aufnahme. Ein Schwarzer in der Gesellschaft gebildeter Weißer ist undenkbar. Diese Regel duldet keine Ausnahme.

Man darf sich also auch nicht darüber verwundern, daß den Schwarzen der eigentliche Sporn fehlt. An und für sich sind sie schon genügsam, und sie sehen ein, daß sie es bei aller Mühe, sogar bei allen Erfolgen doch zu nichts Gescheidtem bringen können. Es fehlt durchaus der Boden zur Entwickelung des rühmlichen Ehrgeizes, zu einem gesunden Streberthum. Sie sehen kein Ziel vor Augen, und deshalb bleiben sie liegen, wo sie liegen. Sie verharren in Trägheit, Schmutz, Bequemlichkeit, Leichtlebigkeit und Wunschlosigkeit.

Unter diesen Bedingungen kann es nun wirklich recht bedenklich werden, wenn sie mit der numerischen Ueberlegenheit verfassungsmäßig das politische Uebergewicht gewinnen und dazu das Bewußtsein ihrer Kraft.

In diesem eigenthümlichen Zustande, der ernste Verwickelungen für die Zukunft hervorzurufen wohl geeignet ist, befinden sich jetzt schon einige der Südstaaten, namentlich Süd-Carolina, Mississippi und Louisiana, wo das Bevölkerungsverhältniß der Schwarzen von drei Fünftel auf zwei Fünftel Weiße angegeben wird.

Die unverwüstlichen Optimisten in der Politik wollen die Gefahr nicht anerkennen, schließen die Augen und beruhigen sich mit den etwas künstlichen und trügerisch blendenden Aufstellungen eines freundlichen Census. Durch den Umstand, daß in den südlichen Staaten jetzt mineralienhaltige Landestheile entdeckt sind, ist allerdings eine erhebliche weiße Einwanderung zu constatiren, die augenblicklich gegen die natürliche Vermehrung der Schwarzen ein starkes Gegengewicht bildet. Ob das aber auf die Dauer Stich hält, erscheint denn doch sehr fraglich. Und auch in diesem Lande des unerschütterlichen Selbstvertrauens begegnet man ernsthaften und nachdenklichen Männern, die der Zukunft der Schwarzenfrage durchaus nicht ohne Besorgniß entgegensehen.

Die Schwarzen dürfen, wenn sie sich ihrer Macht voll bewußt werden, ihre staatsbürgerlichen Rechte voll in Anspruch nehmen, und wenn ein geschickter Agitator — ein schwarzer Lassalle — unter ihnen erstehen und sie zur Action aufrütteln sollte, so würden sie schon jetzt starke Ungelegenheiten bereiten und höchst unbequeme Gegner werden können — um so bedenklichere, als der Rassenhaß zwischen Schwarzen und Weißen bis in den tiefsten Kern des Individuums eingewurzelt ist. Die Schwarzen sind nun einmal den Weißen im höchsten Grade widerwärtig und unerträglich. Es läßt sich

nicht einmal mit ihnen ein Compromiß schließen. Die beiden Rassen stoßen sich ab, und an dieser naturgeschichtlichen Thatsache hat auch die Emancipation nicht das Geringste geändert.

Alle Weißen ohne Parteiunterscheidung stimmen in der Ansicht überein, daß es vollkommen unmöglich ist, den Negern die ehrliche Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu gestatten, denn das hieße in Wahrheit die Faulheit und Unbildung zur Herrin der Intelligenz und des Fleißes machen. Ein Fabrikant, der hundert Neger beschäftigt, sagte mir lächelnd: „Meine hundert Negerstimmen kaufe ich für 25 Dollars, 25 Cents Stück für Stück, wann ich will.“ Und das ist typisch. Ob durch Geld, durch Branntwein oder durch Drohungen — beeinflußt werden die Schwarzen immer, eine unabhängige ehrliche Abstimmung der „farbigen Gentlemen“ giebt es nicht.

Die Thatsachen stehen also in schroffem Widerspruche zu den der schwarzen Bevölkerung platonisch eingeräumten verfassungsmäßigen Rechten.

Bei der Erkenntniß dieser unleugbaren Wahrheit würde es nun das Einfachste und Natürlichste sein, den ungesunden Zustand zu beseitigen und jetzt, da die Weißen die volle verfassungsmäßige Gewalt in Händen haben, den bedenklichen Paragraphen über die Gleichberechtigung der Neger durch einen den Verhältnissen entsprechenderen und wahrhaftigeren zu ersetzen. Aber das ist nicht zu erreichen. Das Stimmvieh der Neger leistet den politischen Strebern zu erhebliche Dienste, als daß die Herbeiführung eines ehrlichen Zustandes zu erhoffen wäre. Die schwarzen Stimmen werden eben benutzt, wie es der stärkeren Partei in den betreffenden Staaten am gelegensten ist. Hier werden die Neger zur Abstimmung commandirt, dort wird ihnen Stimmenthaltung zur Pflicht gemacht, hier werden die Stimmen gezählt, dort nicht. Diese Wahlfälschung wird mit größter Ruhe eingestanden.

Ebenso geschieht die gewaltsame Beeinflussung ganz unverhohlen. Einige Zeit vor der Wahl durchstreifen in nächtlicher Stunde Vermummte und bis zu den Zähnen bewaffnete Gestalten die Districte, in denen die Schwarzen die Oberhand haben, und geben ihnen wohlgemeinte Rathschläge, wie sie zu stimmen oder ob sie sich der Abstimmung zu enthalten haben. Sie werden zugleich darauf aufmerksam gemacht, daß Widerspenstigkeit nicht ungeahndet bleiben wird. Das schöne Wort „bull dosing" ist zu diesem Zwecke eigens erfunden. „Bull" bedeutet in diesem Sinne Ochsenziemer und „dosing" eine Dosis geben. Die Widerspenstigen erhalten also eine Dosis Ochsenziemer. Sie werden an einen Baum gebunden und gepeitscht. Da, wo trotz aller Vorsorglichkeit der Weißen die Gefahr vorhanden ist, daß die Neger selbstständig vorgehen würden, also in Districten mit erdrückender numerischer Ueberlegenheit der schwarzen Stimmen, wird nach dem altbewährten System divide et impera verfahren. Die gegnerischen Candidaten einigen sich dahin, je eine Hälfte der Stimmen zu kaufen, so daß die Negerstimmen nur die Anzahl der Abstimmenden vermehren, ohne an der Entscheidung durch die Weißen etwas zu ändern.

Sollte aber wirklich der hier zu Lande als ganz unwahrscheinlich betrachtete Fall eintreten, daß ein schwarzer Agitator und Emancipator erstände, ein neuer Toussaint L'Ouverture, so würde der Kampf nicht mehr als ein politischer, sondern als ein Rassenkampf betrachtet werden.

Die durch Intelligenz, Erfahrung, Umsicht, Vermögen und Stellung unendlich überlegenen Weißen würden dieser Gefahr gegenüber alle inneren Zwistigkeiten vergessen, sich zu einer einzigen Partei zusammenschaaren und allesammt — Republikaner wie Demokraten — mit voller Gewalt gegen die Schwarzen losgehen. In diesem Falle wäre der Ausgang des Kampfes unzweifelhaft. Die Schwarzen sind erbärmliche

Soldaten, leistungsunfähig und feige. Nicht einmal ihre eigene Sache hat sie zu heldenhafter Begeisterung zu entflammen vermocht, und selbst im Kampfe gegen ihre Seelenkäufer haben sie sich unter der tüchtigen Führung der weißen Generale und Schulter an Schulter mit den todesmuthigen Kämpfern des Nordens schlecht geschlagen. Selbst eine verschwindende Minderheit der tapferen und waffengeübten Weißen würde mit den schwarzen Horden ohne Weiteres fertig werden. Es wäre der Kampf zwischen dem ehernen und dem irdenen Topf.

Aus diesen Gründen sieht man also auch in den Sklavenstaaten trotz der bedenklichen Vermehrung der Schwarzen der zukünftigen Gestaltung der Dinge ohne ernsthaftere Besorgnisse entgegen.

Wieviel der unverwüstliche Optimismus der Amerikaner, die mit einem wunderbaren Vertrauen ihre eigene Zukunft immer nur im rosigsten Lichte sehen, und die vielleicht aus dem unwillkürlichen Bedürfniß: in ihrer Beurtheilung der allgemeinen Verhältnisse das Gegengewicht herzustellen, die staatlichen Zustände im alten Europa mit finsterm Pessimismus betrachten, die überall von der andern Seite des Oceans her das vulcanische Grollen einer gewaltigen Umsturzbewegung zu vernehmen glauben, in ihrem eigenen Lande aber nur die süßtönenden Stimmen goldigster Verheißung flüstern hören, — wieviel diese beneidenswerthe Eigenart der Nation zur sorglosen Auffassung der Negerfrage beigetragen hat, wage ich nicht zu entscheiden.

8. In Texas. Houston und San Antonio.

Die ersten Sendlinge Mexicos. — Klima, Temperatur und Gesundheitsverhältnisse. — Zeugen der altspanischen Zeit. — Die neuen Eroberer. — Die Deutschen in San Antonio. — El Alamo. — Amerikanisches Soldatenleben. — Mexicanische Volksküche unter freiem Himmel. — Spielhöllen und Revolververeine. — Abendunterhaltung der Schwarzen.

Die erste Bekanntschaft, die wir mit Texas machen, die nicht unbedeutende Handelsstadt Houston, ist nicht übermäßig verlockend.

Wie alle amerikanischen Städte von einiger Bedeutung hat auch Houston einige recht stattliche, imposante öffentliche und private Gebäude, hübsche, zum Theil sogar ziemlich reich ausgestattete Verkaufsläden aller Art, Pferdebahn, elektrische Beleuchtung und dergleichen. Aber es verlohnt kaum der Mühe, sich dabei aufzuhalten, denn das findet man, wie gesagt, überall; und wie überall tritt uns auch hier auf den öffentlichen Verkehrswegen die unsagbare Verwahrlosung entgegen. Mit Staunen betrachten wir die baufälligen Buden, die auf schaudererregenden leichten und morschen Trägern über drohenden Abgründen in die Leere ragen, hart an den steil abfallenden Ufern der Buffalo-Bucht, einer Ableitung der Galveston-Bay, aus deren schmutzigem Wasser fußhohes Gesträuch aufsteigt. Auch die hohen hölzernen Ueberbrückungen zeugen mehr vom Gottvertrauen der Bewohner von Houston, als von deren Bedürfniß nach Sicherheit.

In der staubigen Stadt gewahren wir die ersten charakteristischen Anzeichen der Annäherung an Mexico: Pferde in auffällig großer Anzahl, darunter sehr viele von edlerem Blute, mit schöngeschnittenen kleinen Köpfen, schlanken Fesseln, langen Mähnen und Schweifen. Das Sattelzeug ist schon durchaus mexicanisch, der Sattel mit koketten Ausschmückungen, nach vorn zu einem Knauf aufgebugt. Um diesen Knauf schlingt

der Schleuderer das Lasso, um die Schlinge, die sich um den Hals des eingefangenen Pferdes gelegt hat, festzuziehen. Der Steigbügel ist schuhförmig breit, so daß er den ganzen vordern Fuß bedeckt.

Wir sehen auch schon in beträchtlicherer Anzahl sonderbare Menschenkinder, die uns bisher nicht aufgefallen sind. Von einer gewissen Entfernung aus betrachtet, wirken sie durch ihre dunkle Gesichtsfarbe wie die Neger. Kommen wir ihnen näher, so erkennen wir an dem schlichten Haar und am Gesichtsschnitt, daß wir es mit einer andern Rasse zu thun haben. Es sind meist kleine zierliche Gestalten. Die Einen haben ein breites Gesicht mit starken Backenknochen, scharfgeschnittener Nase, nicht allzu starkem Bart und blitzenden Augen. Bei Anderen nähert sich die Gesichtsform mehr dem Oval der unserer europäischen Südländer. Alle zeichnen sich durch eine unsagbare Vernachlässigung des Aeußern aus. Sie sind in ganz haarsträubender Weise zerlumpt und schmutzig. In ihrer Kopfbedeckung, dem übertrieben hohen breitkrämpigen Filzhut, der mit dicken Schnüren umschlungen ist, zeigt sich ein gewisser unbewußter Sinn für malerische Wirkung. Ueber die Schulter haben sie eine bunte Decke geschlagen.

Es sind die Mexicaner, die hier in Texas sich der allgemeinsten Geringschätzung zu erfreuen haben. Sie werden von der Mehrzahl der Texaner vielleicht noch niedriger gestellt als die Schwarzen. Unter den Schwarzen findet sich doch ab und zu noch der Eine oder Andere, der einen gewissen Ehrgeiz, eine gewisse Eitelkeit hat, der es den Weißen affenartig nachmachen möchte, dem es Spaß macht, in sauber gewaschenem Hemd und in extravaganter modischer Tracht einherzustolziren; es giebt Schwarze, die sogar einen gewissen Sinn dafür haben, sich ein behäbigeres Heim zu schaffen, sich einigen Comfort des Daseins zu gönnen. Dieser Trieb fehlt den Mexicanern hier zu Lande vollkommen. Die Mexicaner von Texas sind

allerdings die Schlimmsten ihres Stammes. Sie haben alle Unannehmlichkeiten der Grenzländer: die häßlichen Eigenschaften von hüben und drüben, ohne sich die Vorzüge des einen oder andern Landes zu eigen zu machen.

„Dem Mexicaner, der englisch spricht,
dem traue nicht!"

warnt ein Spruch, der hier an der Grenze volksthümlich geworden ist.

Diesen Grenzmexicanern ist der Sinn für gute Küche, für eine behagliche Wohnung durchaus verschlossen. Sie sind lasterhaft genügsam. Was sie als kleine Kinder gegessen haben, das essen sie als sterbende Greise. Immer dasselbe: stark gepfefferte Speisen, Knoblauch, Süßigkeiten. Sie wohnen in Buden von einer Widerwärtigkeit und Jämmerlichkeit, die aller Beschreibung spottet, entweder in den Adobes, den primitiven Lehmbauten, von denen ich noch später zu sprechen haben werde, oder in Ställen, die lediglich der Nothwendigkeit, sich vor Wind und Wetter zu schützen, ihr Entstehen verdanken. Zwischen eingerammten Pfählen und Brettern, die je nach dem Zufall nachbarlich vereint sind, wird Schutt und Erde mit Stein vermischt irgendwie zusammengepappt, und der Sonne bleibt es dann überlassen, daraus eine Schutzwehr zu festigen. Ist irgendwo in der Wand ein ungewolltes Loch, so wird etwas darüber geklebt oder genagelt: ein Stück Pappe, ein Brett, aus einer gestohlenen Petroleumkanne plattgeschlagenes Blech, was gerade da ist. Da haust die ganze Bande zusammen, und Alle scheinen zufrieden zu sein.

Die Mexicaner nehmen hier eine ähnliche Stellung ein, wie die Chinesen in San Francisco; zwischen den beiden gleich mißachteten Arbeitern besteht jedoch der wesentliche Unterschied, daß die Chinesen mit Berechnung genügsam sind und das gewonnene Geld bei Seite legen und zusammenscharren, um es womöglich in ihrer Heimat wieder auszu-

geben, während die Mexicaner gar nicht daran denken, Schätze zu sammeln, die die Motten fressen. Sie arbeiten eben nur gerade so lange, wie es nöthig ist, um die Bedürfnisse ihres Daseins zu decken, und diese würden lächerlich gering sein, wenn sie nicht allesammt vom Spielteufel geritten würden. Spiel, Pulqueschnaps und Hahnenkampf sind ihre einzigen wirklichen Vergnügungen. Dafür geben sie das Geld aus, das sie mit der Arbeit verdienen; und sie arbeiten eben nicht mehr, als gerade nöthig ist, um diesen Liebhabereien zu genügen und ihre im Uebrigen lächerlich geringen Ansprüche an das Leben zu befriedigen.

* * *

Sehr viel lohnender und interessanter ist der Aufenthalt in San Antonio, wohl der wichtigsten und schönsten Stadt von Texas. San Antonio ist an den capriciösen Windungen des gleichnamigen Flusses, der sich wie eine aufgerollte Schlange um sich selbst windet, aufgebaut. Zahllose Brücken führen über den San Antonio. Der Fremde muß durchaus darauf verzichten, sich hier zurechtfinden zu wollen. Es kommt vor, daß er in einer ziemlich kleinen geradlinigen Straße auf geringe Entfernung zweimal über eine Brücke geht, und zu seinem Erstaunen hört er dann, daß es derselbe Fluß ist, den er zweimal überschritten hat.

San Antonio gehört zu den ältesten Niederlassungen in den Vereinigten Staaten, und hier findet man in der That einige recht beachtenswerthe, ja sogar architektonisch bedeutendere Denkmäler älterer Zeit. Die spanischen Missionäre haben hier zu Ausgang des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts große und mitunter recht schöne Missionsgebäude aus widerstandskräftigem Material sturmfest aufgebaut, die in früheren Zeiten zum Schutz gegen die kampflustigen Indianer

stark befestigt waren. Auch von den Ueberresten dieser Befestigungen ist noch Manches zu sehen.

Lange, lange Zeit hindurch haben diese glaubensmuthigen Kämpfer in der Wildniß gehaust.

In ihrer Bedeutung ist die Stadt erst in neuerer Zeit aufgestiegen. Das ist auch aus der ganzen Bauart und Anlage deutlich zu ersehen. Die Ausläufer der Stadt sowohl, wie die Hauptgeschäftsviertel im Centrum weisen meistens Gebäude auf, von denen die ältesten wenige Jahrzehnte zählen dürften. Die wichtigsten und schönsten sind sogar ganz neuen Datums, und das Rathhaus in spanischem Alhambra-Stil aus Sandstein und Marmor, ein Prachtbau, ist noch nicht einmal vollendet. Das große zwingburgartige Postgebäude, ebenfalls aus sehr schönem Stein, ist erst vor ganz kurzer Zeit dem öffentlichen Dienste übergeben.

Vom Bahnhof aus führt eine ländliche Straße mit freundlichen Villen, die in hübschen Gärten versteckt liegen, bis in das Herz der Stadt. An einigen dieser Häuser, die wir zuerst sehen, wenn wir nach San Antonio fahren, bemerken wir einen unliebsamen Schmuck: eine schwefelgelbe Fahne. Wir haben diese Fahne schon früher gesehen: auf dem schwarzen mastlosen unheimlichen Schiffsrumpf im Hafen von New York, dem Fieberschiff. Hier zeigt sie an, daß in dem Hause ein Pockenkranker liegt.

Die Pockenkrankheit ist hier chronisch, gerade wie in den tieferen Landstrichen von Mexico, von wo aus sie beständig hier eingeschleppt wird. Die Leute von San Antonio sind, wie alle Amerikaner, in Bezug auf ihre Stadt von einem wahrhaft rührenden Optimismus, und die Gesundheitsbehörde handelt ganz im Sinne der Mehrheit der Bewohner, wenn sie in ihren amtlichen Berichten officiell erklärt, die Behauptung einer chronischen Pockenepidemie sei nur ein böswilliges Gerede; im vorigen Jahre seien überhaupt nur siebzehn Fälle

vorgekommen. Ein deutscher Arzt hat mir dagegen hat mir die bestimmte Versicherung gegeben, daß die Zahl der in dem Verwaltungsjahre notorischen Pockenerkrankungen sich auf mindestens vierhundert belaufe. Das ist für eine Stadt von gut gerechnet 45,000 Einwohnern doch ein ganz anständiger Procentsatz.

Vom gelben Fieber ist San Antonio ganz verschont. Ueberhaupt gilt San Antonio, wenn man von dieser nie erlöschenden Pockenepidemie absieht, die indessen auch nicht übertrieben werden darf, da sie doch hauptsächlich nur unter Mexicanern und Farbigen auftritt, als ein überaus gesunder Ort. Von verläßlichen Leuten habe ich gehört, daß an Brust- und Lungenbeschwerden Leidende, ja sogar Schwindsüchtige in vorgeschrittenem Stadium, daß namentlich von unerträglichen asthmatischen Beklemmungen Befallene hier in sehr kurzer Zeit Genesung gefunden und noch lange unter ganz erträglichen körperlichen Bedingungen gelebt haben. Man hat indessen die Beobachtung gemacht, daß die Leute, die hier ihre Gesundheit wiedergefunden haben, den abermaligen Wechsel des Klimas, die Rückkehr in ihre Heimat, nicht vertragen; nach ihrer Rückkehr tritt das alte Leiden sehr bald und mit erneuter Heftigkeit wieder auf und pflegt in diesem Falle dann immer einen schnellen tödtlichen Ausgang zu haben. Für Diejenigen aber, die hier in Texas seßhaft bleiben, ist das Klima der Gesundheit nur zuträglich, und das ist um so erstaunlicher, als auf diesem Flecken Erde die stärksten Temperaturschwankungen keineswegs zu den Seltenheiten gehören und mit einer schier unglaublichen Plötzlichkeit und Vehemenz auftreten. Wenige Tage vor meiner Ankunft in San Antonio fiel das Thermometer innerhalb weniger Stunden von 68 Grad Fahrenheit auf 33 Grad, das heißt von 22 Grad Réaumur auf nahezu den Gefrierpunkt (bei Fahrenheit 32 Grad).

Am meisten wird hier der Nordwind gefürchtet. Wenn

im Norden der Vereinigten Staaten der Wind von der Hudson-Bay und den kleineren Landseeen über die ungeheuren Ebenen nach Westen an die Felsengebirge fegt und gegen die südlichen Höhenzüge des Felsengebirges anprallt, so wird er von diesen zurückgeworfen und rast nunmehr, durch keinen Widerstand gebrochen, auf den mexicanischen Golf zu, und dieser Stoß trifft vor Allem Central-Texas, also San Antonio. Man weiß hier ganz genau, wenn oben in Minnesota, Missouri und Dakota starker Wind nach Südosten geht, daß alsdann in kurzer Zeit hier in Central-Texas ein überaus starker Rückschlag der Witterung und ein gewaltiges Fallen des Thermometers stattfindet. Es kommt vor, daß in einer einzigen Stunde das Thermometer um volle fünfundzwanzig Grad Réaumur sinkt.

Von der ältern Kultur ist außer den Missionen in San Antonio nicht viel wahrzunehmen. San Antonio hat sich eben, dem allgemeinen Gesetze der amerikanischen Städtebildung folgend, nicht langsam in organischer Stetigkeit entwickelt, sondern es hat von dem Augenblick an, da es einen wirklichen Aufschwung genommen, in Hast und mit vollem Dampf aufzukommen gesucht. San Antonio hat meine früher in New Mexico in Albuquerque und Santa Fé gemachten Beobachtungen durchaus bestätigt: Die spanischen Städtegründer haben ihre Aufgabe damit ungefähr als gelöst angesehen, daß sie auf den ihnen geeignet erscheinenden Plätzen die ersten Niederlassungen für Weiße errichteten und durch glaubensstarke, todesmuthige Missionäre den Wilden das Wort Gottes verkündigen ließen. Um die weitere Entwickelung und den gedeihlichen Fortschritt dieser neuen Städte, um das Irdische und gemein Materielle haben sich die frommen Männer anscheinend wenig gekümmert. Jedenfalls haben sie nicht das Talent dazu besessen, ihre Städte zu gedeihlicher Entwickelung zu bringen. So lange sie allein da hausten, ist deshalb auch

nicht viel aus diesen Flecken geworden; von dem Augenblicke an aber, da der fleißige, geschäftseifrige, unternehmungslustige und kühne Amerikaner hinzugekommen ist und hier ein Feld zur Bethätigung seiner Arbeitskraft, zur Erwerbung eines Vermögens erkannt hat, hat er den alten Ansiedler an die Wand gedrückt und verdrängt.

Auch San Antonio hat dies Schicksal getheilt. Auch hier hat sich neben dem Einwanderer von der Alten Welt, der vom Norden herabgestiegene Amerikaner sichtbarlich zum Herrn gemacht. Dem entspricht auch durchaus das Bild, das San Antonio bietet. Trotz seiner Denkmäler aus alter Zeit und trotz der Eigenthümlichkeiten, die durch die klimatischen Verhältnisse und durch die Nachbarschaft mit Mexico sich als natürliche ergeben, hat San Antonio durchaus den Charakter der amerikanischen Stadt. Vor Allem weist es die eigenartige und uns immer wieder frappirende Mischung von Unfertigkeit und Ueberreife auf. Durch ein unwegsames Gebiet suchen wir mit Mühe und Noth voran zu waten, und es dauert geraume Zeit, bis wir durch die natürliche Hecke des niedrigen und mit stacheligen Spitzen bewehrten Cactus einen Durchschlupf finden. Zwei Schritte weiter, und wir sind auf dem Wege, auf dem uns die elektrische Bahn in wenigen Minuten in die Stadt führt. Eben hat uns ein Schauder ergriffen über die trostlosen Schmutz- und Jammerbuden der Mexicaner, und jetzt stehen wir vor palastartigen Bauten, befinden uns in einer höchst eleganten Geschäftsstraße mit wundervollen Läden, in denen alle erdenklichen Artikel des Luxus und der Bedürfnisse in großartiger Auswahl feilgeboten werden.

Die Läden in San Antonio sind in der That ungewöhnlich glänzend, und fast überall wird deutsch gesprochen. Der Großhandel wie das Detailgeschäft sind hier überwiegend in den Händen unserer Landsleute.

Das deutsche Element in San Antonio ist nicht nur sehr

stark, es ist auch sehr gut und sehr respectabel vertreten. Unter den zwölf Aldermen der Stadt sind sieben Deutsche, und von den einundzwanzig städtischen Gemeindebeamten überhaupt gehören dreizehn der deutschen Nationalität an. Bei der letzten Bürgermeisterwahl war Edgar Schramm, einer der angesehensten Deutschen von Texas, als Candidat aufgestellt. In nächster Nähe von San Antonio sind noch ganz deutsche Niederlassungen: Neu-Braunfels und Friedrichsburg, die Ueberreste des etwas abenteuerlichen Unternehmens des Prinzen Solms-Braunfels und des Mainzer Adelsvereins. In San Antonio erscheinen auch zwei gut redigirte deutsche Zeitungen, die „Freie Presse", radical und socialistisch, herausgegeben von Dr. Rochs, und die „Staats-Zeitung", demokratisch, daß heißt etwa conservativ, also unter der jetzigen Regierung oppositionell, herausgegeben von Edgar Schramm.

Der eigentliche Mittelpunkt der Stadt ist der Alamo-Platz. Dort steht neben dem stolzen neuen Postgebäude die Ruine der Anfang des vorigen Jahrhunderts gegründeten Alamo-Mission. Die spanischen Missionäre hatten sich da ein stattliches Gebäude errichtet, mit einer schönen Pappelallee (die Pappel heißt spanisch: „alamo"), und danach wurde die fromme Niederlassung die Pappel-Mission genannt. Jetzt führt sie schlechtweg den Namen Alamo und ist der Stolz von San Antonio.

Mit diesem Alamo wird hier zu Lande ein wahrer Cultus getrieben. Alamo ist für die Texaner dasselbe, was die Thermopylen für die Griechen waren. Hier hatte sich während des Unabhängigkeitskrieges eine kleine Schaar der Texaner, 170 Mann zusammen, hinter der altspanischen Befestigung verschanzt, und diese 170 Mann hielten drei Tage Stand gegen dreitausend Mexicaner, die jeden Schritt, den sie vorwärts machten, mit ihrem Blut bezahlen mußten. Sie wichen und

wankten nicht, und von den 170 todesfreudigen Kämpfern blieb auch nicht ein einziger übrig (6. März 1836). Ein Lokaldichter, der den Ruhm der Hundertsiebzig von Alamo verkündet und ihre Großthat dem unsterblichen Heldenthume des Leonidas und seiner Getreuen an die Seite stellt, ruft mit Stolz aus: „Von den Griechen blieb doch wenigstens Einer am Leben, um zu verkünden, wie seine Brüder gefallen waren. Von den Hundertsiebzig von Alamo aber blieb Keiner zurück, und die Steine verkünden ihren rühmlichen Tod."

* * *

Daß das amerikanische Soldatenleben solche Krieger erzieht, erscheint mir nach den militärischen Einrichtungen, die ich zufällig gesehen habe, wenig einleuchtend, ja sogar räthselhaft. Ich kannte schon die mit übertriebenem Luxus ausgestattete Cadetten- und Offizierschule in West Point, ich hatte erst vor Kurzem das elegante Clubhaus der New Yorker Miliz, das man als Kaserne ausgiebt, kennen gelernt, und hier in San Antonio, das eine der wichtigsten Garnisonstädte des Südens ist, sollte ich nun die Behausung der regelmäßigen Truppen kennen lernen.

Auf dem großen Grundstück, das in schöner hoher Lage die Stadt San Antonio und die Umgegend beherrscht, Sam Houston-Fort geheißen, befinden sich einige sehr bedeutende Baulichkeiten zu militärischen Zwecken. Da sind zunächst in einem ungeheuren langgestreckten Bau mit hübschen luftigen Zimmern, vor denen sich freundliche Veranden befinden, die Gemeinen untergebracht. Die Söhne unserer vornehmsten, bevorzugtesten und reichsten Familien sind in der Ritterakademie zu Brandenburg, im Halleschen Pädagogium oder in der Schnepfenthaler Anstalt lange nicht so gut untergebracht, wie hier die Söldner. An diesen Hauptbau schließen sich massive

Gebäude, welche die Magazine enthalten. Der große Platz vor dem militärischen Hotel dient den Soldaten zu Ballspiel und dergleichen. In der Mitte erhebt sich ein Thurm, von dem aus man die Stadt und die ganze Umgebung überblicken kann. Auf den hübschen Anlagen grasen zahme Rehe und Antilopen.

Umlagert ist diese militärische Colonie von einer großen Anzahl reizender Villen, deren jede einen freundlichen, wohlgepflegten Garten hat, und die gemeinsam schattige, schöne Plätze zum Lawn-tennis und anderen Spielen besitzen. In diesen wunderhübschen Häuschen wohnen die Herren Offiziere mit ihren Familien. Das Ganze macht den Eindruck, als ob eine speculative Actiengesellschaft in der Nähe einer Großstadt eine entzückende Cottage-Anlage gegründet habe. Niemand würde glauben, daß in dieser Weise eine Garnison untergebracht wird. Das Soldatenleben im Frieden scheint hier recht angenehm zu sein. Die Herren Offiziere wohnen wie die Fürsten. Sie werden sehr gut bezahlt und haben wenig zu thun.

Uebrigens habe ich hier einzuschalten, daß der Tüchtigkeit der amerikanischen Armee von europäischen Sachkennern das günstigste Zeugniß ausgestellt wird. Das stehende Heer, wenn man von einem solchen überhaupt hier sprechen darf, zählt nur 30 000 Mann, und die Unterhaltung ist, wie man sich schon nach den eben von mir geschilderten Einrichtungen selbst sagen wird, ganz unverhältnißmäßig kostspielig. Die kleine Armee ist dazu bestimmt, im Kriegsfalle den Kern zu bilden, um den sich die Miliztruppen ansetzen. Die Schulung der Offiziere ist vorzüglich. Die europäischen Offiziere, die den Gesandtschaften in Washington beigegeben sind, behaupten übereinstimmend, daß es kaum irgendwo in der Welt wissenschaftlich gebildetere und tüchtigere Offiziere gäbe als hier. Die Bildungsanstalten stehen auf der höchsten Höhe. Aller-

dings darf nicht verschwiegen werden, daß die Offiziere, wenn sie zur Armee stoßen, sich gewöhnlich nicht verbessern. Im Müßiggang des Garnisonlebens verbummeln viele und verlernen viel von dem, was sie gelernt hatten. Die Marine wird als sehr blühend und tüchtig gerühmt.

Außer seinem Militär besitzt San Antonio noch eine Eigenthümlichkeit, die ihm den Beinamen Hippopolis verschafft hat. Es ist verhältnißmäßig die pferdereichste Stadt der Vereinigten Staaten. Hier wird der größte Pferdemarkt abgehalten. Man sieht auch ungewöhnlich viel Wagen. Das öffentliche Fuhrwerk ist im Allgemeinen sehr gut, und das private zum Theil sogar von hoher Eleganz.

* * *

San Antonio bei Nacht ist noch interessanter als bei Tage. Auf einigen der vom Centrum abseits gelegenen großen Plätze etabliren sich allabendlich höchst originelle Volksküchen im Freien, die ausschließlich von den Mexicanern besucht werden. Da sind Tische und Sitze aufgeschlagen. Auf den Tischen stehen Gefäße mit allerhand Süßigkeiten, Früchten, Gebäck und dergleichen, und auf einem großen Holzfeuer werden die sehr sonderbaren Leckerbissen der Mexicaner gebraten. Chile con carne, spanischer Pfeffer mit Fleisch, heißt die Hauptspeise, und der Name ist sehr bezeichnend, denn es ist wirklich viel mehr Pfeffer als Fleisch. Ein anderes der Lieblingsgerichte ist das Tamale, ein Gemengsel von Kornmehl, gehacktem Fleisch, rothem Pfeffer und Knoblauch, das in den Hülsen des Maiskolbens gewickelt und in diesen gekocht wird. Es wird in Düten verkauft und soll ganz gut schmecken.

An dem Abend, als ich diese Restauration unter Gottes freiem Himmel besuchte, war es sehr frisch, beinahe kalt. Man hatte daher unter den Tischen und vor den Sitzen Holzkohlen-

feuer angezündet, und da saßen in der Nacht in der Kälte die schwarzen zerlumpten Kerle, einige eingemummelt in ihre scheußlichen alten Wollendecken, andere schlotternd in ihren dünnen Röckchen, und verzehrten anscheinend mit großem Appetit die zweifelhaften Leckerbissen.

Den günstigsten Schauplatz zur Beobachtung der Mexicaner in San Antonio bieten aber die Spielhöllen. Da geht es immer lustig zu, bisweilen überlustig, und dann wird geschossen. Hesse-Wartegg, der vor einigen Jahren ungefähr derselben Straße gezogen ist, die ich jetzt nehme, und der über Texas und Mexico einige recht lebendige Schilderungen geschrieben hat, ist in mancher Beziehung vom Glücke begünstigter gewesen als ich. So hat er während seines kurzen Aufenthalts in San Antonio sechs Schießereien und drei Morde erlebt. Ich habe es bei den redlichsten Anstrengungen nicht einmal zur Zeugenschaft einer einfachen Realinjurie bringen können. Ich war schon froh, als man mir den Ort derartiger Handlungen zur schnellen Erledigung lebendiger Unzukömmlichkeiten und zu radicaler Beseitigung beseelter Hindernisse, sowie einen in diesem beschleunigten Verfahren bewährten und erprobten Praktikus zeigen konnte.

Die mexicanischen Spielhöllen in San Antonio verdienen allerdings in keiner Weise den vielverheißenden Titel, den die Firma Rondinot für ihr findiges Geschäft ersonnen hat: „la sécurité des familles.“ Man braucht sich nur ganz kurze Zeit in einem dieser Lokale aufzuhalten und braucht sich nur die Physiognomien der Bankhalter und der Spieler flüchtig anzusehen, um sofort zu begreifen, daß es da sehr leicht zu lebhaften Auseinandersetzungen und eigenmächtigen Durchsetzungen der individuellen Rechtsanschauungen kommen kann. Dafür sprechen auch die bleibenden Zeugen vorhergegangener Lebhaftigkeiten. Die Zahl der Krüppel, die man an den Spieltischen sieht, Einarmige, Einbeinige, Einäugige, ist eine auf-

fallend große, und man weiß sofort: „die silbernen Tressen, die kauften sie nicht auf der Leipziger Messen“. Diese Beeinträchtigungen der körperlichen Vollständigkeit sind offenbar nicht als Opfer auf dem Altar des Vaterlandes gebracht, das Schlachtfeld ist vielmehr immer die Spielhölle selbst gewesen. Da hat sich in irgend einem Falle zwischen Bankhalter und Spieler eine Verschiedenheit der Auffassung geltend gemacht, und nachdem der Worte genug gewechselt waren, ist man mit dem bewußten Griff an die Hüftentasche, in der der Revolver erstaunlich locker sitzt, zu Thaten übergegangen. Wer aber zuerst schießt, schießt am besten. Es kommt vor Allem bei derartigen Händeln darauf an, dem Gegner ein Tempo abzugewinnen. Wer zuerst schießt, ist ziemlich sicher, daß ein zweiter Schuß unterbleibt.

In diesen Lokalen verkehrt nur das verkommenste Gesindel, der Auswurf einer faulen, leidenschaftlichen, verlüderten Bande, die durch das Spiel erregt sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtet und in ziemlich richtiger Werthschätzung das eigene Leben für nichts achtet, das des lieben Nächsten aber noch ein wenig geringer.

Schon in unserm gesegneten Lande der feinern Gesittung finden sich unter dem Gesindel, das diesem international verbrüdert am nächsten steht, die bewußten Messerhelden. Nun denke man sich unsere defecteste Gesellschaft von Zuhältern und dergleichen in's Aztekische übersetzt am Spieltisch, im Besitz des landesüblichen Revolvers, und man wird sich kaum darüber verwundern, daß hier von Zeit zu Zeit recht ordentlich geknallt wird.

Auf diese Eventualität sind übrigens die Besucher dieser Art von Lokalen durchaus vorbereitet. Früher saß an jedem Spieltisch, dem Bankhalter gegenüber, ein verläßlicher Mann mit scharfen Augen und flinker Hand. Dieser stumme Freund hatte die Rechte auf dem Tisch, darüber ein Taschentuch ge-

breitet. Das Tuch bedeckte nicht blos die Hand, sondern auch und vor Allem den schußbereiten Revolver. Man spielte da also ähnlich, wie Damokles bei üppig besetzter Tafel schwelgte. Man spielte und verlor angesichts der zwar verschleierten, aber doch deutlich erkennbaren Mündung einer Schießwaffe für so und so viel Personen, die fertig zum Feuern in der Hand eines sichern und aufmerksamen Mannes ruhte, und man wußte, da wird nicht lange gefackelt. Der unglückliche Spieler verzichtete also darauf, wenn er nur einigermaßen klaren Sinn sich bewahrt hatte, sich selbst gewaltsam gegen die Unbill des Schicksals Genugthuung zu verschaffen. Er nahm Raison an und befreundete sich mit seinem Verluste; denn im andern Falle, wenn er Lärm schlug oder gar thätlich werden wollte, war sein Schicksal besiegelt. Er wurde zum mindesten angeschossen, oder „er starb in seinen Stiefeln", wie man sich hier drastisch ausdrückt.

Solche Schießereien mit sehr schweren Verwundungen und mit tödtlichem Ausgang sind hier allerdings früher sehr häufig vorgekommen und gehören auch jetzt noch keineswegs zu den Seltenheiten. Die Gerichte des Landes machen auch kein besonderes Aufheben davon. Sie wissen ganz genau: wer sich in der Spielhölle todtschießen läßt, ist kaum einen Schuß Pulver werth; und die Leute, die die Stadt und den Staat von diesen verlüderten Kerlen säubern, sind nicht wie Mörder nach europäischer Auffassung zu bestrafen. Die Schnelleren — das sind also die Todtschießer — kommen daher gewöhnlich auch mit einer verhältnißmäßig geringen Strafe davon. Ein Pferdedieb wird mit zwanzig Jahren Zuchthaus bestraft, beim Mörder thut man es, selbst in schweren Fällen, billiger. Die meisten werden sogar freigesprochen, sobald sie den Beweis erbringen, daß sie sich im Zustande der Nothwehr befunden und nur zu ihrer eigenen Vertheidigung von der Waffe Gebrauch gemacht haben. Und der Beweis ist hier

leicht erbracht. Wenn der Tödter einfach erklärt: „Der Kerl war durch seinen Verlust gereizt und machte einen verdächtigen Griff nach der Hüftentasche; ich bin dem Angriff einfach zuvorgekommen und habe geschossen, um nicht geschossen zu werden", so finden sich unter den Freunden immer eine genügende Anzahl glaubwürdiger Zeugen, die den Vorgang, so wie geschildert, gesehen haben; und da die Sache selbst an einem derartigen Orte der Begebenheit an sich schon sehr wahrscheinlich ist, so nimmt der Richter Nothwehr als erwiesen an, und der Tödter geht straflos aus.

So lernte ich einen Herrn kennen, der freilich „schneidig", aber eigentlich ganz tractabel und gutmüthig aussah und mit unerschütterlicher Ruhe die Karten beim Montespiel abzog. Und dieser würdige Herr mit der niedrigen, aber sehr intelligenten Stirn, den treuherzigen schönen schwarzen Augen, dem wohlgepflegten Schnurrbart und dem großen Brillantknopf im Hemd, hatte im Laufe der Jahre bereits fünf Personen todtgeschossen, ohne auch nur ein einziges Mal deshalb ernstere Unannehmlichkeiten gehabt zu haben. Auch jetzt hatte er den treu bewährten Revolver zwar nicht unter dem Taschentuche auf dem Tische, aber doch unter dem Tisch so handgerecht liegen, daß er ihn mit tödtlicher Sicherheit — und der Ausdruck ist in diesem Falle ganz wörtlich zu nehmen — auf den ersten Griff benutzen konnte.

Das Lokal, in dem der Brave still und würdevoll seines Amtes waltete, war ziemlich geräumig und recht gut besucht — ich meine, in Bezug auf Quantität. An den Wänden entlang standen etwa acht bis zehn Tische. An den meisten wurde das mexicanische Nationalspiel, Monte, gespielt, ein einfaches Hazardspiel, das sich von unserm „Landsknecht" nur wenig unterscheidet. An anderen Tischen wurde gewürfelt. Es war auch ein Roulette da. Und an dem Mitteltische im Hintergrunde wurde das von den Yankees importirte Poker gespielt.

Von dem Vertrauen, welches die Herren Spieler zu einander hegten, zeugt die Thatsache, daß keiner der Spieler die Karten geben durfte. Ein Angestellter gab der Reihe nach für jeden Einzelnen und ließ willkürlich auch aus der Reihe der Nichtspieler abheben. Bankhalter und Spieler hatten gleich confiscirte Gesichter. Die Kerle sahen aus, als ob sie vom Galgen abgeschnitten seien. Die Spieler gehörten sammt und sonders der unbemittelten Klasse an, es waren offenbar Tagelöhner. Auf den Spieltischen in der Mitte waren in hohen Stößen Dollarstücke aufgespeichert, in der Mitte als Lockvögel auch einige große Goldstücke, zwanzig Dollars, und Papierscheine. Aber es wurde, soweit ich es gesehen habe, eigentlich nur mit Spielmarken von geringem Betrage gespielt. Und die Bankhalter gewannen beträchtlich.

Auf meine Frage: „Wird hier correct gespielt?“ antwortete man ganz ruhig: „Gott bewahre!“ Der Hauptspaß besteht darin, aufzupassen, daß man möglichst wenig betrogen wird. Bei großen Sätzen darf man mit Sicherheit annehmen, daß die Bank gewinnt; bei kleineren verliert sie gern und oft.

Weniger unheimlich, aber viel scheußlicher, wirkte das ausschließlich von Negern besuchte Vergnügungslokal allerniedrigster Gattung, „Zum alten grauen Maulesel“ genannt — „Old gray mule“.

In dem ziemlich kleinen Saal, in dem ein bescheidener Raum für eine kindisch enge Bühne abgetheilt war, und von dem aus eine Hühnerstiege zu zwei höher gelegenen Holzverschlägen, den Fremdenlogen, aufführte, saßen und standen in dichten Reihen und Haufen schmutzige, scheußliche schwarze Kerle und widerwärtige schwarze Frauenzimmer, die Weiber mit extravaganten Kopfbekleidungen, falschen Steinen und Ringen, eine niederträchtige Eleganz heuchelnd, dabei zerfetzt und von Schmutz starrend, Männer und Weiber rauchend, priemend und spuckend, in mehr oder minder zärtlichen

Stellungen. Währenddem wurde oben ein fürchterlich dummes und albernes Stück gespielt, natürlich nur von Schwarzen. Die Hauptsache war, daß es mitunter zu Prügeleien kam. Die Schwarzen haben sonst entschiedene Komik und eine große Beweglichkeit in den Beinen und Füßen, aber die Jammerkerle, die da oben auf dem Nudelbrett herumulkten, waren vollständig talentlos und langweilig. Man beachtete übrigens auch kaum, was auf der Bühne vorging. Die Unterhaltung wurde mit lauter Stimme von allen Seiten weitergeführt. Man rief den Kellnern zu, bestellte Getränke, Tabak und dergleichen; von einem Ende des Saales nach dem andern schrieen sich Bekannte Mittheilungen zu — kurzum, es war ein Mordsspektakel. Dabei war die Temperatur in dem engen, überfüllten Raume von dem schlechten Tabak und den übelduftenden amerikanischen Papiercigaretten, sowie den natürlichen, uns ekelhaften Ausdünstungen der schwarzen Menschenbrüder geradezu unerträglich, so daß ich nach kurzer Zeit meinen Wissensdrang für befriedigt erklärte und den „Grauen Maulesel" verließ.

Aber ich war doch froh, die Bekanntschaft mit diesen eigenthümlichen Lokalen San Antonios gemacht zu haben. Ich hatte da die ersten und unangenehmsten Sendlinge des Reiches gesehen, das ich näher kennen zu lernen mir vorgenommen hatte, und der Eindruck, den ich von den scheußlichen Spelunken des nächtlichen San Antonio gewonnen hatte, ließ die Erinnerung an die erfreulichen und eigenartigen schönen Eigenschaften der altspanischen, angelsächsisch-amerikanisch umgestalteten Stadt um so heller und leuchtender hervortreten.

II. Mexico.

1. Im Norden Mexicos.

Die mexicanische Wüste. — Torreon. — Kohlen. — Der Staub. — Cactus.

Im Dunkel der Nacht haben wir das Gebiet der Vereinigten Staaten verlassen und den mexicanischen Boden erreicht. Vom „Adler-Paß" und der Stadt der „Schwarzen Steine" — Eagle Pass und Piedras Negras — hatten wir nichts gesehen. Da ist auch nicht viel zu sehen.

Als ich am andern Morgen, 2. März — ich hatte den Vorhang eines Wagenfensters zu schließen vergessen — durch das intensiv eindringende Licht der aufgehenden Sonne wie von einem feurigen Pfeil getroffen jäh geweckt wurde, bot sich mir ein bezaubernder, ein überwältigender Anblick dar.

So, fast ganz so hatte ich das Bild schon einmal gesehen — vor mehr als sieben Jahren, in Arizona. Es war mir unvergeßlich geblieben, und von allen großartigen Natureindrücken hatte gerade diese Erinnerung immer am lebhaftesten vor meiner Seele gestanden, und immer hatte ich mich danach gesehnt, das wundersame Schauspiel noch einmal zu sehen.

Nun war mein sehnlicher Wunsch erfüllt: da war es wieder!

Und die Wirklichkeit deckte vollkommen das Bild meiner Erinnerung — so vollkommen, daß ich einen Augenblick zu träumen wähnte und meinte, die Phantasie gaukle mir das

herrliche Bild aus der Vergangenheit noch einmal vor: die Wüste beim Sonnenaufgang.

Ein Farbenrausch, eine Schönheit und Großartigkeit, die aller Beschreibung spotten! Ringsherum die ungeheure Ebene. Aus gelbsandigem, steinigem Boden, dem menschliches Bemühen niemals den geringsten Gewinn abgetrotzt hat, aus dem Urboden, wie er sich natürlich, seitdem die Scheide zwischen Wasser und Festland gezogen ist, unter Sonnengluth, Regen und Thau mit den genügsamsten Pflanzen der Schöpfung bezogen hat, wachsen die dürren Wüstensträucher und verkrüppelten Bäumchen hervor. Alle von etwa gleicher Höhe, und die wenigen, die sich über die anderen erheben, noch immer bescheiden: graue Stangenbündel ohne Blätter, ohne Aeste, niedrige Nopal-Cacteen mit ihren dicken, schaufelartigen scharfberänderten Blättern, stachlige Palmen, die aus ihren abgetrockneten Blättern sich einen sonderbaren Stamm bilden — alle von blaßgelblicher, matter Trauerfarbe, wie der Boden selbst, auf der sich nur die Büschel der langen lanzettenartigen Blätter in frischerem Grün freundlich abheben. Hie und da sieht man auch die Maguey und andere kräftigere aloëartige Stachelpflanzen von zartem Resedagraugrün.

All diese und viele andere in Form und Farbe eigenartige Pflanzen schließen sich so dicht an einander, daß schon auf geringe Entfernung der häßlich steinige Boden für unser Auge verschwindet und ein ungeheurer grüngrauer, mit gelblichem Ton durchzogener Teppich sich über die endlose Fläche zu breiten scheint. Alles das schwimmt zusammen und wird durch das erste junge Sonnenlicht einheitlich in der Färbung abgetönt.

Das wundersame Feld wird ringsherum eingeschlossen von einem wellenförmigen Höhenzuge, in den die Ebene wie in einen Rahmen fest eingespannt zu sein scheint. Und dieser felsige Reifen erglänzt jetzt in den bezaubernsten Farben,

von zartem bläulichen Rosa, von duftigem Grün, das goldig angehaucht ist, bis zu kräftigem Rostbraun, betupft mit feurigen Sprenkeln, die der Sonnenball wie willkürlich auf die vorspringenden Punkte der felsigen Einrahmung streut.

Dieser Rahmen mit seinen beinahe regelmäßigen Hebungen und Senkungen, mit seinen Einfurchungen und Höhlungen, die die unwahrscheinlichsten Schattirungen und Farbenspiele hervorrufen, wirkt wie das phantastisch beleuchtete Wogen einer stürmischen See in irgend einem verzauberten Lande.

Die langsam aufsteigende Sonne giebt dem herrlichen Felsenkranze und dem dazwischen gespannten Teppich der Ebene allmählich immer schärfere, brennendere Farben. Jetzt sind die äußersten Ränder des Rahmens wie mit glitzernden Rubinen übergossen, und die verschiedenen Abstufungen des Gelb und Grün der flachen Wüste heben sich nun schärfer von einander ab. Dann aber, als die Sonne hoch genug steht, um das weite Feld hell zu beleuchten, verschwimmt die Umrahmung in ein staubig hellviolettes Grau. Nur schwach hebt es sich jetzt von der gewaltigen Wölbung des Himmels ab, der selbst in der Tiefe des Horizontes eine matte graue Färbung zeigt, im Zenith dagegen das prachtvollste Tiefblau annimmt.

Stundenlang fahren wir durch diese melancholische, trostlose, aber herrliche und ergreifende Landschaft, stundenlang ohne außer der Bahnstrecke, die wir zurücklegen, irgendwie und irgendwo eine Spur von Menschenhand und Menschenarbeit zu gewahren. Immer das gewaltige mächtige niederdrückende Einerlei . . .

Und es überkommt uns eine ganz ähnliche Stimmung wie auf dem Ocean. Es gehört in der That nicht viel Phantasie dazu, um sich in den Wahn zu träumen, als durchführen wir auch hier das unendliche, zu Sand, Stein, Gestrüpp und Stachelpflanzen gewordene Meer.

Die einzelnen Haltestellen der Bahn — es ist die mexi-

canische internationale Bahn, die von Eagle Paß auf Torreon führt — liegen in weiten Abständen von einander entfernt, und es sind eben nur Haltestellen, keine Flecken und Dörfer, von Städten gar nicht zu reden. Da stehen die mächtigen Wasserbehälter, aus denen die Locomotive sich speist, um den weitern Weg zurückzulegen. Und da haben sich die Bediensteten der Bahn und vielleicht auch noch einige Andere angesiedelt.

Traurige Hütten sehen wir da, und immer nur einige wenige. Aus den Fenstern beugen sich und in den Thüren stehen und liegen die fast schwarzen mexicanischen Indianer, in Fetzen und Lumpen, zwischen räudigen Kötern und vergnügten Schweinen. Die Hitze ist schon jetzt in den Mittagsstunden des Tages eine sehr beträchtliche. Das Thermometer zeigt über 28 Grad Réaumur. Aber die Luft ist dünn und rein — wir sind inzwischen immer gestiegen, und da die größte Landplage der heißen Zone, der Staub, bei der jetzigen Windstille noch nicht allzu unerträglich ist, so wollen wir nicht weiter klagen.

Auch hier wohnen Menschen. In dieser grenzenlosen, sonnig sandigen, steinigen Vereinsamung, viele Tagereisen weit von der ersten namhaften Menschenansammlung entfernt! Hier leben sie jahrein, jahraus, und die einzige Abwechselung, die ihnen der Tag bringt, sind die beiden Personenzüge, die aufwärts und abwärts gehen, und die Gütertransportzüge.

Wie leben sie? Wovon leben sie? Ich habe diese Fragen leider nicht ergründen können. Hier wächst kein Halm, kein Vieh findet hier seine Weide. Bei der großen Armuth werden sie schwerlich im Stande sein, sich von weither in einigermaßen menschenwürdiger Weise zu verproviantiren. Aber sie leben eben, der Himmel weiß wie, mit ihren Hunden und ihren kleinen Schweinchen, den einzigen Hausthieren, die ich hier gesehen habe. Wenn sie auch nichts von dem Leben in

der wahren Welt wissen, nichts von den Frictionen edler und unedler Art, dem niedrigen Streberthum und dem rühmlichen Kampfe um's Dasein, nichts von Ehrgeiz und Thatendrang, nichts von all den Motoren des großen Schwungrads der Kultur — so werden auch sie in ihren erbärmlichen Hütten aus Schmutz, den die Sonne zusammenbackt — auch sie werden in ihren Adobes, während sie ihre Bananen kauen und Orangen aussaugen, von menschlichen Leidenschaften beherrscht wie wir und finden in ihrem uns so traurig und jämmerlich scheinenden Vegetiren ihre Welt, die sie gerade so wichtig und werthvoll dünkt, wie uns die unserige. Und vielleicht haben sie das bessere Theil erwählt.

* * *

Die erste mexicanische Stadt, in der unser Zug längern Aufenthalt hat, ist Torreon. Es ist der Schneidepunkt der beiden großen mexicanischen Bahnen, die von den Vereinigten Staaten bis zur Hauptstadt des Aztekenreichs vordringen. Von Osten her kommt die Internationale Bahn, die von Eagle Paß auf Torreon führt, von Westen geht von El Paso del Norte fast parallel mit der Westküste, die mexicanische Centralbahn mitten durch das Land bis zur Hauptstadt, über Torreon, das ungefähr halbwegs zwischen der Grenze und der Stadt Mexico liegt.

Die vom Osten kommenden Reisenden kürzen den Weg etwa um vierundzwanzig Stunden ab, wenn sie die Internationale Bahn benutzen. Außerdem streift die Internationale Bahn im Norden bei Eagle Paß, dem gegenüberliegenden Flecken Piedras Negras und bei Sabinas vor nicht langer Zeit aufgethane Kohlenbecken, die sehr ergiebig sein sollen. Diese Kohlen und die Abkürzung des Weges nach den wichtigsten Staaten des amerikanischen Ostens sind wohl die

ausschließlichen Ursachen gewesen, welche diese Bahn in's Leben gerufen haben. Von dem Lande selbst, das die Internationale von ihrer Anfangs- bis Endstation durchschneidet, ist im Uebrigen sicherlich herzlich wenig zu erwarten. Es ist die reine Wildniß und wird wohl die reine Wildniß bleiben.

Der Staat Coahuila, das Hauptgebiet dieser Bahn, gehört zu den wenigst bevölkerten der mexicanischen Republik. Nach der letzten Zählung von 1882 kommt in diesem Staat, der ein Areal von 153,600 Quadratkilometer umfaßt, nur ein Bewohner auf das Quadratkilometer (gegen 87 Bewohner auf das Quadratkilometer im Deutschen Reich).

Und doch tragen sich Optimisten mit der Hoffnung, daß auch Coahuila eben durch die Kohlenbecken mit der Zeit eine wirkliche Bedeutung gewinnen werde. Das von dem berühmten amerikanischen Eisenbahnunternehmer Huntington käuflich erworbene Kohlenbecken von Sabinas producirt jährlich 250,000 Tonnen, die fast ausschließlich der Southern Pacific Linie, deren Präsident Herr Huntington ist, zu gute kommen. Auch das in allerjüngster Zeit entdeckte Kohlenbecken an der Grenze, bei Piedras Negras, gewährt dem Lande Mexico keine Vortheile. Die Kohle müßte, um in das Innere gebracht zu werden, die Huntington'sche Internationale Bahn von Eagle Paß nach Torreon benutzen, und er hat durch die auf seiner Bahn eingeführten Tarife dafür gesorgt, daß die Piedras Negras-Kohle mit seiner Sabinas-Kohle nicht concurriren kann. Auch diese Kohle geht also meistens nach den Vereinigten Staaten, während in Mexico die Kohlen aus den Vereinigten Staaten, die auf dem langen Wege der Centralbahn über El Paso bezogen werden, zur Verwendung kommen. Die Kohle gehört nach dem mexicanischen Zolltarif zu den zollfreien Artikeln. Und so bietet sich denn das seltsame Schauspiel dar, daß die mexicanische Kohle von Sabinas und Piedras Negras nach den Vereinigten Staaten geht, während

der Kohlenbedarf des im Uebrigen kohlenarmen Mexico aus den Vereinigten Staaten bezogen wird.

Zwar sind auch noch in anderen Theilen des Landes Kohlenbecken aufgethan, aber diese haben bis jetzt wegen der Transportschwierigkeiten keine allgemeine Bedeutung. Um die dort befindlichen Kohlen für den Markt zu gewinnen, müssen die Communicationswege in Mexico, die in neuerer Zeit allerdings einen kolossalen Aufschwung genommen haben, noch sehr erheblich vermehrt werden.

Während der etwa sechzehnstündigen Eisenbahnfahrt von der Grenze bis nach Torreon berühren wir auch nicht einen einzigen stadtartigen Flecken, und Torreon, das auf den Eisenbahnkarten schon in auffälliger Schrift bezeichnet ist, kann eigentlich auch kaum auf den Titel einer Stadt Anspruch erheben. Es ist ein erbärmliches kleines Nest mit ein paar Dutzend jämmerlichen Lehmbuden, in denen drei- bis vierhundert Menschen hausen, und es hat eben keine andere Bedeutung, als daß es der Kreuzungspunkt der beiden wichtigen Bahnen ist. Aber es hat allerdings schon großstädtische Preise. Für eine halbe Flasche Bier und ein Glas kaum genießbaren Cognac hatte ich an der „Bar" 85 Centavos, also etwa drei Mark, zu entrichten.

Auf dem sandigen Platze, der das Bahnhofsgebäude von der Straße trennt, lagen die Indianer in malerischen Gruppen herum, die meisten in weißen Jacken und Beinkleidern, mit der schweren wollenen Decke in schreiendem Roth über der Schulter. Der Hut wird, je weiter wir nach dem Süden vordringen, immer höher und spitzer, die Krämpe immer breiter.

In Torreon ist nicht das Geringste zu sehen, und die zwei Stunden Aufenthalt wurden uns zu einer kleinen Ewigkeit. Ich war froh, als sich der Zug endlich wieder in Bewegung setzte. Aber ich hatte mich zu früh gefreut, denn es erhob sich nun ein Staub, der geradezu furchtbar war.

Es macht geringen Eindruck, wenn man lieſt: es war ſehr ſtaubig; aber welche Qualen dieſer einfache Satz in ſich faßt, iſt ſchwer zu ſchildern, iſt noch ſchwerer nachzuempfinden. Den ganzen lieben langen Tag hindurch hatte die glühende Sonne auf unſerm Wagen gelegen, in dem jetzt in den heißen Nachmittagsſtunden eine drückende Backſtubentemperatur herrſchte. Man ſtöhnte förmlich nach einem friſchen Luftzuge. Und nun begann es draußen kühler zu werden. Das Gute lag ſo nahe! Aber ach! es war unerreichbar, und wir erduldeten die Peinigungen eines Tantalus; denn mit der zunehmenden Kühle des Abends wurde der Staub immer entſetzlicher. Dichte gelbe Säulen begleiteten unſern Zug und hüllten uns vollkommen ein. Vom Boden aufgeſcheucht flog der Staub hoch auf bis über die Bedachung des Wagens und fiel von da wie eine verſandete Cascade gießbachartig herab, ſich hinterliſtig durch jede Fuge hindurchzwängend. Unſer Wagen war mit dieſem grauen, feinkörnigen, trockenen Regen bald ganz erfüllt. Jeder Gegenſtand wurde widerwärtig bei der Berührung. Dabei hatten wir Brennen in den Augen, Jucken in den Ohren, Kribbeln in der Naſe, Trockenheit im Halſe, Rauhheit in der Kehle und dadurch einen beſtändigen Reiz zum Huſten. Am unangenehmſten empfanden wir die Sprödigkeit in den Fingerſpitzen. Das abſcheuliche Gefühl der „Anſammlung von ungehörigen Stoffen an ungehörigen Stellen“, wie ein Naturforſcher den Schmutz bezeichnet, verließ uns nicht einen Augenblick. Es war ein gräßlicher Zuſtand, und er dauerte bis tief in die Nacht hinein. Ich geſtehe, daß ich in dieſer Stimmung für die maleriſchen Bilder, die der Abend bot, für die Gruppen von Indianern, die unter dem Sternenhimmel um das Feuer hockten, wenig empfänglich war.

Am andern Morgen gewahrten wir zum erſten Male wieder die Spuren menſchlicher Thätigkeit: bebautes Land.

Aus rother Erde schossen in langen Furchen die Halme des Weizens auf, und auch da, wo das Land nicht bebaut war, zeigte sich eine viel kräftigere Vegetation. Wir sahen stattliche Bäume mit dicken Stämmen und die wildwachsenden Cactus, zum Theil von riesiger Höhe.

Vornehmlich sind es zwei Cactusarten, denen man überall hier begegnet: der Nopal-Cactus mit seinen breiten, schaufelartigen, mit Stachelbüscheln besetzten Blättern, der mitunter zu einem stattlichen Baum mit krummem, schiefem Stamm heranwächst — der Nopal scheint die eigentliche Nationalpflanze Mexicos zu sein; im mexicanischen Wappen ruht der linke Fuß des Adlers auf dem Nopal, während der erhobene rechte in der Kralle eine Schlange hält, die sich schmerzhaft aufwindet und nun vom Schnabel des Adlers gepackt wird; der andere Cactus ist der sogenannte Orgel-Cactus, „Organos“, der seinen Namen durchaus verdient, denn die dicht nebeneinanderstehenden Stangen von verschiedener Größe und Mächtigkeit haben mit Orgelpfeifen eine große Aehnlichkeit. Diese Stangen, sechskantig mit stachlichten Graten, entbehren vollkommen des Blätterschmucks. Sie haben eine graugrünliche Farbe und sind eigentlich recht häßlich; aber sie imponiren in ihrer pittoresken Ansammlung und durch die zuweilen überraschenden Größenverhältnisse. Exemplare dieser Stangencactus von 15, 20, 25 Fuß und darüber sind etwas ganz Gewöhnliches; sie sollen sogar bis zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß aufsteigen. Diese mit Stacheln bewehrten Orgelpfeifen werden vielfach zu Umzäunungen benutzt, und dazu sind sie in der That wie geschaffen. Das gesammte Oberland des mexicanischen Reichs ist mit diesen beiden und anderen Cactusarten wie besäet. Die Nopals und Organos hat auch die Kultur in ihr Bereich gezogen.

Jetzt sehen wir auch in der Ferne große Heerden von Rindern, die menschlichen Wohnungen werden dichter, und

wir merken, daß wir nun auf ergiebigem Boden sind und uns einer großen Stadt genähert haben. Die Bahn, die unablässig gestiegen ist, hat uns unmerklich auf das felsige Hochplateau von Mexico gebracht. Wir befinden uns jetzt auf der respectablen Höhe von 8000 Fuß über dem Meeresspiegel und im gesegneten Landstrich der reichen Silbererze. Unser erstes Ziel in Mexico ist erreicht: Zacatecas.

---

2. Zacatecas.

Der erste Blick auf die Stadt. — Die „Bufa". — Lehmbuden. — Der Marktbrunnen. — Das Aeußere der Mexicaner; Trachten der Männer und Weiber. — Fidele Verbrecher. — Oeffentliche Gebäude und Anlagen. — Ausflug nach Guadalupe. — Merkwürdige Straßenbahn. — Ländliche Gourmandise. — Kathedrale und „Hospicio".

Zacatecas, die erste wahrhaft große und wichtige Stadt, der wir unsern Besuch abstatten, liegt 2440 Meter über dem Meere; was das zu bedeuten hat, wird man ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der höchstgelegene wirklich besuchte Ort Europas, St. Moritz im Engadin, nur 1856 Meter hoch ist.

Der erste Blick auf die Stadt macht einen starken Eindruck. Jedermann, der die hellen Häuser mit ihren flachen Dächern und den aufsteigenden schöngeformten Thürmen, rings umschlossen von kahlen Bergen, die einen wellenförmigen Halbkreis bilden, vor sich sieht, muß sich die Empfindung aufdrängen, daß eine der uralten Kulturstätten des Morgenlandes vor ihm sich ausbreite.

Von den Bergen, die wir da vor uns sehen, ist die Bufa, auf deren Höhe eine Wallfahrtskirche steht, der bedeutendste. Von Zacatecas aus übt die Bufa freilich keine allzu große Wirkung; wird man ihr aber später durch die Bahn entrückt,

und betrachtet man sie aus größerer Entfernung, so gewinnt sie an Majestät. Der sanft aufsteigende Berg ist mit einem dürftigen Moos überzogen und wird von einem wild-zerklüfteten Kamm gekrönt, der so intensiv grün gefärbt ist, daß es von unten wirkt, als sei die Höhe mit dichtem Gehölz bestanden.

Zacatecas gehört zu den wichtigsten Silberstädten Mexicos. Ueber die Zahl der Einwohner schwanken die Angaben sehr erheblich, und bei dem gänzlichen Mangel an zuverlässigem statistischen Material ist es unmöglich, sich hierüber genau zu unterrichten. Die Mittheilung, daß Zacatecas 80000 Einwohner zähle, ist sicherlich übertrieben.

Bis auf eine geringe Anzahl von stattlicheren Gebäuden, die im Centrum gelegen sind und mehrere Stockwerke besitzen, und von denen ein knappes Dutzend sogar ein ganz großstädtisches Ansehen haben, sind die Häuser in ihrer ungeheuren Mehrzahl von unsagbarer Anspruchslosigkeit und Einfachheit. Sie bestehen eben nur aus dem Erdgeschoß mit flachem Dach, das einige Zoll tiefer liegt, als die Mauern und daher von ebener Erde aus gar nicht zu sehen ist, so daß sie oben offen zu sein scheinen. Mitunter sind größere Complexe dieser jämmerlichen Behausungen von einer besondern Mauer, die etwa dieselbe Höhe hat wie die Wohnstätten selbst, eingefaßt, und so wirkt die Stadt wie eine Ansammlung kleiner Festungen.

Die amerikanischen Holzbauten sind nun ganz und gar geschwunden; hier haben wir nur noch, abgesehen von den wenigen massiven steinernen Gebäuden, die Adobes, die aus feuchtem Lehm zusammengekneteten Buden, die die Sonne ausdörrt, backt, wetterfest macht, und die mitunter noch mit Mörtel beworfen und mit einer Tünche hellfarbig angestrichen werden. Besonders beliebt sind die schreiend bunten Farben: hellblau, zeisiggrün, saffrangelb, rosa. Von kunstsinnigen Indianern werden die Häuser auch mitunter mit bunten Streifen

oder mit würfelartiger Ornamentik geschmückt. Die meisten tragen eine Aufschrift. Sie führen oft poetische oder patriotische Namen: Blumenkönigin, Maisonne, Abendkühle, Minnesänger, Mexicanische Tapferkeit, Vaterland, Freiheit. Der Name ist meistens das Schönste an ihnen, ja das einzige Schöne. Sehr viele dieser Adobes haben nur einen einzigen Raum, in dem die ärmlichen Insassen mit ihrem Vieh einträchtiglich zusammen wohnen, essen und schlafen.

Die Begüterten, die sich wenig oder gar nicht zeigen, haben ihre Wohnstätten nach dem Muster ihrer spanischen Herkunft eingerichtet, mit dem mehr oder minder hübsch geschmückten „Patio", dem freien Hofe in der Mitte, auf den alle Wohnräume münden.

Die Stadt ist auf sehr unebenem Boden gebaut, die Straßen fallen und steigen unablässig. Infolgedessen gehört das Pferd hier zu den Seltenheiten; man sieht fast nur Maulthiere und Esel.

Es ist auffallend, wie Zacatecas trotz des ungeheuren Silberreichthums des Bodens den Eindruck des Erbärmlichen, Dürftigen und der Proletariernoth macht. In der Stadt merkt man von diesem Reichthum wirklich nicht das Geringste. Es ist mir nicht ein einziger Privatbau aufgefallen, der auf ein erhebliches Vermögen seines Eigenthümers schließen ließe. Die reichen und wohlhabenden Leute, deren es doch unbedingt hier geben muß, und auch die Angehörigen des Mittelstandes scheinen sich hier zu verkriechen; man wird ihrer Anwesenheit wenigstens nirgends gewahr.

Die Leute, denen man allerorten begegnet, sind ihrer ganzen Erscheinung nach arme Schlucker, die mit Mühe und Noth ihr Dasein fristen. Es sind wohl nur schlechtbezahlte Minenarbeiter, die die paar Realen, die sie in überharter Arbeit verdienen, am Abend in der Spielhölle möglichst schnell wieder los zu werden beflissen sind. Am Markte sah ich

mehrere dieser verdächtigen Lokale, die denen in San Antonio wie ein Ei dem andern gleichen.

An gutem Trinkwasser scheint hier kein Ueberfluß zu sein. Der große Brunnen auf einem der öffentlichen Plätze ist vom frühen Morgen bis zum Abend dicht umlagert. Aus der Leitung ergießen sich acht Wasserstrahlen in ein weites Becken, das von einer niedrigen Sandsteinmauer umschlossen wird. Ueber dieser gemauerten Rundung liegen nun bäuchlings hart aneinander gepfercht Männlein und Weiblein, den Kopf nach unten gebeugt, mit der linken Hand sich stützend und mit der rechten in einer eigenartigen Schöpfvorrichtung, einem halbgeöffneten Kürbis mit einer breiten löffelartigen Anfügung, das angesammelte Wasser auffangend. Das Wasser steht nämlich im Becken, das dem Rande zu etwas abfällt, sehr seicht. Sobald nun genug zugeflossen ist, um den Kürbislöffel zu füllen, wird es geschöpft und in das bereit gehaltene Gefäß entleert. Es ist eine schwere, mühselige Arbeit!

Die Gefäße, in denen das Wasser vom Brunnen weitergebracht wird, sind entweder viereckige geschlossene Eimer aus Zinn, die nur eine ganz kleine Oeffnung oben haben, und die von den Trägern auf dem Schulterjoch, an dem die Eimer befestigt sind, weitergeschleppt werden*) — unsere Dienstmädchen aus der Zeit vor der Wasserleitung wissen von dieser anstrengenden Beförderung des nöthigsten Haushaltsbedürfnißmittels ein Liedchen zu singen —, oder es sind große irdene, schöngeformte Behälter, Vasen, die an das tiefste Alterthum erinnern, wie man sie auch heutzutage noch im Orient zu sehen bekommt. Die Türken tragen diese Gefäße auf dem Kopf, die Indianer und Indianerinnen auf der linken Schulter.

*) Dieses jetzt aus der großstädtischen Wirthschaft fast ganz verschwundene Geräth führt im Volksmunde die verschiedensten Bezeichnungen: Hucke, Tege, Schranne, Trage u. s. w. Bei Voß heißt es „Tracht". („Nimm, Else, die Tracht mit den Eimern".)

Der Anblick des Marktbrunnens, dessen breite Rundung von diesem dichten bunten Kreise vornübergebeugter Menschen gebildet wird, gewährt einen sehr eigenthümlichen und malerisch interessanten Anblick, ein farbenreiches, befremdliches Bild.

Und wie die Gesammtheit, so fesselt auch jede einzelne Erscheinung durch ihr charakteristisches Aeußere unsern Blick. Es ist eine stupende Zerlumptheit und Unsauberkeit, die sich da in den Straßen von Zacatecas herumtreibt oder vor den offenen Thüren der Jammerbuden lungert. Hat man einmal das Gefühl des Widerwillens, den der Schmutz und die Zerfetztheit einflößen, überwunden, so bemerkt man, namentlich unter den Weibern, auch manche wirkliche Schönheit: die großen, von schwarz glänzenden Wimpern umsäumten Augen, das tiefschwarze üppige schlichte Haar, in dessen kunstvoller Anordnung sich mitunter die weibliche Eitelkeit verräth, und die wundervollen weißen Zähne.

Und selbst die Kleidung ermangelt nicht einer Art von besonderer Anmuth, wenn man eben alle Ansprüche auf Appetitlichkeit fallen läßt. Das schlampige helle Kattunkleid, unter dem nicht viel andere körperliche Hüllen verborgen zu sein scheinen, umschließt knapp den untern Theil der Gestalt. Der obere wird von dem dunkelfarbigen Umschlagetuch, dem Reboso, das über den Kopf geschlungen bis zur Hüfte hinabreicht, bedeckt. Es ist die Entartung der von Spanien hierher verpflanzten Mantilla. Die schäbigen, verwitterten und zerrissenen Tücher, die ursprünglich wohl meistens schwarz gewesen zu sein scheinen, werden mit einer gewissen Talmi-Grandezza über den Scheitel gezogen. Sie sind zum Glück ziemlich groß und bedecken viel. Denn wenn der Zufall ein solches Reboso lüftet und das, was die zerlumpten Oberkleider nicht bedecken, sichtbar werden läßt, so segnet man die dunkelfarbige Umhüllung, die gnädig mit Nacht und Grauen bedeckt, was der fremde Mann zu schauen nimmer begehre!

Auch die Männertracht ist sehr pittoresk. Die der Aermsten und Anspruchslosesten besteht einfach aus einer ursprünglich weiß gewesenen Jacke und einer gleichfarbigen bauschigen Pluderhose, die an der Hüfte durch einen Gurt festgehalten wird, einem Strohhut von lächerlichen Dimensionen und Sandalen.

Die eigentlich mexicanische Tracht ist viel reicher und anspruchsvoller. Das Nationalkostüm ist ziemlich kostspielig und wird deswegen auch mit einer Gründlichkeit aufgetragen, von der wir uns in unserm Lande gar keine Vorstellung machen. Aztekische Stutzer und solche, die es sein möchten, tragen enganliegende, bis zu den Knöcheln herabreichende Beinkleider von gelbem Leder, die an der Seite mit farbigen Streifen, mit bunten Verschnürungen, mit schwarzen Stickereien oder, wenn sie besonders elegant sind, mit einer metallenen Ornamentik, bisweilen sogar aus echtem Silber, besetzt sind, — manchmal mit umschnörkelten Knöpfen, manchmal mit Haken und Oesen, die in mir die Vermuthung hervorgerufen haben, daß diese Beinkleider an der Seite geöffnet und geschlossen werden. Dazu kommt eine dunkle Weste und das gleichfarbige kurze jackenartige Röckchen, die ähnlich wie bei den Rumänen und Bulgaren mit einem wollenen Wulst und schwarzem Schnürwerk eingefaßt sind.

Besondern Werth legt der Mexicaner auf den Hut — eine Kopfbedeckung, wie wir sie nur von den Caricaturen geckenhafter Pfuschmaler her kennen: ganz unvernünftig hoch, zuckerhutartig nach oben zugespitzt und mit mächtiger Krämpe. Diese Krämpe ist mit breiten Schnüren oder mit Silberborte umzogen, und um den Deckel sind dicke Kordeln, gewöhnlich ebenfalls aus Silber, geschlungen. Dieser riesige Filzhut ist auch sonst noch mit Silberstickereien, die zum Theil sehr kostbar sind, und bisweilen sogar an den beiden Seiten mit großen silbernen Initialen in grotesker Weise geschmückt.

Das Charakteristischste der mexicanischen Männertracht ist aber das Sarape, die große wollene Decke, die gewöhnlich einen Schlitz in der Mitte hat, durch den der Kopf gesteckt wird. Der Mexicaner, wie er im Buch steht, schleppt das Sarape beständig mit sich. Entweder wirft er es über die Schulter, oder er mummelt sich ganz darin ein. Es ist eine wollene Reisedecke in schreiender Farbe und mit auffälligem Muster. Als Grundfarbe ist besonders Scharlachroth beliebt, als Muster an den Enden eine gestreifte Verbrämung in bunten Farben und in der Mitte verschobene gezackte Vierecke.

Diese meistens rothen oder violetten Decken, die die schwarzen Teufelskerle mit unleugbarer Gewandtheit zu tragen wissen, mit denen sie den rechten Arm halb, die Brust ganz und bisweilen auch noch den Hals und das Gesicht bis zur Nasenspitze verhüllen, oder die sie über die linke Schulter theatralisch protzig herabfallen lassen, geben dem belebten Straßenbilde etwas ungemein Lebhaftes, farbig Eigenartiges. Von einer gewissen Entfernung aus betrachtet sieht das Gesindel in der hellen Gewandung der Einen, den dunklen Trachten der Anderen, mit den grellen, schreiend rothen Tupfen dazwischen, ganz famos aus. In der Nähe macht es freilich einen weniger erfreulichen Eindruck. Die Zahl der Krüppel, der Blinden und Lahmen und besonders der durch Pockennarben Zerfetzten oder mit widerwärtigem Aussatz Behafteten ist erschrecklich groß. Und dieser Schmutz! Diese Lumpen! Dabei schreiten diese „Schnorreros" mit einer Gravität daher, als ob sie die Herren der Welt wären — was freilich nicht verhindert, daß sie, gerade wie ihre Eroberer auf der Iberischen Halbinsel, sobald sie den Fremden wittern, sofort die Hand ausstrecken.

Die Kerle machen allesammt einen Eindruck, der nicht ganz geheuer ist. Man hat die Empfindung, daß nicht gut mit ihnen Kirschenessen ist. „Gott verzeih mir, wenn ich

ihnen Unrecht thu'!" beeile ich mich hinzuzusetzen. Ihre tiefbraune, fast schwarze Gesichtsfarbe, die scharfgeschnittenen Züge, das rabenschwarze volle Haar, die dunklen blitzenden Augen und die sonderbare Tracht, die an Rinaldo Rinaldini gemahnt — Alles das läßt in dem Fremden den Drang freundschaftlich gemüthlicher Annäherung recht schwach wirken. Für das wenig geübte Auge des Landesunkundigen unterscheiden sie sich, die vielleicht grundehrliche Arbeiter und kreuzbrave Menschen sein mögen, von den erweislichen Hallunken und Missethätern fast gar nicht. Und auch von dieser Sorte wurden uns einige Dutzende in Zacatecas vorgestellt.

Hier war jeder Zweifel ausgeschlossen. An der militärischen Ehrenwache zu Fuß und zu Roß, die diese dunklen Herren begleitete, erkannten wir ohne Mühe, daß sie zu Jenen gehörten, denen unser Dichter die Worte in den Mund legt: „Denn Dich kalt zu machen ist mir Wurscht". Die Gefangenen werden in Zacatecas nützlich verwerthet. Sie unterhalten die öffentlichen Verkehrsstraßen, sie werden für die öffentlichen Bauten zur Arbeit herangezogen. Augenblicklich bauen sie ein großes Theater. Die Straßenunterhaltung dürfte sie, nach dem Zustande der Verkehrswege in Zacatecas zu urtheilen, nicht besonders anstrengen. Die Zwangsarbeiter, denen wir begegneten, sahen kreuzvergnügt, aber ganz schauderhaft unheimlich aus. Gefängnißtracht giebt's hier zu Lande nicht, den Meisten hingen die Fetzen vom Leibe. Einige waren mehr als halbnackt. Aber sie machten sich offenbar nicht viel daraus und waren ganz und gar nicht zerknirscht und reumüthig. Denen, die sie angafften, schnitten sie Gesichter und streckten ihnen die Zungen heraus.

Man muß bis in das Innere der Stadt vordringen, um sich den Anblick einiger ansehnlicherer Gebäude zu gönnen. Da ist vor Allem bemerkenswerth die mit sonderbaren grobsinnlichen Sculpturen geschmückte Kathedrale, ein Bau aus

röthlich-braunem Backstein, sowie das imposante Zollhaus: die „Aduana". Da sind auch unter den bedeckten Arcaden die schönsten Läden der Stadt, unter denen einige wirklich recht hübsch und sauber gehalten sind, und das sind erfreulicherweise gerade die der deutschen Kaufherren, deren es übrigens nur sehr wenige hier giebt.

Der weitaus reizendste Punkt der Stadt ist die freundliche, sorgsam gehaltene öffentliche Anlage, die Alameda, mit ihren schattigen Bäumen, einem Pavillon für Musik und einem Brunnen mit fließendem Wasser. Es ist ein lieblicher, überaus angenehmer Aufenthalt. Da fühlt man sich leicht der Umgebung der schwarzen unheimlichen Gesellschaft und der pockennarbigen Weiber in Lumpen entrückt. Der saubere Weg, die grünen Bäume, die Ruhe, der Schatten versetzen uns wie mit einem Zauberschlage weit weg von der staubigen sonneglühenden Wahrheit, in die kältere Zone einer seifenfreudigeren Gesittung und der Heimat mit ihren redlich verausgabten Communalsteuern.

Außer der Alameda ist die Stadt, wie ihre Bewohnerschaft, hauptsächlich auf die Wirkung aus der Ferne berechnet. Diese buntfarbigen Adobehäuser sehen von Weitem überaus malerisch und interessant aus. Wie sie da mit ihren flachen Dächern den unebenen Boden hinanklettern, diese Lehmquadrate — auf unser europäisches Auge wirken sie wie eine von feindlichen Kugeln zusammengeschossene Citadelle, wie ein Häuserhaufen mit niedergebrannten Dächern.

* * *

Ein Ausflug von Zacatecas nach dem nahegelegenen Guadalupe ist durchaus lohnend, hauptsächlich der berühmten Kirche von Guadalupe wegen; sodann macht man aber auch bei diesem Anlaß die Bekanntschaft mit einer höchst eigen-

thümlichen Pferdebahn. Pferdebahn ist allerdings durchaus nicht das richtige Wort, denn die Wagen rollen von Zacatecas nach Guadalupe ohne alle Bespannung hinunter und werden von Guadalupe nach Zacatecas von sechs Maulthieren heraufgeschleppt. Es sind immer zwei Wagen, der eine, erster Klasse, mäßig besetzt, der andere, zweiter Klasse, überfüllt.

Der Weg von der hochgelegenen großen Stadt zu dem weniger bedeutenden tiefgelegenen Nachbarorte ist sehr kunstvoll angelegt. Auf der gleichmäßig abfallenden schiefen Ebene rutschen die Wagen, durch ihre eigene Schwere sich fortbewegend, in nicht übertriebener Geschwindigkeit, aber doch ziemlich schnell hinab und werden in ihrer Fortbewegung geregelt durch die beiden Bremser, die vorn auf der Plattform stehen. Die Wagen halten nur einmal an einer Zwischenstation. Von Guadalupe geht es beinahe eben so schnell bergauf. Die sechs kräftigen Maulthiere, die durch einen eigens bestellten Peitscher mit sanften Hieben und aufmunternden Zurufen, unter Umständen auch mit einem Steinwurfe angefeuert werden, bleiben in unausgesetzt scharfem Galopp, bis sie oben auf dem Markte von Zacatecas ihr Ziel erreicht haben.

Auch landschaftlich ist der Weg, der die beiden Orte verbindet, höchst interessant. Er folgt genau dem Laufe eines ehemals ziemlich breiten, jetzt völlig ausgetrockneten Flusses. Auf dem jenseitigen Ufer des Flußbettes sehen wir in ihren bunten Tünchungen mit den flachen Dächern und den Löchern für Luft und Licht, romantisch an den Felsen klebend, die dürftigen Adobes der Minenarbeiter, dazwischen stattlichere Bauten, die jetzt öde und verlassen sind. Es sind die Gebäude der ausgebeuteten Minen, aus denen nichts mehr zu holen ist. In anderen Werken wird noch gearbeitet. Da sehen wir aus hohen Schloten den Rauch aufwirbeln, und wir verspüren den üblen Duft. Wir sehen auch hier und da die

Eingänge zu Schachten, wir sehen unten in der Tiefe Indianer, die den aus den Werken abfließenden Schlamm beständig aufschütten, um auch aus diesen Abflüssen das bischen Silber, das sich da noch verborgen hat, herauszuziehen.

Wenn unser Wagen am großen Platze von Guadalupe hält, so bietet sich uns zunächst das gewöhnliche Schauspiel dar. Bettler, namentlich zerlumpte Blinde, die sich von den Kindern führen lassen, Krüppel mit schaudererregenden Entstellungen, umstehen den Wagen und erspähen mit großer Sicherheit die Fremden, von denen sie voraussetzen, daß es der Mühe verlohnt, in nähere Beziehungen zu ihnen zu treten.

„Stecken Sie Ihre Uhr in eine verborgene Tasche!“ warnt mich ein Mitfahrender, der deutscher Abkunft ist. „Die Leute sind hier sehr unsicher.“ Und zur Bekräftigung seiner Warnung fügt er hinzu, daß erst vor wenigen Tagen einer seiner Freunde auf dem Wege vom Haltepunkt der Omnibus bis zur Kathedrale — auf demselben Wege den wir jetzt einschlagen wollen — von zwei Strolchen vollkommen ausgeraubt worden sei.

„Am Abend?“ fragte ich mit jener Betonung, die eine Bejahung als unzweifelhaft voraussetzt.

„Nein, gerade um diese Zeit,“ entgegnete er.

Das klang recht beruhigend.

Der freundliche Warner hatte sich erboten, uns zur Kathedrale zu führen, die er, obgleich er selbst Mexicaner und seit fünfzehn Jahren in Zacatecas seßhaft ist, bis zur Stunde noch nicht gesehen hatte. Vorher hatte er noch geschäftlich zu thun, und wir benutzten die Zwischenzeit, um auf dem Markte herumzubummeln.

Hökerweiber sind selbst in den Ländern der vorgeschrittensten Kultur selten Grazien. Aber diese scheußlichen, schwarzhäutigen, ekelhaften, zerlumpten Frauenzimmer, die hinter den niedrigen Tischen saßen und mit den mechanisch hin- und hergeschwenkten

Wedeln den gewaltigen Andrang des schmarotzenden Ungeziefers zu verscheuchen vergebliche Versuche machten, gingen denn doch über allen Spaß. Die Haare hingen ihnen in schauderhaften Zoddeln herab; und während diese gräßlichen Weiber mit der Rechten stumpfsinnig wedelten, führten sie mit der Linken die gänzlich zerknautschte unförmige Cigarette an den Mund und ließen den Rauch aus dem breiten Munde, in dem die Zahnlücken neben der Weiße der noch standhaften Zähne um so bemerklicher wurden, hervorströmen. Sie rauchten beinahe alle.

Und was wurde da feilgeboten! Außer den Obstständen, die ganz appetitlich aussahen, waren es, wie ich vermuthe, hauptsächlich mexicanische Leckereien. Es war schwer zu erkennen. Einzelnes sah ungefähr so aus wie überzuckerte Früchte, Anderes schien mir eine Art von Eis zu sein, wieder Anderes ein Gespinnst von ausgezogenem Fadenzucker. Das Meiste aber war mir völlig fremd, und es reizte mich auch in keiner Weise, die nähere Bekanntschaft zu machen. Bisweilen war ich mir sogar vollkommen im Unklaren darüber, ob das Betreffende dem Thier- oder Pflanzenreich angehörte. Die ungeheuerlichen kleinen, dunkelfarbigen, glatten, glänzenden Dinger, die da in Körben vor mir lagen, konnten ebensowohl in Fett abgeschwenkte süße Kartoffeln oder dergleichen, wie auch gefüllte Blutegel sein.

In geringer Entfernung vom Markte liegt die in Mexico weit und breit berühmte Kathedrale von Guadalupe. Sie ist in der That recht hübsch, aber etwas Besonderes habe ich daran nicht entdecken können, und es ist eine starke Uebertreibung, wenn sie als die schönste Kirche des Landes bezeichnet wird. Die Kathedrale der Hauptstadt ist unbedingt viel bedeutender, und viele andere Kirchen in diesem kirchenreichen Lande sind der Hauptkirche von Guadalupe wohl an die Seite zu stellen.

Ueberwältigend großartige Kirchenbauten besitzt Mexico überhaupt nicht, aber sehr viele schöne und in der Wirkung äußerst gefällige Gotteshäuser, die allesammt eine verzweifelte Aehnlichkeit unter einander haben. Die Kirche von Guadalupe kann als typisch bezeichnet werden. Sie ist mäßig groß. In der Umgebung von all den schoflen kunstlosen Lehmbuden ringsherum übt das vornehm feierliche Gotteshaus mit seinem friedlich schönen Vorgarten allerdings eine ungewöhnliche Wirkung aus. Der erste Eindruck, den man empfängt, bleibt aber auch der schönste. Die im Garten allerorts zerstreuten Gruppen und vor den Bäumen knieenden Weiber, die ganz in ihr Rebosо versteckt mit halblauter Stimme monoton die Gebete ableiern und den Rosenkranz durch die Finger gleiten lassen, sind für das landschaftliche und architektonische Bild, das uns entgegentritt, in der That die echteste und eindrucksvollste Staffage. Je näher wir der Kirche treten, desto dichter werden die Gruppen der Betenden.

Es ist ein im Jesuitenstil ausgeführter Bau in röthlichem Sandstein, der aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts (1721) stammt. Das Hauptgebäude mit dem Portal ist zweigliedrig. In der Mitte des Unterbaues über dem Eingang schwebt die heilige Jungfrau, von Heiligen umgeben. Neben dem Portal stehen in Nischen zwei Heilige zwischen gewundenen und verschnörkelten Säulen. Diese Säulen sind nach dem Oberbau hinauf weitergeführt. Hier sehen wir in der Mitte den Heiland, den Engelköpfchen in Wolken umschweben, daneben rechts und links Reliefs. Das Ganze ist in ziemlich roher Steinarbeit ausgeführt und wird von einem Kreuz gekrönt.

Rechts von diesem giebelartigen Aufbau befindet sich ein sehr schöngeformter Glockenthurm, ebenfalls mit gewundenen Säulen und durchbrochenen Schossen, links davon ein höherer, schmalerer und häßlicherer Thurm in hellerem Stein, der einer späteren Zeit angehört. An die Hauptkirche ist auf

derselben Seite links ein kuppelartiger Bau angefügt, der ganz modern ist und der durch ein schönes Eisengitter vom Vorgarten abgetrennt wird.

Das Innere ist im Gegensatz zu dem merkwürdig schönen Dämmerlicht, das uns so seltsam berührt, wenn wir eine Kirche des spanischen Mutterlandes betreten, licht, hell und freudig. Im Uebrigen ist an dem überreichen frommen Ausschmuck nicht zu verkennen, daß Spanier diesen Bau ausgeführt haben. Längs des Hauptschiffes sind an beiden Seiten in den Nischen überall größere und kleinere Altäre mit den Bildern der heiligen Jungfrau, des Erlösers und der Heiligen, zumeist in grobsinnlichen Wandmalereien und naiv realistischen Darstellungen der plastischen Kunst angebracht. Nahe dem Eingange stehen die Beichtstühle, in denen wir Priester in ernster Haltung und vor dem Gitter arme Sünder sehen, die ihre Missethaten bekennen und sich den Weg zur Gnade weisen lassen. Vor den Altären, wiederum in knieender Stellung, Betende, einige „zur Statue entgeistert", andere in verzückter Haltung zur Gnadenreichen aufblickend, wieder andere ganz zerknirscht, mit der Stirn den Boden berührend. Am Hauptaltar ist die Kreuzigung in lebensgroßen plastischen Figuren dargestellt, dahinter, gemalt, der Calvarienberg mit Juden und römischen Söldnern. Einen besondern Kunstwerth können alle diese Darstellungen nicht beanspruchen, und die Gesammtheit der Kirche wirkt auf denjenigen, der andere katholische Gotteshäuser der lateinischen Rasse gesehen hat, nicht gerade außergewöhnlich.

Interessanter ist der Anbau, dessen kuppelförmige Gestalt wir schon von außen gesehen haben. Es ist eine fromme Stiftung. Der schöne hohe Raum ist ganz modern gehalten und durchaus weltlich, weiß mit reicher Goldornamentik. Man glaubt eigentlich mehr im Foyer eines großen Schauspielhauses, als in einer dem Dienste des Höchsten geweihten

Capelle zu sein. Das von der Kuppel herabdringende Oberlicht zeigt den Reichthum dieser Ausschmückung in günstigster Beleuchtung. Der große Altar mit der festlich gekleideten Jungfrau in der Mitte, zu deren Füßen auf einer prachtvollen Spitzendecke leuchtentragende Engel aufgestellt sind, ist ganz aus Onyx gefertigt und sehr schön.

Vieles Andere aber ist auch sehr häßlich. Der Bilderschmuck des ganzen Raumes ist durchaus unkünstlerisch und unschön. Aber stofflich sind diese Fresken nicht uninteressant. Wir sehen hier die Jungfrau in unmittelbaren Zusammenhang mit den Indianern und Schwarzen gebracht, die sie als ihre Lieblingskinder in ihren Gnadenhimmel aufnimmt. Auf einem dieser Bilder hat die Jungfrau auch durchaus den Typus der mexicanischen Indianerin und sogar das charakteristische dunkle Rebozo über den Scheitel gezogen. Offenbar hat dem Künstler ein schönes Mädchen aus Zacatecas oder Guadalupe Modell gestanden.

In höherem Grade als die berühmte Kathedrale hat mich das unmittelbar daran anstoßende Hospicio, ein Asyl und eine Erziehungsanstalt für arme Waisen, interessirt. In dem geräumigen Gebäude sind ein paarhundert armer Indianerwaisen untergebracht, und sehr gut untergebracht in diesen geräumigen, gut gelüfteten und gut gebauten Räumen, die sich mit den Lehmställen für Mensch und Vieh, wie wir sie ringsherum gesehen haben, gar nicht vergleichen lassen. All' diese Wohnräume sind nach spanischem Muster quadratförmig um den großen breiten Hof gelegt, der den Jungen als Spielplatz dient. Um diesen liegen auch, zumeist im Erdgeschoß, Werkstätten aller Art: Schneiderei, Schusterei, Tischlerei, Weberei, Wirkerei, Spinnerei, Setzerei, Druckerei. Alle Handwerke und Gewerbe sind vertreten, und überall wird unter Aufsicht von Meistern flott gearbeitet. Und die gelieferten Arbeiten sind gut. Die Jungen ernähren sich beinahe selbst.

Auch für die Ausbildung künstlerischer Anlagen ist gesorgt. Ein großes, etwa dreißig Mann starkes Orchester spielt während der Erholungsstunden der Anderen, und man hört die lustige Musik im ganzen Hause. All' diese Musiker sind Anstaltsangehörige. Die Zöglinge machen durchweg einen recht vergnügten Eindruck. Sie sehen wohlgenährt und verhältnißmäßig auch reinlich aus; ihre ratzekahl geschorenen Schädel haben etwas ungemein Beruhigendes. Daß in der Mitte des Spielplatzes der Lehrer, der die Spiele überwacht, eine Peitsche mit recht bedenklichen Lederriemen in der Hand hält, scheint die gemüthliche Stimmung in keiner Weise zu beeinträchtigen. Die Anstalt, die in ihrer Art als musterhaft bezeichnet werden kann, überrascht auf's Aeußerste in dieser Umgebung und berührt sehr angenehm.

Es war schon halb dunkel, als wir von Guadalupe nach Zacatecas zurückfuhren, und als wir dort eintrafen, war die Nacht hereingebrochen. Wir hatten Neumond, und die trübseligen Oellämpchen, die in großen Abständen angebracht waren, zeigten uns eben nur die Richtung der Straßen, ohne die Straße selbst zu beleuchten. Auf den Plätzen saßen noch immer die Verkäuferinnen der verzuckerten Schreckniſse und pafften noch immer ihre stark duftenden Cigaretten von mexicanischem Tabak. Jetzt hatten sie Oellampen oder Holzspähne angezündet, um ihre Herrlichkeiten zu beleuchten. Auch in den Lehmbuden waren nun die Lampen angesteckt, und durch die Oeffnungen der Wand erblickte man Männer, Weiber und Kinder in unsagbarem Negligé, gelinde gesagt; halb nackt, wie sie am Boden kauerten und unbestimmbare Gegenstände zum Nachtmahl verschluckten, während an der Wand das Maulthier seine letzte Mahlzeit einnahm, und die Hühner es sich schon auf dem Stroh bequem gemacht hatten. Mensch und Vieh in übelduftender Gemeinsamkeit und freundnachbarlicher Schmutzerei.

Der Weg von der doch wenigstens einigermaßen beleuchteten Stadt über das völlig unbeleuchtete hügelige Terrain zum Bahnhofe, wo unser rollendes Gasthaus auf den Schienen stand, war ziemlich beschwerlich.

3. Guanajuato.

Ueber Silao und Marfil nach Guanajuato. — Die Bergstadt. — Erinnerungen an Hidalgo. — La Presa. — Wassernoth. — Die Valenciana-Grube. — Weg in den Silberschacht. — Harte Arbeit. — Der Einfahrtsschacht. — Das Hüttenwerk San Xavier. — Das Patio-Verfahren: chilenische Mühlen, „Arastres" und Patio. — Widerstand gegen Neuerungen. — Aberglaube. — Spielernaturen und Spielergeschick.

Die wichtigste Silberstadt Mexicos ist Guanajuato. Die Centralbahn, die von Paso del Norte über Torreon und Zacatecas auf die Hauptstadt geführt ist, hat diesen bedeutendsten Punkt nicht direct erreichen können. Die Terrainschwierigkeiten sind unüberwindliche gewesen. Von der Station Silao führt eine kleine Zweigbahn nach dem nahegelegenen Flecken Marfil, und da hat die Herrlichkeit mit der Dampfbahn überhaupt ein Ende. Von Marfil führt eine Maulthierbahn nach dem wunderschön gelegenen Guanajuato.

Schon der Weg von Silao bis Marfil, der an wild zerklüfteten Felsen und schroff abfallenden Abhängen über kühn geworfene Brücken steil hinanführt, bietet eine wundervolle Gebirgsscenerie. Während der ganzen Fahrt sind wir von Bergen rings umschlossen, und man könnte mitunter glauben, daß man mitten in der Schweiz sich befände, wenn man nicht den schönen Anblick der Gletscher völlig entbehren müßte.

Der Weg von Marfil bis Guanajuato nimmt ungefähr

drei Viertelstunden in Anspruch. In allen erdenklichen abenteuerlichen Schlingungen windet er sich durch die Berge hinan. Ueberall sieht man die bewußten flachen Lehmhäuschen mit der pittoresken Bewohnerschaft. Da endlich erweitert sich der Blick, und wir sehen nun in einem Kessel, der ringsum fest von einem stattlichen Höhenzuge umschlossen ist, Guanajuato vor uns liegen. Es ist ein ganz wunderbarer Anblick!

Das Terrain, auf dem die Stadt gebaut ist, ist durchaus felsig zerklüftet, und man hat auch nicht den geringsten Versuch gemacht, ebenere Flächen herzustellen. So bieten denn die Straßen in ihren Windungen, in ihren Senkungen und Steigungen ein ganz eigenartiges Bild. Die Stadt erinnert lebhaft an die Räubernester Calabriens und an die sonderbaren, in Felsenklüfte eingepferchten Flecken und Städtchen Serbiens und Macedoniens. Man möchte glauben, daß das ganze Häusergerümpel, durcheinander gerüttelt und geschüttelt, sich wie zufällig an die Berglehnen angeschichtet habe. Die Häuser kleben daran wie Schwalbennester. Diese willkürliche Unebenheit des Bodens ruft die lächerlichsten Erscheinungen hervor. In dieser Straße stehen wir vor einem einstöckigen Gebäude, sehen eben nur ein hohes Erdgeschoß, flach bedacht, und in der Parallelstraße treten wir in dasselbe Haus, das vier Stockwerke zählt. Wir staunen über Menschenherbergen, die wie versteinerte Fabelthiere an der schroffen Felswand hinaufzuklettern scheinen.

Bietet so die Stadt in ihrer Gesammtheit durch ihr buntes Gewirr, das mit der seltsamen Beschaffenheit des Bodens zusammenhängt, schon einen ganz ungewöhnlichen Anblick, so wird der Eindruck noch erheblich verschönt und gewinnt an Anmuth durch Einzelheiten, die man sonst in derartigen Felsennestern vergeblich suchen würde. Wir sind überrascht von der großen Anzahl stolzer, stattlicher und schöner Gebäude mit sehr interessanten Façaden, die meistens

im Jesuitenstil gehalten sind. An einigen prächtigen Gebäuden zeigen die Eingänge einen reichen Schmuck von Sandsteinbildnerei.

Unter den öffentlichen Bauten ist besonders das nach seiner früheren Bestimmung „Alhondiga“ (Getreidehalle) benannte bemerkenswerth, das in der Geschichte Mexicos auch eine bedeutende Rolle spielt. Guanajuato ist die Wiege der mexicanischen Unabhängigkeit. In dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Flecken Dolores entbrannte im Jahre 1810 der Aufstand, der der spanischen Mißwirthschaft ein Ende machen sollte. In Dolores ist auch der erste Held dieses Unabhängigkeitskampfes, der patriotische Priester Don Miguel Hidalgo Castilla, schlechtweg Hidalgo genannt, geboren.

An der Spitze der Indianer und Creolen griff Hidalgo die Spanier in Guanajuato an, schlug sie und bemächtigte sich der Stadt. Die tapfersten Männer der spanischen Besatzung hatten sich in das feste große Haus der Alhondiga zurückgezogen und verschanzt. Sie vertheidigten sich mit Todesverachtung. Aber auch dieser letzte Zufluchtsort wurde von Hidalgo genommen, und er ließ die ganze Besatzung über die Klinge springen. Als sich ein Vierteljahr später das Blatt wandte, Hidalgo energisch auf's Haupt geschlagen und schließlich am 21. März 1811 von seinen eigenen Genossen den Spaniern ausgeliefert wurde, zahlten die Sieger dem Priester heim. Nachdem sie ihn in Chihuahua hatten erschießen lassen, wurde sein Haupt vom Rumpfe getrennt und nach Guanajuato gebracht. Dort wurde es auf eine Stange gesteckt und blieb zum Schrecken und zu eindringlicher Mahnung an die Aufständigen lange Zeit auf dem Balcon der Alhondiga ausgestellt. Jetzt ist dem für die Freiheit seines Vaterlandes gefallenen Märtyrer, in dem die Mexicaner mit Recht den größten Helden ihrer neuern Geschichte, den Begründer ihrer Unabhängigkeit verehren, ein bronzenes Denkmal gesetzt.

Aber auch abgesehen von den öffentlichen Gebäuden findet man in Guanajuato sehr viel elegante und schöne Privathäuser, die mit ihren vorspringenden Veranden und Altanen in üppigem Blumenschmuck den freundlichsten Eindruck machen. Mitten in dem Häusergewirr erfreut sich unser Auge einiger reizender Anlagen, kleinerer und größerer Plätze, öffentlicher Gärten von gewinnender Anmuth, die mit Bronzestatuetten, mit bunten Blumen, vollsaftigen herrlichen Bäumen geschmückt sind, und in deren Mitte der Springbrunnen plätschert.

Die überraschendste aller Eigenschaften aber, die Guanajuato besitzt, ist die Sauberkeit. Freilich ist das Pflaster gräulich; darauf muß man ja gefaßt sein, wenn man in eine Bergstadt kommt. Aber die Straßen sind sauber gefegt, und auf den Quadersteinen, die sich an den Häusern entlang ziehen, kann man ganz gut fortkommen.

Der schönste Theil der Stadt ist der höchstgelegene, am großen Wasserreservoir, La Presa genannt. Da haben sich die wohlhabenden Leute von Guanajuato ihre zum Theil entzückenden Villen mit wunderschönen Gärtchen aufgebaut. Da sieht man Landhäuser von einer Sauberkeit und einem Geschmack, um die jeder verwöhnte europäische Großstädter die glücklichen Besitzer beneiden dürfte. Und diese herrlichen Blumen! Einige der Häuschen verschwinden vollkommen unter dem sanften Violet der üppigen Azaleen, deren Blüthen die Wände von oben bis unten bedecken.

An der Presa liegen auch die freundlichsten und größten öffentlichen Gartenanlagen. Man kann kaum einen schöneren Spaziergang, einen lieblicheren Platz zum Ausruhen finden. Ringsum sieht man die malerischen Linien der Berge, vor sich das breite Wasserbecken, in dem das Wasser während der Regenmonate angesammelt wird, um die Stadt während der dürren Monate zu speisen, und zu Füßen das krause Gewirr

und Gewimmel der sonderbaren Gebäude und Häuschen, über die die Glockenthürme der Kirchen weit hervorragen.

Auch hier, wie in so vielen Theilen des Landes, ist der Wassermangel die große Noth. Der im Reservoir angesammelte große Vorrath reicht in dürren Jahren nicht aus, und dann muß das Wasser weither vom Gebirge geholt werden, und es werden Preise dafür bezahlt, die für die ärmere Bevölkerung vollkommen unerschwinglich sind. In dieser Zeit der Wassernoth erreicht die Sterblichkeit unter der armen Bevölkerung oft eine beträchtliche Höhe. Der kümmerliche Fluß, Rio de Guanajuato, hat nur während der Regenmonate Wasser und trocknet im Sommer völlig aus. In das ausgetrocknete Bett ergießen sich aber alle unreinen Wasser der Stadt, und wenn die Luft hier nicht so wundervoll frisch und rein wäre, so würde diese Ansammlung ungesunder Flüssigkeiten mit ihren Miasmen eine stete und große Gefahr für die Gesundheit der Stadt sein. Das ist zum Glück nicht der Fall. Eine Plage bleibt es freilich immer.

Die Wasserträger, die die Bewohner von Guanajuato versorgen, tragen auf ihrem Rücken große urnenartige schmale schlanke Vasen von etwa vier Fuß Höhe, die aus porösem Thon gefertigt sind und fünfunddreißig Liter fassen. Die armen Leute schleppen also ein Gewicht von über siebzig Pfund auf dem Rücken. Wir begegnen ihnen in großer Anzahl, wie sie vornübergebeugt in leichtem trippelnden Trab dem Mittelpunkte der Stadt zueilen, als wir in unserm bequemen, mit vier Mauleseln bespannten Wagen zur Höhe hinanfahren, um eines der großen Bergwerke, sogar der größten eines, die Valenciana, in Augenschein zu nehmen.

Der Weg, der an der Berglehne steil hinaufklimmt, die stellenweise bedenklich schroff abfällt, ist gut gehalten. Die starken Maulthiere, die vorzüglich klettern, haben eine merkwürdige Neigung, nach der Seite hinzudrängen, an der die

Geschichte am wackligsten und kippligsten aussieht. Wenn der Saum des Weges mit den Orgelcactushecken eingefriedigt ist, so ist es ganz amüsant, sich auf dem steilen Pfade ein bischen hin- und herschleudern zu lassen, aber da, wo diese Hecken fehlen, und wo man so recht bequem und ungehindert in die unmittelbar neben uns gähnende Tiefe hinabblicken kann, wird es mitunter doch ein bischen ungemüthlich.

Der interessante Weg ist recht belebt. Wir begegnen anderen Wagen, Reitern und Schaaren von Packeseln, die unter der schweren Last sich mühsam weiterschleppen. Viele sind mit Erz beladen, das von der Grube zum Hüttenwerke geschafft wird. Aber auch alle Bedürfnisse der Einwohnerschaft werden von diesen nützlichen und dauerhaften guten Thieren, die bei uns so unterschätzt werden, bergauf und thalwärts gebracht.

Zu unseren Füßen sehen wir Guanajuato in den reizvollsten Verschiebungen. Bald scheint es sich zwischen die Berge, die nun zusammenrücken, hindurchzuquetschen, bald breitet es sich über dem jetzt erweiterten Kessel völlig aus. So wirkt es imposant und ganz herrlich, von der Sonne vergoldet und mit glitzernden Reflexen, die wie stiebende Funken aufspritzen. Jetzt, da wir den dichtbebauten Bergkegel völlig überblicken, sehen wir es auch: es ist eine große Stadt, wenn auch die Zahl der hunderttausend Einwohner, die eine gefällige Statistik ihr zuertheilt, wiederum — gerade wie bei Zacatecas — viel zu hoch gegriffen sein möchte. Allmählich zieht sich ein sonniger Dunst über das entzückende Bild, und schließlich entschwindet es völlig unseren Blicken.

Wir sind auf der Höhe der berühmten Valenciana-Grube angelangt, die bis vor wenigen Jahren zu den ergiebigsten des Landes gehört und ungezählte Millionen Silber an's Licht gefördert hat. In jüngster Zeit sind die Ergebnisse allerdings wenig zufriedenstellend gewesen, und dem freundlichen Flecken,

der sich um die Mine herum gebildet hat — es ist ein Minenarbeiterdorf mit einer sehr hübschen Kirche und wohlgepflegten Gartenanlagen —, merkt man es an, daß die schönen Tage der Valenciana vorüber sind. Viele der Arbeiteradobes sind öde und verlassen. Die Arbeiter, die hier ihr Brod nicht mehr verdienen konnten, haben eben anderweitig ein Unterkommen zu finden gesucht. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe mag Guanajuato mit den benachbarten Minenortschaften wohl an die hunderttausend Einwohner gezählt haben, wie jetzt noch in Büchern und Prospecten angegeben wird, aber die Herrlichkeit ist dahin.

Die Valenciana-Mine ist sehr großartig eingerichtet. Der Eingang zum Bergwerk, der mit der Aufschrift „Boca mina" zugleich die Jahreszahl der Eröffnung, 1760, trägt, ist ziemlich unansehnlich. Wir treten in den Vorderraum, in dem die Aufseher sitzen, und der nichts anderes Besonderes enthält als hart an der Thür eine etwa einen halben Fuß hohe Erhöhung, auf der ein Mensch bequem stehen kann. Jeder Arbeiter, der die Grube verläßt, muß sich da hinaufstellen und wird, bevor er in's Freie tritt, am ganzen Leibe sorgfältig untersucht, ob er nicht etwa besonders schöne Stücke des kostbaren Erzes an oder in sich verborgen hat. Trotz aller Ueberwachung kommen doch Veruntreuungen vor. Man erzählte mir, daß man einen der Minenarbeiter abgefaßt habe, der an seiner Fußbekleidung eine besondere Vorrichtung zur Bergung des Silbererzes angebracht hatte. Er hatte die Hacken seiner Schuhe ausgehöhlt, füllte die Höhlung mit Erz und hämmerte dann die Sohle wieder fest. Ein Anderer verkleinerte die silberhaltigen Theile der Erze so viel wie möglich und rieb die Theilchen in seine sehr starken wulstigen Haare ein. Man beurtheilt diese Uebertretungen nachsichtiger, wenn man mit eigenen Augen sieht, welche Arbeit diese Männer verrichten, und hört, wie sie mit dieser furchtbar

schweren Arbeit kaum mehr verdienen können als etwa zwei Mark täglich.

Wir verlassen das Zwielicht des Vorraums und folgen unserm Führer in die Nacht der Grube. Fackeln, die aus mit Fett getränkten und mit Bindfaden fest verschnürten Lappen gemacht werden, verbreiten ein schwächliches, dunkelröthliches Licht. Auf Stufen, die in den Felsen gehauen sind, geht es ziemlich steil bergab. Wir müssen gehörig aufpassen, um auf diesen abgetretenen, oft sehr schadhaften und klebrig feuchten Stufen nicht auszugleiten. Die Hitze in der Grube ist fast unerträglich, eine feuchte Hitze, wie in einem Dampfbad. Unser Begleiter, der behauptet, daß hier eine Temperatur von 32 bis 34 Grad Réaumur herrsche, macht sich wohl kaum einer Uebertreibung schuldig. Wir sind nach wenigen Minuten wie in Schweiß gebadet. Er vertröstet uns damit, daß es nach einer halben Stunde viel kühler werde. Es reizt uns aber nicht, uns davon zu überzeugen.

Als wir in dieser Backhaustemperatur, in der tiefen Dunkelheit, die von den qualmenden Fettfackeln sehr mangelhaft aufgehellt wird, auf diesen schlüpfrigen Stufen bis zur ersten Haltestelle angelangt sind, wo sich der schmale Raum etwas erweitert und in einer Nische das Bild der heiligen Jungfrau angebracht ist, erklären wir unsere Wißbegierde für befriedigt und treten den Rückweg an. Keuchend und mit zitternden Knieen, von dem Steigen der steilen Treppen ermattet und ganz durchnäßt, kommen wir oben wieder an. Unser Auge wird vom Sonnenlichte geblendet, und der heiße Mittag dünkt uns von himmlischer Kühle.

Und das ist der Weg, den die Arbeiter mit jedem jungen Morgen nehmen müssen, um bis zur Stätte ihrer Arbeit vorzudringen! Wir hatten nur den ersten Anfang gesehen, noch nicht ein Fünftel des Wegs, den die Arbeiter zurücklegen müssen, um an Ort und Stelle zu gelangen. Sie brauchen

jetzt fünf Viertelstunden, um von der boca bis zu ihren Plätzen hinabzusteigen, und sie brauchen dieselbe Zeit und noch mehr, um von da nach verrichteter Arbeit, die doch eine gehörige körperliche Anstrengung erheischt, am Abend hinaufzukommen. In früheren Jahren mußten sie noch tiefer klettern, 2100 Fuß tief, und bis sie den ersten Schlag thun konnten, vergingen über zwei Stunden von dem Augenblicke an, da sie sich auf den Weg gemacht hatten. Zwei Stunden langes Treppensteigen in nächtigem Dunkel und unerträgliche Hitze, dann harte acht- bis zehnstündige Arbeit und dann wiederum zwei Stunden langes beschwerliches Treppensteigen! Es ist nicht zum Lachen! Ein Beobachter hat auch einmal die Bemerkung gemacht, daß zwischen den beiden Menschenklassen, die die härtesten Handarbeiten verrichten, den Matrosen und den Bergleuten, ein gewaltiger Unterschied bestehe: der Matrose in gesundester Luft unter freiem Himmel ist beinahe immer guter Laune, einen Bergmann hat man noch nie lachen sehen. Und man begreift es, wenn man sich einmal die Mühe gegeben hat, das Feld ihrer Thätigkeit auch nur oberflächlich zu überblicken.

Die Ausbeutung der Valenciana-Grube ist vor einigen Jahren auf den gefährlichsten Feind des Bergbaus, auf Wasser gestoßen. Eine Legende, deren Ursprung nicht zu ermitteln ist, wußte von unglaublichen Reichthümern und mächtigen Adern zu erzählen, die unterhalb des Wassers noch in jungfräulicher Unberührtheit dalägen. Die Grubenbesitzer sind sammt und sonders abergläubisch wie die Spieler, und alle glaubten an die Richtigkeit der alten Ueberlieferung. Es wurden daher mit kolossalen Kosten große Pumpwerke angelegt, um das Wasser aus dem Berge herauszuleiten. Aber von den verkündeten Schätzen ist nichts gefunden worden, und das kostspielige Experiment hat aufgegeben werden müssen. Das Wasser ist wieder zugeflossen, und nachdem man schon

zu einer Tiefe von über zweitausend Fuß vorgedrungen war, kann jetzt nur bis zu einer Tiefe von fünfzehnhundert Fuß die Mine bearbeitet werden. Der untere Theil steht wiederum unter Wasser. In diesem Falle scheint also die grausam ironische Definition, die man vom Bergwerk gegeben hat, ungefähr zuzutreffen: „Ein Silberbergwerk hat zwei Löcher, das eine, in das man das Geld hineinwirft, das andere, aus dem man das Wasser herauspumpt."

Nachdem wir nun gesehen haben, welchen Weg die Arbeiter nehmen, um in die Grube hinabzusteigen, klettern wir zu dem Hauptsitze der Valenciana-Mine auf und gelangen zunächst zu dem großartig ausgebauten Einfahrtsschacht, aus dem beständig das in der Tiefe gewonnene Erz in Wagen mittelst einer aus Stahldrähten bestehenden Winde, die durch Dampfkraft getrieben wird, zu Tage gefördert wird. Während auf der einen Seite die mit Erz gefüllten Wagen heraufgewunden werden, werden auf der andern die entleerten in die Grube hinabgelassen.

Dieser Einfahrtsschacht der Valenciana soll der schönste der Welt sein. Die Oeffnung bildet ein mächtiges Achteck, das auf das Sorgsamste mit Cement ausgemauert ist, und hat einen Durchmesser von $12\frac{3}{4}$ Meter, etwa 40 Fuß. Wenn man sich über die Umfriedigungsmauer herüberbeugt und in das kolossale Loch hinabblickt, so sieht man also in gerader Richtung 1500 Fuß tief. Man sieht allerdings nicht viel. Der leere Wagen, der jetzt gerade hinuntergeht, bleibt nur kurze Zeit unserm Auge erkennbar; bald entschwindet er im Dunkel. Ganz unten in der Tiefe glänzt eine schmale helle Fläche: das böse Wasser, das 1500 Fuß tief unter uns steht, und das Himmelslicht wiederspiegelt.

Nur die oberen Bergarbeiter und die Aufseher werden mit dieser Winde durch den Einfahrtsschacht in die Tiefe gelassen und aus dieser wieder heraufbefördert. Die übrigen

Arbeiter — die Valenciana beschäftigt deren jetzt noch über und unter der Erde gegen achthundert, früher waren es viel mehr — müssen den schauerlichen heißen Weg von der boca mina aus auf den Treppen nehmen.

Die mit Erz gefüllten Wagen werden nun abgefahren, der Inhalt wird auf dem großen Hof ausgeschüttet, und dort werden die Erzstücke, die zum Theil einen ziemlich beträchtlichen Umfang haben, von den Arbeitern, unter denen sich auch viele Weiber und kaum dem Knabenalter entwachsene Burschen befinden, zerkleinert. Gleichzeitig werden die so zerschlagenen Stücke sortirt.

Diese Steinklopfer haben einen sehr guten Blick und taxiren den Werth der zerschlagenen Stücke sehr richtig. Die reichhaltigsten werden in einen Korb geworfen, die weniger guten, aber immer noch silberhaltigen Stücke, auf einen besondern Haufen und die werthlosen bei Seite. Alsdann ist das Erz, wie es aus dem Schacht hervorgeholt ist, in dem Zustande, in dem es auf den Markt gelangt. Die Silbergruben, wie die der Valenciana, sind vollständig selbstständige Geschäfte und stehen mit den Hütten- oder Reductionswerken, den „Haciendas de beneficio", wie sie hier genannt werden, die das Silber aus dem Erz gewinnen, in keinerlei Verbindung.

* * *

In geringer Entfernung von der Valenciana-Mine, thalwärts auf dem Wege nach der Stadt zu, liegt eines der besteingerichteten Werke, San Xavier, und diesem Werke galt unser nächster Besuch. Ich bin vollkommener Laie im Bergbau, und es würde mir übel anstehen, mit den Prätensionen eines Fachkundigen irgend eine Kritik zu üben. Aber es muß das höchste Erstaunen eines jeden Besuchers dieser Werke hervorrufen, wenn man sieht, in welcher unglaublich primi-

tiven Weise und mit welcher anscheinenden Verschwendung von menschlicher und thierischer Kraft hier in Mexico das Silber gewonnen wird. Es macht auf den, der diese Werke besichtigt, den Eindruck, als ob er in die Zeit der Pharaonen zurückversetzt wäre; und immer wieder richtet er an den Sachverständigen die Frage, ob es denn nicht möglich sei, die zahllosen Menschen und Thiere, die hier arbeiten müssen, und die hier eben ohne irgendwelche Verwerthung der menschlichen Intelligenz oder der thierischen Geschicklichkeit rein mechanisch arbeiten, durch zweckmäßigere Vorrichtungen, durch Maschinen mit Dampfkraft, zu ersetzen?

Und die Sachverständigen zucken die Achseln und sagen: ja, das möchte wohl seine Richtigkeit haben, aber die Einrichtungen seien nun einmal seit Menschengedenken so, wie sie jetzt seien; bis vor kurzer Zeit hätten der Aufstellung von Maschinen unüberwindliche Transportschwierigkeiten im Wege gestanden; all' die großartigen und kostspieligen Anlagen seien auf das bisher übliche Verfahren angelegt; Neuerungen würden erschreckliche Unkosten verursachen, und Niemand möchte das Risico laufen, so große Kapitalien in ein Geschäft zu stecken, das unter irgend einem Unstern in ganz kurzer Zeit aufhören könne rentabel zu sein; außerdem seien die Indianer den Maschinen an und für sich sehr wenig freundlich gesinnt, sie verständen auch nicht damit umzugehen; es würden oft Reparaturen nothwendig werden, und hier zu Lande könnten Reparaturen nicht vorgenommen werden; Menschen und Maulthiere seien aber nicht reparaturbedürftig; und so sei es denn beim alten Verfahren — um nicht zu sagen: beim alten Schlendrian — geblieben und werde es wahrscheinlich noch auf unabsehbare Zeit bleiben.

Die hiesige Art der Silbergewinnung ist das sogenannte Patio-Verfahren, die Gewinnung des Silbers auf nassem Wege, also nicht Silberausschmelzerei. Von der Grube

werden die Erze durch Maulthiere zum Hüttenwerk gebracht. Das Abladen überwacht ein berittener Aufseher, der mit seinem Revolver im Halfter nicht sehr vertrauenerweckend aussieht.

Die Silbererze, die die Arbeiter auf der Grube in kleinere Stücke zerhauen haben, kommen nun zuerst in die sogenannten chilenischen Mühlen. Das mächtige Rad in der Mitte, bei einigen dieser Mühlen aus massivem Eisen, von einem Gewicht von angeblich zwanzigtausend Pfund, wird von drei Mauthieren, deren Augen verbunden sind, in Bewegung gesetzt. Die Erze werden so angeschaufelt, daß das schwere Mühlrad sie zerbröckelt. Dem Mühlrade folgt ein Arbeiter mit der Schippe, der die nun zerquetschten Erzstückchen durch ein Drahtsieb, das den von dem Mühlstein beschriebenen Kreis abschließt, wirft. Das genügend Zerkleinerte fällt also durch das Sieb und wird abgefahren. Die noch zu großen Stücke bleiben in der Mitte liegen und werden vom Mühlrade beim zweiten Umlauf noch einmal zermalmt.

Die Erzstücke haben nun etwa die Größe einer Erbse und müssen alsdann einen zweiten Zerkleinerungsprozeß in den sogenannten „arastres“ durchmachen. Diese Arastres sind also feiner mahlende Mühlen. In der Mitte befindet sich ein Trichter, in den die von dem schweren Mühlstein zerkleinerten erbsengroßen Erze geschüttet werden. Sie fallen von da in einen Trog, über den unablässig große schwere Steine, die mit Ketten an Querbalken befestigt sind, von Maulthieren geschleift werden. In den Trog fließt beständig Wasser, und aus dem so fein gemahlenen Erze entsteht auf diese Weise ein brauner manschiger Brei. In dem großen Raume, die „galere“ geheißen, in dem nicht weniger als vierundfünfzig solcher Arastres durch die Maulthiere mit verbundenen Augen in Bewegung gesetzt werden, laufen Peitscher hin und wieder, die die müden oder trägen Thiere beständig anfeuern.

Dieser Schlamm wird nun auf den großen Hofraum, den „patio“, gebracht, in dem mächtige Bassins zu dessen Aufnahme bereitstehen. Er erhält dort einen Zusatz von drei bis fünf Procent Kochsalz. Nun werden Maulthiere in den Schlamm hineingetrieben und müssen den Matsch gehörig durchtreten, damit die Mischung eine gute wird. Einige Tage darauf wird „magistral“, das heißt Kupfervitriol, zugesetzt, und auch dieses wird durch die Thiere in die Masse eingetreten. Endlich wird, um das in dem Schlamm befindliche Silber zu amalgamiren, nach und nach Quecksilber hinzugefügt, und immer wieder werden die Maulthiere, je zwanzig für jedes Becken, hineingepeitscht. Das geschieht abwechselnd einen Tag um den andern. An einem Tage müssen die Maulthiere in dem Schlamm herumwaten, um die Mischung hervorzubringen, am andern Tage läßt man die Sonne an dem Mischungswerke arbeiten.

In dieser Weise wird der Schlamm dreißig bis fünfzig Tage, unter Umständen auch länger, bis auf drei Monate, behandelt und alsdann in Cisternen geleitet, wo sich das Amalgam infolge seiner größern Schwere auf den Boden setzt. Der obere Theil des Schlammes, der gar kein oder wenig Silber enthält, wird abgeführt.

Das auf diese mühselige und primitive Weise gewonnene Amalgam wird nun in lederne Schläuche gepreßt und vom überschüssigen Quecksilber befreit. Der Rückstand, das heißt das silberhaltige Amalgam, wird unter der „capilla“ erhitzt und so das Silber von dem Quecksilber geschieden. Die so gewonnene aschgraue stumpfe Masse ist das Silber, das nun in Barren gegossen auf den Markt kommt.

Dieses umständliche Verfahren hat bis auf den heutigen Tag durch kein modernes und jedenfalls vereinfachteres verdrängt werden können. Es hat sich in Mexico bis zur Stunde behauptet und, wie man sagt, bewährt. Der Verlust an

Silber soll bei diesem Verfahren, wenn es rationell durchgeführt wird, circa acht Procent betragen.

Der naive Verstand kann nicht begreifen, daß es nicht möglich sein sollte, um nur ein Beispiel anzuführen, die roh mechanische Arbeit der beiden Mühlen durch Dampfmaschinen verrichten zu lassen. Aber auf der andern Seite muß man sich auch sagen, daß ein Verfahren, welches sich trotz der Eröffnung der neuen Communicationswege und des Eindringens der neuesten Erfindungen behauptet, doch auch seine ernsthafte Berechtigung haben muß.

Uebrigens soll auch der Aberglaube für die Beibehaltung des Althergebrachten sein gewichtiges Wort mitsprechen.

Die Besitzer der Bergwerke und Hütten, die immer dem Ungewissen gegenüberstehen, die immer in der Hoffnung leben, daß ihnen das Schicksal eine „bonanza", eine ergiebige Ader mit ungehobenen Schätzen, zuführen wird, sind allesammt mehr oder minder Spielernaturen und deshalb auch abergläubisch. Der allgemein angewandte Spielerausdruck: „veine" für andauerndes Glück im Spiel ist ja unbedingt der Bergmannssprache entnommen und deckt sich vollkommen mit dem Worte „bonanza", das die Bergleute wiederum den Matrosen entlehnt haben: „bonanza" bedeutet eigentlich so viel wie glückliche Seefahrt bei günstigem Winde.

Ein allgemein verbreiteter Aberglaube ist nun, daß, wenn man mit großen Kosten gewaltsame Neuerungen einführt, die schneller und billiger als bisher die Schätze aus dem Schooße der Erde heben sollen — daß alsdann die rebellische Natur, die sich ihre Schätze nicht leicht abgewinnen lassen will, die menschliche Berechnung und Kunstfertigkeit zu Schanden macht, und daß der bis dahin fruchtbare Schooß der Berge alsbald verdorrt. Wie immer es auch sei, thatsächlich ist Alles beim Alten geblieben.

Auch die Grubenbesitzer theilen in den meisten Fällen

das Schicksal der Spieler, und auf viele trifft das Wort zu: „Wie gewonnen, so zerronnen.“

Erst vor kurzer Zeit hatte man in Guanajuato einen Mann begraben, der vor Jahren um einen geringen Preis ein allgemein als werthlos erachtetes Bergwerk erstanden hatte, in dem unerwartet eine reiche Silberader angeschlagen wurde. Fünfzehn Jahre lang holte der glückliche Besitzer aus dem Berge die kostbaren Erze heraus, in guten Jahren für zwei- bis dreimalhunderttausend Dollars. Im Ganzen betrug die Ausbeute gegen zwei Millionen Dollars. Vor einigen Jahren wurde die Mine schlecht, die Ader war erschöpft. Der Besitzer, der Guanajuato nicht verlassen, hatte nie großen Aufwand gemacht, er lebte anscheinend verhältnißmäßig ganz bescheiden. Er hatte nur einen Wagen, ein paar Maulthiere, und kein Mensch konnte es begreifen, als es auf einmal hieß, das ganze Vermögen, das er aus dem Schacht hervorgeholt, sei draufgegangen. Eine Thatsache ist, daß er in größter Misere gestorben ist.

Glücklicher hat sich, wenigstens bis jetzt, das Lebensschicksal eines andern Bewohners von Guanajuato gestaltet. Der Mann hatte sein ererbtes, nicht gerade großes, aber ganz anständiges Vermögen bis auf den letzten Heller in mißglückten Ausbeutungsversuchen verthan. Mit einer Halsstarrigkeit, die allgemein verlacht und von seinen Freunden vorwurfsvoll getadelt wurde, war er darauf versessen, in einer Mine, die als vollständig hoffnungslos galt, und mit der sich schon so und so Viele ruinirt hatten, die erträumte „bonanza“ zu finden. Seine Familie lief in Lumpen und barfuß herum. Er selbst arbeitete wie der geringsten seiner Leute einer.

Da er sich trotz seiner als wahnsinnig verhöhnten Schrullen doch einer großen Beliebtheit erfreute, war es ihm immer wieder geglückt, von wohlhabenderen Freunden sich von

Woche zu Woche den Arbeitslohn für seine Leute — es waren im Ganzen etwa fünfzehn bis zwanzig — zu leihen. Jedermann, der sich für den Mann interessirte, gab ihm den dringenden Rath, sein Heil wenigstens nach der Richtung hin zu versuchen, die nach ihrer geologischen Beschaffenheit die einzige Wahrscheinlichkeit für Auffindung des kostbaren Silbers darbot. Er aber hatte mehr einem alten in der Mine ergrauten Arbeiter getraut, der ohne irgend welche sachliche Berechtigung ihm gerade die entgegengesetzte Richtung gewiesen hatte.

Vier, fünf Monate lang wurde aus dem Schacht nichts als werthloses Gestein an's Tageslicht gefördert. Die Hülfsmittel des vertrauensvollen Mannes waren vollkommen erschöpft. Auch die bereitwilligsten Freunde hatten sich nach und nach zurückgezogen und erklärten es für einen Wahnwitz, in das steinerne Loch ihr gutes Geld zu schütten.

Dem unglücklichen Besitzer selbst war allmählich alle Hoffnung geschwunden. Er erklärte seinen Leuten, daß er mit Ablauf der nächsten Woche ihnen den Lohn nicht mehr auszahlen könne und das Unternehmen aufgeben müsse . . .

In dieser letzten Woche, wenige Tage vor dem besiegelten Ruin, wurde die Silberader angeschlagen, die so reiche Erze enthielt und eine solche Mächtigkeit aufwies, daß eine englische Gesellschaft demselben Manne, der am Rande des Abgrunds gestanden hatte, nach Ablauf eines einzigen Jahres bereits 25 000 Pfund für die Mine bot. Er hat sie nicht verkauft. Die Mine bringt ihm seitdem einen jährlichen Ertrag von einer Viertelmillion Dollars, und der Besitzer ist jetzt einer der reichsten Männer in Mexico. Er hat Guanajuato verlassen und sich in der Hauptstadt ein wundervolles Palais erbaut.

Im National-Theater von Mexico fiel mir am Abend der ersten Vorstellung des „Tannhäuser" in der Loge eine statt-

liche Dame durch ihren überreichen Brillantenschmuck auf. Als ich mich nach deren Namen erkundigte, nannte man mir die Frau des Mannes aus Guanajuato, die vor einigen Jahren noch in Fetzen mit ihren Kindern herumgelaufen war und gehungert hatte.

---

4. Celaya.

Eine Hacienda. — Der Stolz der Mexicaner. — Aufschwung des Ackerbaus. — Neuerungen. — Indianische Bauern. — Ueppiger Boden. — Nationelle Behandlung der Indianer. — Ein energischer Polizeichef. — Säuberung des Landes. — Das Fluchtgesetz. — Die Stadt. — Der Hauptplatz. — Tresguerras.

Nach einer langen Eisenbahnfahrt, nach Durchwanderung von so und so vielen Städten, die des Fremdartigen und Interessanten in Ueberfülle bieten, die unser ganzes Nervensystem in unausgesetzter Schwingung erhalten, kann ich mir nichts Erfrischenderes und Angenehmeres denken, als die Ausspannung in einer mexicanischen Hacienda.

Das, was der Mexicaner unter dem Wort „Hacienda" versteht — und jedesmal, wenn er es ausspricht, umspielt ein sonderliches Lächeln der Genugthuung und des Stolzes seine Lippen —, entspricht etwa unserm Rittergut. Der Ackerbau, die rationelle und hier noch lange nicht genug entwickelte Ausbeutung des reichen Bodens spielt in diesem Lande, das in der Welt- und Kulturgeschichte ein einziges Geschick hat, in diesem Lande einer prähistorischen Kultur, die durch jahrhundertlange Mißwirthschaft der Fremden mit Füßen getreten und vernichtet worden, und das seit der Vertreibung der Fremden bis in unsere Gegenwart hinein, bis vor noch nicht zwei Jahrzehnten, durch Menschenalter nie zur Ruhe gekommen, der blutige Schauplatz unausgesetzter Aufstände, Verschwörungen und Bürgerkriege gewesen ist, eine ganz besondere Rolle.

Mit einer erstaunlichen Plötzlichkeit hat Mexcio nach sechzigjährigen Zerfleischungen im Innern in den letzten fünfzehn Jahren durch die Stabilität und Energie der jetzigen Regierung neue Bahnen eingeschlagen, die das Land zu dem zurückführen, was es in unvordenklichen Zeiten gewesen ist: zur Kultur. Jedem Beobachter muß sich in der That die Wahrnehmung aufdrängen, daß seit 1876, seit der Beseitigung des Präsidenten Lerdo und der Regierung des Präsidenten Porfirio Diaz, dem auch seine erbitterten Feinde nachsagen müssen, daß er der wahre Mann seines Landes und der wahre Mann der Situation ist, neue Zeiten für Mexico gekommen sind.

Zwar wäre es eine Vermessenheit und eine Thorheit zugleich, behaupten zu wollen, daß die Wunden, die die dreihundertjährige Wirthschaft der Spanier, und der sechzigjährige Bürgerkrieg dem schwer heimgesuchten Lande geschlagen haben, in der verhältnißmäßig überkurzen Zeit von fünfzehn Jahren geheilt seien. Aber allerdings läßt sich überall constatiren, daß der Heilungsproceß auf gutem Wege ist, daß die ernsthaftesten Anstrengungen gemacht werden, durch Bildung des Volkes die tief eingerissene Verwahrlosung und Verlüderung auszumerzen, daß unendlich viel geschieht, um die nationale Arbeit und damit den nationalen Wohlstand zu heben, und daß das wirthschaftliche Leben auf allen Gebieten nachweisbar in erstaunlichem Aufschwung begriffen ist.

Unter allen Factoren des öffentlichen Gedeihens ist es aber in erster Linie die Landwirthschaft, die der Segnungen des Friedens und des Vertrauens zur Stärke und Friedfertigkeit der Regierung bedarf. Der Ackerbau ist das Wahrzeichen der Gesundheit des Landes, und nichts spricht beredter für das Vertrauen der Bevölkerung zur Leitung des Reichs, als das bebaute Land und die vollen Scheuern.

An diesem Vertrauen hat es aber bis vor der neuesten

Zeit, von der wir sprechen, naturgemäß fehlen müssen, oder besser gesagt, das Vertrauen ist durch eine furchtbare Wirrniß im Lande gewaltsam zerstört worden. Wie konnte der Grundbesitzer daran denken, seine Kapitalien und seine Arbeitskraft der Bebauung des Bodens zuzuwenden, wenn er beständig gewärtig sein mußte, daß ihm das Erträgniß seines Besitzes und seiner Mühe durch rohe Gewalt einfach entrissen werden würde? Er mußte in der That jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß eine der Banden zügelloser und wilder Soldateska, die als uniformirte Räuber und Banditen das Land plündernd durchzogen, auch bei ihm vorsprechen und unter dem beschönigenden Worte der „Requisition" im Namen irgend einer eingebildeten Regierung das Vieh von den Weiden wegtreiben und die Speicher leeren würde. Wie konnte man dem Gutsbesitzer ansinnen, zu säen, da die Ernte mehr als zweifelhaft war?

Seitdem es der jetzigen, bis zur äußersten und blutigsten Energie entschlossenen Regierung gelungen ist, mit diesem Räubergesindel gründlich aufzuräumen, seitdem es ein wirkliches mexicanisches Heer giebt, das nicht zur Plünderung und Brandschatzung, sondern zum Schutze des Eigenthums mit Waffen versehen ist, seitdem die blutigen Kämpfe im Innern aufgehört und die Bedingungen einer dauerhaften und festen Regierung durch die Stabilität des Präsidenten Porfirio Diaz an Consistenz gewonnen haben, hat auch die Landwirthschaft das Vertrauen wiedergefunden. Verwüstete Felder sind wieder angebaut, und die aus so begreiflichen Gründen kopfscheu gewordenen Kapitalisten haben nun die Vortheile der Anlage ihrer Kapitalien in dem so ergiebigen Boden schnell erkannt. Ueberall im ganzen Lande sind die arg vernachlässigten Haciendas wieder zu frischem Gedeihen aufgeblüht; und deshalb ist es verständlich, daß der Mexicaner jetzt von seiner Hacienda mit freudigem Stolz spricht. Die Hacienda ver-

sinnbildlicht für ihn eben den Aufschwung und die Gesundung des ganzen Landes.

Es sollte mir nun gegönnt sein, eine dieser Haciendas, zwar nicht eine der größten, aber eine der bestgehaltenen und im ganzen Lande weit berühmten, die des Herrn Genaro Raigosa, des Finanzvertreters der mexicanischen Regierung in London, in Augenschein zu nehmen. Diese Hacienda befindet sich in unmittelbarer Nähe der schönen und gewerbsthätigen Stadt Celaya, die etwa dreihundert Kilometer nördlich von Mexico gelegen und von der Hauptstadt in zehn Stunden mit der Bahn zu erreichen ist. Der Besitzer ist hier eine Musteranstalt zu schaffen bestrebt gewesen, mit Einführung aller modernen Erfindungen, mit Versuchen aller Art von Züchtungen, Kreuzungen und neuen Anpflanzungen.

Die Bebauung des Landes wird mit den landwirthschaftlichen Maschinen neuester Construction betrieben. Das ist hier besonders bemerkenswerth, denn bisher herrschte auf dem mexicanischen Lande gegen die Einführung moderner Maschinen eine sehr starke Opposition, die natürlich auch nur theilweise hat überwunden werden können. Die indianischen Bauern wollen ihre harmlos altehrwürdigen Pflüge und Eggen, mit denen ihre Vorfahren seit unvordenklichen Tagen die Erde bearbeitet haben, nicht bei Seite werfen. Und auch die Verwalter stehen im Allgemeinen auf demselben, dem neuen Geiste feindlichen Standpunkte. Durch die Maschinen wird die Zahl der Landarbeiter natürlich erheblich vermindert. Je größer aber die Zahl der Bauern ist, desto leichter für den Verwalter, bei der Löhnung zu betrügen. Daher haben viele Haciendabesitzer, welche landwirthschaftliche Maschinen eingeführt hatten, dieselben wieder außer Betrieb gesetzt, weil sie durch den beständigen Widerstand und durch die unausgesetzten kostspieligen Reparaturen der Maschinen, die oft heimtückisch und muthwillig beschädigt wurden, mürbe geworden waren.

Der Besitzer der Musterfarm bei Celaya hat nun den Beweis sieghaft erbracht, daß es sehr wohl möglich ist, die vortheilhaften Neuerungen einzuführen. Es handelt sich eben hier, wie in allen derartigen Fällen, um das Eine, das die mexicanischen Großgrundbesitzer nur zu oft außer Acht gelassen haben, um das persönliche Eingreifen und die persönliche Mitthätigkeit des Gutsbesitzers. Die Herren, die ihren Verwaltern freies Spiel lassen, und die damit zufrieden sind, die möglichst hohen Erträgnisse ihres Besitzthums in Mexico oder im Auslande, namentlich in Paris, zu verjubeln, dürfen sich nicht darüber wundern, wenn ihre Interessen nicht genügend wahrgenommen oder gar von gewissenlosen Verwaltern geschädigt werden.

Auf unserer Hacienda ist ein sehr tüchtiger englischer Verwalter eingesetzt, der sein Fach gründlich versteht, mit den Leuten umzugehen weiß, und der seinem Herrn ergeben ist. Herr Raigosa selbst verbringt jährlich zu verschiedenen Malen längere Zeit auf seinem Gute, er selbst ist ein guter Landwirth, er bekümmert sich um Alles, und des Herrn Auge macht die Kühe fett, sagt das Sprichwort. Hier also arbeiten die neuesten Maschinen und mit bestem Erfolge.

Hier findet man auch Mustereremplare im Viehstande, Pferde aus Kentucky, Rinder aus Holstein, Schweine und Schafe aus England, Geflügel aus Spanien, Rußland und Deutschland. Hier werden die edelsten Obstarten gezogen, und auf den Gemüsefeldern treiben die erst seit jüngster Zeit hier eingeführten Spargel. Der Ziergarten, der die geräumigen Herrschaftsgebäude umgiebt, ist mit herrlichen Citronen- und Orangenbäumen, mit mächtigen Bananenstauden, mit immergrünen Eichen und einer wundervollen Art der blätterreichen Akazie bepflanzt. Auf den Beeten blühen Blumen von unvergleichlicher Farbenpracht und berauschendem Duft, und die wundersame Ruhe ringsumher wird nur durch das Zwitschern

der Vögel, das Krähen der Hähne und das Gackern der Hennen unterbrochen.

Das große sauber gehaltene Herrenhaus — wir würden es Schloß nennen — hat nur ein Stock mit einem thurmartigen Aufbau, der lediglich als Aussichtspunkt dient. Von da aus schweift der Blick über den lustig blühenden Garten hinweg auf die weiten Felder, in denen jetzt der Weizen in saftigstem Grün steht und leise vom Winde hin und her geschaukelt wird. Das liebliche Bild fröhlichen Gedeihens unter sorgsamer Pflege wird durch eine Reihe schön umrissener Berge abgeschlossen, die in tiefblauem Dufte die malerische Umrahmung bilden. Und über all dem wölbt sich in unermeßlicher Höhe der blaue Himmel, auf dem einige wenige zerfaserte weiße Wölkchen vom Sonnenlichte vergoldet langsam daher ziehen.

Rings umlagert ist das Gehöft von den Hütten der Indianer, die die Hacienda bebauen. Gegen dreihundert Familien finden hier ihr Brod. Das Ganze macht durchaus den Eindruck des Patriarchalischen, und man fühlt sich immer versucht, von den indianischen Bauern als von den Hörigen der Hacienda zu sprechen.

Alles, was die Bauern, die „peones", an Lebens- und Genußmitteln verbrauchen, beziehen sie aus dem vom Gutsbesitzer selbst gehaltenen Laden, der „tienda", und eine Hauptfürsorge des guten Herrn muß eben die sein, daß die tienda wohlversorgt und redlich verwaltet wird, daß die Indianer zu möglichst billigem Preise gute Waare beziehen. Der englische Verwalter erzählte mir, daß er täglich die Vorräthe der tienda inspicire und die geschäftlichen Manipulationen dieses mexicanischen Consumvereins strengstens überwache, und daß alle Bauern angewiesen seien, über jeden Mißstand Beschwerde bei ihm zu führen. Die Leute, die ich da sah, schienen denn auch mit ihrem Loose ganz zufrieden zu sein, obwohl der

Arbeitslohn ein äußerst geringer ist und über fünfundsiebzig Pfennige bis eine Mark täglich selten hinausgeht. Für die Bauernkinder ist eine eigene, sehr hübsch eingerichtete Schule gebaut, und bei der Frömmigkeit der Indianer versteht es sich von selbst, daß auch die Kirche nicht fehlen darf.

Der Boden ist hier prächtig und so ergiebig, daß er alljährlich zwei Ernten, eine Weizen- und eine Maisernte, oder, wenn der kostbare rothe Pfeffer, Chile, gesäet wird, der sehr üppiges Land braucht und dem Boden viel Kraft entzieht, in zwei Jahren drei Ernten liefert. Der rothe Pfeffer wird Anfang März gesäet und reift im Juni. Mitte October wird dann der Weizen gesäet, der im April des folgenden Jahres geerntet wird. Im Juni wird dann der Mais angepflanzt, der im December eingebracht wird. Mit der Bebauung des Pfeffers wird so verfahren, daß er immer nur nach sieben Jahren auf demselben Boden gesäet und geerntet wird. Die Hacienda liefert trotz der unverhältnißmäßig großen Kosten, die der Besitzer auf deren Bebauung verwendet, das unseren Landwirthen märchenhaft klingende Ergebniß von zwölf bis achtzehn Procent jährlich. Es ist mit einem Worte ein Landgut in schönster Verfassung und Ordnung und meisterlich bewirthschaftet.

Die Einzelheiten mögen den Landmann besonders reizen, wir Großstädter verstehen leider nicht genug davon. Was uns reizt, was uns den Aufenthalt unvergeßlich macht, ist der wundersame Friede, der hier herrscht, die himmlische Ruhe, die durch kein städtisches Geräusch gestört wird, das ist die Frische und Reinheit der Luft.

Wir sitzen da auf den steinernen Stufen, die zum Garten herabführen, und die die Sonne durchwärmt hat. Jetzt liegen sie im Schatten. Und wir blicken auf die bunte Pracht zu unseren Füßen, auf die gelben Citronen, die an den Bäumen hängen, auf die dunkelblauen Berge in der Ferne und den

unendlichen Azur über uns. Und unsere Gedanken zerflattern mit den Federwölkchen da droben. Es ist ein Zustand der vollen Befriedigung und Wunschlosigkeit, der uns den Zauber der Nirwana verstehen lehrt. Wir sind allem Treiben, das uns sonst beschäftigt, entrückt, und das bischen Bewußtsein, das uns in diesem wachen Halbtraum geblieben ist, genügt gerade, um uns das Wundersame dieser Vereinsamung fühlen zu lassen.

Und so verträumen wir ahnungslos eine lange, lange Zeit. Niemals ist uns das Wort des Dichters, daß dem Glücklichen keine Stunde schlägt, verständlicher geworden. Und als wir Schritte hinter uns hören und uns gemeldet wird, daß der Wagen, der uns nach Celaya zurückbringen soll, bereit stehe, fahren wir erschrocken auf.

* * *

Ist nun in Wahrheit die Hacienda so schön, wie sie dem flüchtig Vorübereilenden, der hier einen knappen Rasttag gemacht hat, erscheint? Hat die Idylle, diese Vereinsamung inmitten einer dunkelfarbigen und nicht sehr geheuer und verläßlich wirkenden Gesellschaft, nicht auch ihre bedenklichen Schattenseiten? Kommt es unter diesem leidenschaftlichen Volke, das in der Zügellosigkeit, die bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit das einzige Gesetz des Landes war, aufgewachsen ist, nicht zu Gewaltthätigkeiten, nicht zu Angriffen auf Person und Eigenthum?

Der Verwalter, an den wir diese Fragen stellen, lächelt mit Ruhe und Ueberlegenheit.

Die Leute sind nicht so schlimm, wie sie aussehen, sie sind sogar gut, man muß sie nur gut behandeln. Die notorischen Trunkenbolde und Spieler, deren es allerdings genügend giebt, werden hier nicht geduldet. Die Leute sind gehorsam. Sie

haben allerdings mehr von der Anhänglichkeit der Katze, als von der Anhänglichkeit des Hundes; sie haben mehr Liebe zu dem Fleckchen Erde, auf dem sie ihre Lehmhütte gebaut haben, als zur Person des Herrn; wenn man aber freundlich mit ihnen spricht, kann man gut mit ihnen auskommen. Durch eine rationelle Behandlung kann man ihnen sogar ihre unangenehmste Eigenschaft, die Unredlichkeiten in Kleinigkeiten, abgewöhnen. Größere Diebstähle begehen sie nie, und nur die Rachsucht kann sie dazu treiben, sich an der Person zu vergreifen. Nur wenn sie sehr schlecht behandelt werden, werden sie gefährlich. Die Autorität, die menschlich und milde auftritt, respectiren sie unbedingt. Und nirgends, meinte unser Gewährsmann, bewahrheite sich die Richtigkeit des Spruchs, daß das Gesinde der Herr selbst sei, in dem Maße wie hier. Seit Jahren sei auf der Hacienda auch nicht ein einziges Verbrechen, ja nicht einmal eine Uebertretung vorgekommen. Das gelte nicht von dieser Hacienda im Besondern, es gelte von dem gesammten Districte von Celaya. Und das sei das Werk eines einzigen Mannes: des jetzigen Polizeichefs Francisco Ruiz.

Dieser Francisco Ruiz scheint ein kleiner Porfirio Diaz in Duodezformat zu sein, der in seinem District, der gegen hunderttausend Einwohner zählt, genau so verfährt, wie der Präsident im Großen.

Er ist im Lande aufgewachsen und kennt die Verhältnisse und Persönlichkeiten ganz genau. Als er zu seiner jetzigen Würde aufstieg, war der Bezirk sehr unsicher. Sobald irgend ein Verbrechen begangen war, ging Francisco Ruiz persönlich vor und erledigte die Geschichte selbst kurzer Hand, ohne die langsam arbeitenden Gerichte damit zu behelligen. Die Verbrecher wurden fast immer ermittelt und waren geständig. Dann ließ er sie durch die „rurales“ — das ist die Landgendarmerie, die aus den zuverlässigsten und muthigsten Leuten

besteht und den militärischen Stolz Mexicos bildet — nach dem Ort der begangenen That führen und erschießen. Das etwas beschleunigte und eigenmächtige Verfahren, das auf uns überaus seltsam wirken muß, scheint für das Land doch das richtige zu sein, denn es giebt keinen populäreren Mann im ganzen Kreise Celaya, als Francisco Ruiz.

Nun hat der Polizeichef allerdings hier ebensowenig wie in irgend einem andern Lande das Recht, auf eigene Faust einen geständigen Verbrecher erschießen zu lassen, aber eine gesetzliche Handhabe, um selbst dann, wenn das hier schnell decretirte Kriegs- und Standrecht nicht in Kraft ist, diese radicale Urtheilsvollstreckung zu ermöglichen, ist doch vorhanden. Das ist das sogenannte Fluchtgesetz, ley de fuga. Mit einer duldsamen Auffassung ermöglicht dieses Fluchtgesetz das vereinfachte Verfahren, notorische Verbrecher ohne richterliches Urtheil sofort abzustrafen.

Und das geschieht so: Auf dem Transport der Verbrecher vom Gefängniß nach dem Thatorte oder nach einer andern Stadt läßt man sie unterwegs laufen, und wenn sie nicht selbst laufen wollen, so werden sie gewaltsam dazu veranlaßt. Alsdann schießen die rurales auf sie, bis sie niederfallen. In diesem Falle dürfen nämlich die energischen Hüter der Ordnung auf die Gefangenen, die sich des „Fluchtversuchs" schuldig gemacht haben, feuern. Damit ist dann die Sache abgethan, die schwerfälligen Gerichte sind einer verdrießlichen Arbeit enthoben, und das Land ist einige offenbare Missethäter losgeworden. Auf diese Weise hat Francisco Ruiz in den letzten Jahren vierhundert Strolche, Banditen und Mörder unschädlich gemacht und das Land vom Gesindel gesäubert. Seitdem herrscht vollkommene Ruhe und Ordnung. Seit zwei Jahren ist im ganzen Kreise thatsächlich kein Verbrechen gegen Eigenthum und Person vorgekommen. Es ist ein idyllisches Land geworden, und für Francisco Ruiz wird in den Kirchen gebetet.

Aehnlich verfahren auch die anderen Polizeichefs. Die Mehrheit der Bevölkerung ist absolut damit einverstanden, und der Präsident drückt ein Auge zu. So, wie hier geschildert, sind in der That die schlimmsten Hallunken des uniformirten Räubergesindels, die der Schrecken des Landes während der Bürgerkriege gewesen sind, auf das Gründlichste „abgeschafft" worden, wie man in Oesterreich sagt. Noch einige Jahre weiter, und man hofft mit allen aufgeräumt zu haben.

* * *

Die Sonne steht schon tief, als wir auf dem gutgehaltenen Wege der Stadt wieder zufahren, und kaum sind die freundlich rothen Ziegeldächer des saubern Herrenhauses unseren Blicken entschwunden, so sehen wir in goldigem Lichte das schöne Celaya vor uns liegen, dessen malerische Wirkung meines Erachtens von denen, die Mexicos Schönheit preisen, lange nicht genügend gewürdigt worden ist.

Ich kenne wenig Städte, die ein so harmonisches künstlerisches Bild darbieten, wie diese lichte Stadt mit ihren durchbrochenen Glockenthürmen und den mit hellem Mosaik bedeckten glänzenden Domen. Wie Zacatecas, wie Guanajuato macht auch Celaya einen durchaus morgenländischen Eindruck. Und hier bereitet die nähere Bekanntschaft keine Enttäuschung. Die sonnigen Städte sind, wie Jedermann, der die Türkei und Rumänien bereist hat, sehr wohl weiß, zumeist auf Fernwirkung berechnet. Rückt man ihnen näher, so verschwindet der farbige Schimmer, die rohe Kleckserei beleidigt unser Auge, und unsere Geruchsnerven werden in empfindlichster Weise verletzt. Celaya aber ist auch in der Nähe besehen überaus reizvoll, und es geschieht der Stadt Unrecht, wenn man von ihr nichts Anderes zu sagen weiß, als daß sie die besten „dulces", die hier so beliebten übersüßen Confitüren, hervorbringe. Sie hat

von allen mexicanischen Städten vielleicht die interessanteste und gefälligste Profilirung.

Wenn in allen Reisebüchern, Prospecten und Reclamen Mexico das „Egypten der Neuen Welt" genannt wird, so hat das seinen guten Grund, denn in der That ist die Uebereinstimmung der Städte des fernen Ostens und des Westens sehr auffällig. Celaya hat nun mit den malerischen Kulturstädten im Osten des Mittelmeerbeckens auch die reizvolle Willkür der Umrißlinien gemeinsam.

Die mexicanischen Städte haben allesammt eine überaus anmuthige und versöhnliche Eigenthümlichkeit, die uns auch das Unschöne und Unerfreuliche, dem man hier begegnet, milder auffassen läßt: die sogenannten Plazas und Alamedas. Schon in der ersten Stadt, in der ich mich längere Zeit aufhielt, war mir dieser liebliche Punkt, der sich von dieser so wenig lieblichen Umgebung frisch und fröhlich abhob, aufgefallen, in Zacatecas. In Guanajuato erneuerte sich diese angenehme Ueberraschung über die Sauberkeit und den Schmuck der öffentlichen Anlagen, die aus dem staubigen Gewirr einen schattigen und kühlen Zufluchtsort bieten, und in Celaya ist dieser Hauptplatz geradezu wundervoll.

Er ist ringsum in seinem Quadrate eingeschlossen von Colonnaden — „Lauben" nennen wir es in unseren alten deutschen Städten, „portales" werden sie hier genannt —, von bedeckten Säulengängen, unter denen die Händler ihre Gewölbe haben oder auch ohne Laden auf dem Pflaster ihre Waaren feilbieten. Die Säulen sind in lichten Tönen verschiedenartig gefärbt, besonders weiß und rosa, die Capitäle und Bogenwölbungen fast ausnahmelos in ganz hellem Grün. Die Gebäude, deren Vorhallen der Säulenbau bildet, sind sehr ungleich, die einen kaum höher als der Säulenbau selbst, andere die portales gebieterisch überragend, die einen dürftig und schäbig, andere stattlich und imposant. Rings um den

Platz stehen gußeiserne weißgestrichene Bänke. Die erhöhten Beete haben eine saubere Mosaikeinfassung. Unter den Bäumen und Sträuchern sieht man überall die in diesem Lande so beliebten kleinen Bronzestatuetten.

Sehr originell sind die Laternen auf ihren schlanken und schwankenden Pfählchen, die so dünn und schmiegsam sind, daß sie selbst bei Windstille durch die größere Schwere des Beleuchtungskörpers in eine beständige vibrirende Bewegung versetzt werden. Wenn es aber einigermaßen weht, so sind die Schwankungen ziemlich beträchtlich. Es gewährt am Abend einen sehr eigenthümlichen und hübschen Anblick, wenn man die Flammen der Platzbeleuchtung wie Irrlichter im Dunkeln hin und her tanzen sieht.

In der Mitte des Platzes erhebt sich eine hohe graziöse korinthische Säule, auf deren Capitäl der mexicanische Adler auf dem Nopal-Cactus thront. Was aber diesen Platz zu einem besonders schönen in ganz Mexico macht, ist die malerische Umsäumung, ist die wirklich wundervolle Profilirung des Hintergrundes. Celaya besitzt ungewöhnlich schöne Kirchen, und die schönsten liegen in der Nähe des Hauptplatzes, nicht am Platze selbst, aber so, daß ihre Thürme und Kuppeln dessen landschaftlichen Abschluß bilden. Die schönste dieser Kirchen ist die Unserer lieben Frau von Carmen geweihte, mit einem hohen, edelgestalteten Glockenthurm und einem mit hellem Mosaik bedeckten prächtigen Kuppelbau. Als Kunstwerk scheint mir diese Hauptkirche von Celaya die vielgerühmte Kathedrale von Guadalupe bei Zacatecas durch das wohlgefällige Ebenmaß der Verhältnisse und die anmuthige und vornehme Wirkung sehr erheblich zu überragen. Die Carmen-Kirche ist ein Werk des in Celaya selbst geborenen Künstlers Eduardo Tresguerras, der wie Michel Angelo gleichzeitig Architekt, Maler und Bildhauer war. Tresguerras ist wohl der bedeutendste Künstler, den Mexico hervorgebracht hat. Er ist im Jahre 1765 in

Celaya geboren, im Jahre 1833 daselbst gestorben und in der von ihm selbst gebauten Kapelle Nuestra Señora de los Dolores zur ewigen Ruhe bestattet. Die durch ihre Würde und Einfachheit hervorragende Kirche ist im Jahre 1807 vollendet.

Auch die Kirche des heiligen Franciscus, die man vom Platze aus erblickt, und die in ihrer architektonischen Anlage mit dem Glockenthurm und dem Kuppelbau mit der Hauptkirche eine gewisse Aehnlichkeit im Charakter aufweist, sowie andere Kirchthürme, unter denen namentlich der an die älteste Kirche der Stadt von Tresguerras angebaute einen schönen Eindruck macht, umstehen den Platz, dessen malerische Umgebung von wenigen Städtebildern dieses Landes überboten wird.

Wenn Celaya auch von denen, die die Sehenswürdigkeiten Mexicos mit größerem oder geringerem Talente und mit mehr oder minder Berechtigung gepriesen haben, wenig beachtet worden ist — der Abend auf der Alameda, als die untergehende Sonne die glitzernden Kuppeln der Dome vergoldete, und als mit der uns Nordländer immer wieder überraschenden Plötzlichkeit die Finsterniß hereinbrach und die Laternen auf den schwankenden Pfählchen vom leisen Winde hin- und hergeschaukelt wurden, hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht und wird mir unvergeßlich bleiben.

5. Die Hauptstadt Mexico.

a) Physiognomie und Lage der Stadt. Nächste Umgebung.

Großstadt oder Krähwinkel? — Mexicanische Mädchen und Frauen. — Straßenphysiognomie. — Verborgene Schönheiten: die Paläste, die Lage. — Die Stadt aus der Vogelschau. — Die Landschaft vor dem Thore. — Tlalpam. — Die beiden „Vulcane" im Sonnenuntergang. — Eine lebhafte Scene.

Die Hauptstadt Mexico gehört zu den Städten, die ihre Eigenthümlichkeiten und Schönheiten durchaus nicht vordringlich zur Schau tragen. Ich gestehe, daß mir der erste Eindruck eine gelinde Enttäuschung bereitet hat. Ich hatte etwas viel Großartigeres und namentlich viel Charakteristischeres erwartet. Charakteristisch ist Mexico eigentlich überhaupt nicht, und es ist sehr schwer, demjenigen, der diese Stadt nicht kennt, eine richtige Vorstellung davon zu geben. Alles, was man über die Hauptstadt sagen kann, ist fast in gleichem Maße zutreffend und falsch.

Wenn man in den Nachmittagsstunden und gegen Abend die Hauptverkehrsstraßen und den Corso der eleganten Welt, den Paseo de la Reforma, durchwandert oder durchfährt, wenn man die zum Theil glänzenden Läden in der Silberschmied- und San Francisco-Straße betrachtet und nur mit Mühe auf dem schmalen Bürgersteige durch die dichten Haufen, die um diese Stunden hier auf- und niederwogen, vorwärts dringt, so wird man denen nicht Unrecht geben, die da behaupten, Mexico habe etwas Weltstädtisches und erinnere in vielen Einzelheiten an die Hauptstädte des europäischen Südens. Aber schon zwischen acht und neun Uhr erstirbt das Leben der Stadt; auf dem schönen Paseo de la Reforma findet man thatsächlich auch nicht mehr einen einzigen Wagen, die

belebtesten Straßen sind menschenöde, und man fühlt sich wiederum versucht, denen zuzustimmen, die Mexico als ein großes Krähwinkel bezeichnen.

Eine große Stadt ist es ja gewiß, Viele aber nehmen Anstand, es als eine eigentliche Großstadt zu bezeichnen, trotz seiner 300 000 Einwohner. Menschen sind ja allerdings genug da beisammen, nach meinem kleinstädtischen Geschmacke mehr als genug, aber auch hier, wie in anderen mexicanischen Städten, darf man seine Gönner nicht in der Nähe besehen. Gewiß ist das Gewoge in den Nachmittagsstunden zwischen fünf und acht in den Hauptstraßen ein ganz ungewöhnlich starkes, indessen sieht man eigentlich doch nur recht zweifelhafte Bassermann'sche Gestalten und verzweifelt wenig Eleganz.

Merkwürdigerweise begegnet man auch unter den Weibern eigentlich nur wenigen gefälligen Erscheinungen, geschweige denn wirklichen Schönheiten. Und doch müßte das Gemisch von spanischem und indianischem Blute von Rechts wegen, wie man glauben sollte, eigentlich originelle und charakteristische Schönheiten hervorbringen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Liebliche Frauen und anmuthige Mädchen gehören hier zu den Seltenheiten, sowohl im Volke, wie in den höheren Ständen.

Eine so allgemein aufgestellte Behauptung kann selbstverständlich nicht vollkommen zutreffend sein und duldet freundliche Ausnahmen. Mit derselben Berechtigung ließe sich der Satz sogar beinahe in sein Gegentheil verkehren, und man könnte sagen, daß die mexicanischen Frauen in Einzelheiten seltene Schönheiten besitzen. Ihre Augen, Zähne und Haare sind in der That fast immer herrlich, und auch der Hautfarbe, die vom matten Topasgelb sich bis zu tiefem Bronzebraun verdunkelt, ist ein ganz sonderbarer Reiz zu eigen. Aber die Gesammterscheinung der Frauen und Mädchen ermangelt gewöhnlich der Anmuth. Die Figuren sind nur

selten graziös; sie werden oft durch vorzeitige Fülle verhäßlicht, und die meisten Mexicanerinnen haben eine schlechte Haltung. Und merkwürdig! gerade eine ihrer reizvollsten Schönheiten, die originelle braune Färbung der Haut, machen sie unkluger Weise durch Mißbrauch des Reismehls zu nichte. Sie lassen es sich nicht etwa bei einer schüchternen Aufhellung genügen, es ist ein dreistes unverfrorenes Ueberschütten des Gesichts mit dem kalkigen häßlichen Weiß des Poudres.

Wenn die Mexicanerinnen aber schön sind, dann sind sie auch ganz ungewöhnlich schön. Auf dem Rennplatze habe ich einige wundervolle junge Damen gesehen, die beiden hübschesten mit einem recht deutlichen Anflug von Bart — Anflug ist sogar sehr milde gesagt —, mit schönen ausdrucksvollen Augen und mit einer unvergleichlichen Fülle des rabenschwarzen glänzenden weichen Haares in kunstvoller Anordnung. Auch unter den Mädchen aus dem Volke findet man einzelne, deren natürliche Lieblichkeit sich sieghaft durch die grenzenlose Vernachlässigung der körperlichen Hülle hindurchringt. Im Allgemeinen darf man aber allerdings mit demselben Rechte, mit dem man von den schönen Mädchen in Wien und Budapest spricht, von den Mexicanerinnen sagen, daß sie sich durch auffallende Reize des Körpers nicht gerade hervorthun.

Dagegen ist nach Allem, was man hier allerorten hört, ihre Moral gar nicht hoch genug zu stellen. Die mexicanischen Frauen leben ganz und gar ihrer Häuslichkeit, der Pflege und Erziehung ihrer Kinder. Sobald sie sich verheirathet haben, ziehen sie sich von dem geräuschvollen Leben der Gesellschaft beinahe vollkommen zurück, um erst als reifere Frauen, als Mütter, die ihre heranwachsenden Töchter in die Gesellschaft führen, wieder in das Salonleben einzutreten. Sie sind die respectabelsten Frauen und Mütter, die man sich nur denken

kann. Und Scandalgeschichten, wie sie in unseren Hauptstädten den pikantesten Gegenstand des Boudoirklatsches bilden, gehören zu den allergrößten Seltenheiten.

Die Straßen der Hauptstadt sind breit und entschieden besser gehalten, als in den meisten Städten der benachbarten Vereinigten Staaten. Es wird sogar unausgesetzt an ihnen gearbeitet. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß zu gleicher Zeit in so vielen der belebtesten Verkehrswege das Pflaster aufgerissen und durch neues ersetzt werde, wurde mir gesagt, daß das beständige Straßenpflastern zu den chronischen Plagen der Stadt gehöre. Man weiß, daß Mexico auf einem überschütteten See erbaut worden ist. Daher kommt es, daß sich das Straßenpflaster mit der Zeit sackt und ganz allmählich sinkt. Es muß beständig aufgeschüttet werden. Viele der soliden alten Häuser stehen daher nicht unerheblich tiefer als der Fahrdamm. Man hat es mit allen möglichen Arten der Pflasterung versucht, mit Holz, Eisen und Stein. Die größte Widerstandskraft und Dauerhaftigkeit scheint die Pflasterung mit großen Asphaltblöcken zu besitzen, die jetzt in den Hauptstraßen zur Anwendung kommt.

Trotz ihres verhältnißmäßig guten Zustandes, ihrer Bequemlichkeit und Breite sind die Straßen eigentlich ziemlich reizlos. Man muß genau hinsehen, um inmitten der unschönen, oft in schreienden Farben getünchten Häuser, in der ununterbrochenen Kette von wenig einladenden Menschenherbergen, und noch weniger verlockenden Schänken edlere Baulichkeiten mit reicher kunstvoller Ornamentik in vornehmen Verhältnissen zu erspähen — jene vielgerühmten Paläste, deren Lob Alexander von Humboldt gesungen hat, und die, wenn jetzt auch zum Theil verwittert und von der Zeit arg mitgenommen, ihre frühere Pracht doch noch erkennen lassen. Anspruchslos und unauffällig stehen sie in Reih und Glied neben den häßlicheren Buden, die sie an Größe oft kaum überragen, und

erst bei späteren Wanderungen, wenn man das Einzelne aufmerksamer betrachtet, treten sie gebührlich hervor.

Mexico hat, wie ich schon sagte, überhaupt die Besonderheit, daß man seine charakteristischen Schönheiten, die sich zunächst zu verkriechen scheinen, ordentlich aus dem Versteck hervorlocken muß, um ihrer gewahr zu werden. Auch die Pracht der vornehmen Häuser, der früheren Paläste und Klöster, ist selbst bei der genauesten Betrachtung der der Straße zugewandten Fronten oft kaum zu errathen. Erst wenn man in das von außen so unscheinbar und gewöhnlich wirkende Gebäude eingetreten ist, das mitunter zwischen protzenhaftere Neubauten eingeklemmt ganz erdrückt wird — erst dann vermögen wir den Bau nach seinem richtigen Werthe zu schätzen. Vor uns liegt in überraschender Großartigkeit der schöne breite Hof, der Patio, von schlanken Marmorsäulen umschlossen, die die hohen gedeckten Galerien tragen. Die ganze Architektur des Patio ist in edelstem Stile gehalten und Alles aus edelstem Stoff gefertigt. Die von kunstvollen und reichen Metallgeländern umfaßten Galerien erhalten durch den reichen farbenprächtigen Blumenschmuck Frische und Freudigkeit. Niemand hat ahnen können, daß sich hinter der schlichten Außenseite soviel heiterer Glanz und Anmuth verberge. Und steigt man die breite Marmortreppe hinan und tritt in die Wohnräume ein, so staunt man über die Größe der architektonischen Anlage, über das wohlgefällige Ebenmaß der herrlichen Gemächer und über deren decorative Vornehmheit.

Diese freudige Ueberraschung hat sich meiner oft bemächtigt. So bei der nähern Bekanntschaft mit den schönen Bauten der Calle Cadena, wie dem vom Präsidenten Porfirio Diaz bewohnten Gebäude und dem benachbarten Hause des Dr. Schmidtlein. Auch das gegenüber der dem heiligen Dominicus geweihten Kirche, in den Sepulcros de Santo Domingo gelegene Gebäude, in dem früher die heilige In-

quisition residirt hat, und das jetzt weltmännisch von unserm deutschen Gesandten, Baron von Zedtwitz, bewohnt wird, sowie das alte Kloster, in dem der deutsche Club sein Heim gefunden hat — es ist das schönste Clubhaus der Stadt, in dessen mit einem Ziergarten, mit hohen schattigen Bäumen und mächtigen Bananenstauden bepflanztem Hofe die niedlichen Kolibris nisten — auch diese und viele andere Gebäude lassen, wenn sie sich auch schon durch ihre Größenverhältnisse etwas bemerklicher machen als die Nachbarschaft, das Reizvolle und Großartige des Innern kaum errathen.

Augenfälliger sind die beiden schönen Paläste beim Beginn der San Francisco-Straße, der eine zierlich und sehr ansprechend in seinen bescheidenen Verhältnissen, mit schönen blaugemusterten Kacheln bedeckt — von diesem hat jetzt der Jockey-Club Besitz ergriffen —, und schräg gegenüber der mächtige mit Stuck-Schnörkelwerk in spanisch-maurischem Barockstil überladene Palast Iturbide, der zu einem Hotel umgewandelt worden ist. Leider ist die bedeutende Wirkung dieses stattlichen Baues durch die unschöne geschäftliche Verwerthung des Erdgeschosses, das an den Besitzer eines Kaffeehauses und an einen Schneider vermiethet ist, wesentlich beeinträchtigt worden. Das vornehmste, edelste und harmonischste Gebäude ist die frühere „Mineria", die Bergwerkschule, jetzt Ministerium der öffentlichen Arbeiten, mit einem wundervollen von Säulen eingeschlossenen Hofe, in dem ein Denkmal Hidalgos steht. Aber auch diesen, wie allen anderen wichtigeren Profanbauten der Hauptstadt, mit fast alleiniger Ausnahme des Iturbide-Palastes, ist eine ganz merkwürdige Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in der äußern Wirkung zu eigen, und man kann oft an ihnen vorübergehen, ohne sie auch nur zu bemerken.

So geht also ein bemerkenswerther Zug von demokratischer Gleichheit durch die ganze architektonische Beschaffenheit der

Stadt, und daher kommt es, daß die Straßen von Mexico ziemlich nüchtern und gewöhnlich aussehen. Auch die zahlreichen und meistens sehr hübschen, bisweilen sogar bedeutenden Kirchen vermögen an diesem Gesammteindruck wenig zu ändern. Von der großartigen und imponirenden Plaza mayor abgesehen, erscheinen mir auch die weiten und großen Plätze, deren Ruhm meines Erachtens mit allzu lauter Stimme verkündet worden ist, ziemlich wirkungslos. Kurz und gut, die Stadt, die an die große Zeit der Azteken auf den öffentlichen Wegen und Stegen nicht das geringste Denkmal bewahrt hat, deren Monumente aus der altspanischen Herrschaft sich unansehnlich zwischen den langweiligen und nichtssagenden Baulichkeiten späterer Zeiten verkrümeln, wirkt in ihrer geradlinigen uninteressanten Anlage zunächst fade und reizlos.

Man hat, wenn man im eigentlichen Centrum der Stadt sich befindet, auch keine Vorstellung davon, wie schön Mexico gelegen ist. Das muß Einem erst gesagt werden. Von einigen Straßen aus sieht man allerdings in weiter Ferne die Berge liegen, aber sie üben hier keine rechte Wirkung aus. Schon erheblich schöner wird das Bild, wenn man sich vom verkehrsreichen Mittelpunkt der Stadt entfernt und nach dem Corso, dem Paseo de la Reforma, hinausfährt. Da erblickt man allerdings bei günstigem Wetter die mit ewigem Schnee bedeckten beiden Riesen-Vulcane, den Popocatepetl und den Ixtaccihuatl*). Selbst diese Kolosse erscheinen indessen bei der ungewöhnlichen Höhenlage der Stadt auf den ersten Anblick weniger imposant, als man sich vorgestellt hatte. Es

*) Dem mexicanischen Sprachgebrauche folgend, bezeichne ich die beiden hohen Berge, die immer zusammen genannt werden, als Vulcane, obwohl mir nicht unbekannt ist, daß die vulcanische Natur des Ixtaccihuatl stark angezweifelt und von der neuern Wissenschaft sogar entschieden in Abrede gestellt wird. Die Mexicaner nennen alle mit ewigem Schnee bedeckten Berge „volcanos“.

vergeht einige Zeit, bis man ihrer Größe gewahr wird, und ihre einzige Schönheit lernt man erst bewundern, wenn man das Glück gehabt hat, sie einmal in der zauberhaften Beleuchtung eines feurigen Sonnenuntergangs zu erblicken. In der eigentlichen Stadt aber, in der man den größten Theil des Tages zubringt, sieht man nichts von den Vulcanen, man hat eben nur das Bewußtsein, daß sie in der Nähe sind. Mit den rechten und echten wirklich schön gelegenen Gebirgsstädten, wie Salzburg und Innsbruck, wo man auf Schritt und Tritt von der gewaltigen Größe und Schönheit der Natur gepackt wird, ist die eigentliche Stadt Mexico nicht in einem Athem zu nennen.

Wie man in die Häuser eintreten muß, um ihre Herrlichkeit gewahr zu werden, so muß man auf's Dach klettern, um das bezaubernde Städtebild kennen zu lernen, so muß man das Weichbild der Stadt verlassen, um sich von der Mächtigkeit und Herrlichkeit der Lage zu überzeugen. Entfernt man sich nur einige wenige Schritte von dem Treiben der Stadt, so rückt Einem die wundervollste Natur auf den Leib, und der Blick auf die Vulcane und die anderen Berge versöhnt mit Allem. Und steigt man von seiner Wohnung, von deren Balcon aus nicht das geringste Interessante und Charakteristische zu erblicken ist, nur die zwei, drei Stiegen höher, die zum flachen Dach hinaufführen, so wird man von dem Zauber des Anblicks gebannt und überwältigt.

Es ist kaum zu fassen, wie aus der Zusammenfügung des Stückwerks, dessen Unerfreulichkeit im Einzelnen man genau kennen gelernt hat, eine so wundervolle Gesammtheit entstehen kann! Da wirken auf einmal die flachdächerigen Häuser so fröhlich heiter und licht, auf den freundlichen geraden Straßen wimmelt eine buntscheckige Menge, hier und da weichen die Häuser zurück und lassen einem breiten Platze Raum, der in seinem Schmuck der grünen Bäume und Blumen nun ganz

entzückend aussieht und über all den flachen Häusern, die sich unterwürfig zu ducken scheinen, steigen die zahlreichen stolzen und wohlgebildeten Thürme der Kirchen auf, die sich wie steinerne Vasallen um die gebieterische Majestät der Kathedrale schaaren.

Das Schönste, das Ergreifendste und Unvergeßlichste des Bildes aber ist die landschaftliche Umrahmung der Stadt, die wunderschön profilirte Bergkette mit dem mächtigen Ajusco und den noch gewaltigeren beiden Vulcanen, die jetzt, da man sie in ihrem richtigeren Verhältniß zu den umlagernden hohen Bergen erblickt, mit ihren glänzenden und glitzernden dichten Schneemassen, unter dem wolkenlosen blauen Himmel, ihre Größe wenigstens ahnen lassen. Bei diesem Anblick empfindet man, daß auch die begeistertsten Lobredner über die einzig schöne Lage Mexicos hinter der unbeschreiblich schönen Wahrheit zurückbleiben.

Noch zauberhafter, noch eindrucksvoller wird das Bild, wenn man es nach einem goldigen Sonnentage in einer silbernen Mondnacht betrachtet — wenn ringsherum die tiefste Ruhe herrscht, die nur durch den herrlichen melodischen Schlag der mexicanischen Drossel unterbrochen wird, wenn die ganze Stadt wie in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt im sanften Lichte des Mondes vor uns liegt; wenn dann in der täuschenden Helle der Nacht alle Abstände sich verschieben, hier die Berge bis an die Häuser vorzurücken scheinen und dort in unbestimmter Dämmerung in weiter Ferne sich verlieren.

In der Stadt zu unseren Füßen sind alle Lichter längst gelöscht. Die ökonomische Stadtverwaltung hat, weil Mondschein im Kalender steht, die Straßen überhaupt nicht beleuchtet. Und wir wissen ihr Dank dafür, denn das blendende elektrische Licht würde die einheitliche Abtönung nur schädigen. In den Straßen sieht man nur in willkürlichen Entfernungen, wie Glühwürmer, rothe kleine Lichter. Es sind die Laternen

der Nachtwächter, die von diesen mitten auf den Fahrdamm gestellt werden, um den Bewohnern der Stadt die beruhigende Versicherung zu gewähren, daß der nächtliche Hüter in der Nähe ist.

Will man aber die landschaftliche Schönheit Mexicos ganz und voll genießen, so muß man hinaus.

Ein liebenswürdiger Gastfreund, einer der bedeutendsten hier angesessenen Kaufleute — und die deutsche Colonie ist hier zwar nicht numerisch stark, aber in jeder Beziehung ausgezeichnet vertreten; sie zählt im Bankwesen, im Importgeschäft, in der Industrie erste Firmen und in der Wissenschaft erste Namen —, ein liebenswürdiger Landsmann also hatte die Freundlichkeit, mich zu einer Landpartie, hier „dia de campo“ geheißen, nach dem nahegelegenen Tlalpam einzuladen, wo wir unter dem Schatten einer uralten Riesenesche einen reizend gemüthlichen Nachmittag verbrachten. Da erst sollte ich erfahren, wie wundervoll Mexico gelegen ist, da erst sollte ich den Enthusiasmus begreifen lernen, mit dem man von den Bergriesen, dem Ajusco, und vor Allem von dem Gigantenpaare Popocatepetl und Ixtaccihuatl spricht. Die beiden Schneeberge sind in der That von überwältigender Schönheit.

Der in der Form eines regelmäßigen Kegels aufsteigende Popocatepetl, mit der typischen Gestaltung des Vulcans, und der sich an ihn anlagernde Ixtaccihuatl mit dem schöngebildeten langgestreckten Kamm sind in ihren phantastischen Umrißlinien ganz dazu geeignet, die Einbildungskraft des Volkes zu befruchten. Die „weiße Frau“ wird der Ixtaccihuatl im Volke genannt, und man braucht sich in der That nicht besonders anzustrengen, um in den merkwürdigen Conturen des mit ewigem Schnee bedeckten Grates, die sich von dem blauen Himmel scharf abheben, die Gestalt eines lang dahingestreckten Riesenweibes zu erkennen, das, den Kopf nach

unten gebeugt, das eine Knie etwas aufgehoben, zu schlummern scheint. Die Vereinigung der beiden Kolosse mit ihren weißen Häuptern ist von erdrückender Wirkung, und diese wird bis in's Unwahrscheinliche gesteigert, wenn an einem schönen Tage bei wolkenlosem Himmel die scheidende Sonne den ewigen Schnee goldig durchglüht und die tiefergelegenen Theile der beiden Berge, wie ihre stolze Umgebung, mit den wundervollsten Farben übergießt — mit einem durchsichtigen Blau von unbeschreiblicher Zartheit, das in lichtes Rosa übergeht und in tiefstem brennendem Rubinroth abschließt. Es ist das märchenhafteste, zauberhafteste Bild, das ein irdisches Auge erblicken kann. Ueberwältigt von dieser farbigen Pracht und glühenden Größe steht man wie gebannt da. Ganz allmählich wandelt sich das herrliche Farbenspiel. Noch leuchten die schneeigen Höhen in goldigem Glanze, aber das tiefe Roth wird kälter und stumpfer, und die rosigen Töne erlöschen. Ein wunderbares Violet in allen Schattirungen liegt nun über der ganzen Gebirgskette. Endlich schwindet auch der goldige Abglanz im Schnee, das Violet wird einheitlich dunkler, aber der Horizont flammt noch einmal auf, und im hellen Abendhimmel heben sich nun die schwarzen Felsmassen mit den weißen Häuptern in kaltem Tone ab.

Hier in Tlalpam, eine Stunde von der Stadt entfernt, war kaum noch einer der Mestizen, die in der Hauptstadt wohl die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, zu erblicken. Hier waren es wieder die reinen Indianer, die vor ihren Thüren kauernd uns anglotzten, als wir unseres Weges kamen — ich meine die unverfälschten, denn man kann alles Mögliche von ihnen sagen, nur nicht, daß sie rein seien. Es war sogar das verlottertste, schmutzigste, ekelhafteste Gesindel, das ich in diesem an unerfreulichen Menschenkindern allzureich gesegneten Lande überhaupt gesehen habe.

Ehe wir in den Wagen stiegen, der uns nach der Stadt

zurückbringen sollte, waren wir noch Zeugen einer kleinen gemüthlichen Auseinandersetzung à la Mexicaine zwischen dem Administrador der Hacienda, die wir besucht hatten, und einem indianischen Arbeiter. Der Indianer hatte jedenfalls wieder einmal gestohlen, denn der Diebstahl im Kleinen gehört nun einmal zu den Gepflogenheiten des Stammes. Er war abgefaßt und gezüchtigt worden. Er hatte einen gehörigen Faustschlag in's Gesicht bekommen, und das Blut des Zahnfleisches röthete die weißen Zähne. Der Missethäter war erbleicht — das Wort stimmt wiederum nicht; er war grün geworden —, aber er benahm sich noch obenein sehr frech. Nachdem er irgend ein Schimpfwort ausgestoßen hatte, suchte er sein Heil in der Flucht. Der Administrador setzte hinter ihm her und hatte sofort den blinkenden Revolver in der Rechten. Er hatte den Flüchtigen gerade eingeholt, als wir vorüberkamen. Die Damen unserer Gesellschaft erschraken natürlich, und ein mit den Bräuchen des Landes wohlvertrauter Herr trat an den Administrador höflich heran und bat ihn, die Auseinandersetzung mit dem Indianer, namentlich wenn sie allzu lebhaft werden sollte, gefälligst einige Minuten auszusetzen, bis unsere Damen vorüber seien. Das leuchtete dem Herrn auch vollkommen ein. Er hatte ja den Frevler fest gepackt und wußte, daß er ihm jetzt nicht mehr entrinnen würde. Und so blieb es denn, so lange wir in der Nähe waren, bei der bloßen Drohung. Der Verwalter bemerkte übrigens dem Herrn unserer Gesellschaft gegenüber, er werde den Elenden nicht erschießen, sondern nur gehörig durchprügeln.

Wir hatten das Intermezzo bald vergessen, denn der Abend war wundervoll, und die Schönheit der Natur, die uns umgab, ließ kein anderes Gefühl aufkommen, als das der Bewunderung und der wonnigsten Behaglichkeit.

Aber so herrlich, so einzig, so phantastisch malerisch

wirkt die Stadt und ihre nächste bergige Umgebung auf uns doch nur, wenn wir sie unter den richtigen Bedingungen vom richtigen Standpunkt aus betrachten. Und dieser Genuß wird uns erst geboten, wenn wir uns schon seit einiger Zeit in Mexico aufhalten. Der erste Eindruck ist ein ganz anderer.

---

b) Hauptstraßen und Plätze.

Der erste Eindruck. — Die Kathedrale. — Staffage: Bettler. — Die Hauptverkehrsadern. — Vernachlässigung des Aeußern. — Die elegante Welt. — Der Paseo de la Reforma. — Die Denkmäler: König Karl IV. von Spanien, Christoph Columbus und Quauhtemoc. — Geschichte des letzten Indianerfürsten.

An einem sehr heißen Vormittage hatte ich meinen Wagen verlassen, von dem ich mich in den letzten Wochen immer nur während der Stunden des Tages entfernt hatte, um Abends dahin zurückzukehren und gewöhnlich nach kürzerer Rast weiterzurollen. Das Bewußtsein, jetzt auf längere Zeit, wenigstens auf ein paar Wochen, ständig an demselben Orte zu bleiben, das Bewußtsein, eine längere Zeit vom Anblick der langweiligen Schienen, von den Stößen der Locomotive, vom Pfeifen der Signalgeber und dem Allarmrufe der Maschienenglocke verschont zu bleiben, wieder festen Boden und Raum zu freierer Bewegung zu gewinnen und in einer wenigstens zeitweilig dauernden unveränderlichen Umgebung zu verharren, hatte für mich etwas sehr Behagliches und Erfrischendes. Mexico sollte für mich nach der langen unsteten Wanderung wieder ein Ruhepunkt und gewissermaßen in der fernen Fremde ein Stückchen Heimat werden. Mit dieser Empfindung hatte ich mich vom Bahnhofe auf den Weg zur Stadt gemacht.

Nun, ich kann es nicht verhehlen: bei dieser ersten Wanderung wurde mir ganz und gar nicht wohl zu Muthe.

Es war, wie gesagt, ein drückend heißer Tag. Dabei

blies ein scharfer Wind, der die ganze Stadt in dichte gelbe Staubwolken einhüllte. Man konnte thatsächlich nicht fünf Schritt weit sehen. Der trockene Staub dörrte die Kehle aus und verursachte einen harten unangenehmen Husten. Sonnenhitze, Staub und Fliegen — das war vorläufig das Einzige, was sich mir von den Herrlichkeiten der mexicanischen Hauptstadt darbot!

Des abscheulichen Wetters wegen waren die Straßen ziemlich menschenleer. Die Männer hatten ihre bunte Decke, die Frauen ihr Umschlagetuch über's Gesicht bis an die Nase gezogen, kniffen die Augen zusammen und blinzelten. In dicken Schichten lag der Staub auf den Blättern und erstickte das freudige Grün, das sich in der Frühlingssonne hervorgedrängt hatte. Alles sah graugelb aus, und immer wieder fegte der Wind dichte Wolken oder wirbelnde Säulen auf. Ich muß übrigens gleich hinzufügen, daß dieser erste Tag bei weitem der schlimmste war, den ich in Mexico zugebracht habe.

Mexico gewinnt bei näherer Bekanntschaft, und die Bekanntschaft erfordert nicht allzu viel Zeit. Denn trotz ihrer starken Einwohnerzahl — die Angaben schwanken zwischen drei- und viermalhunderttausend — und trotz ihrer räumlichen Ausdehnung ist die Stadt, in der der Fremde fast ausschließlich verkehrt, eigentlich klein. Das ganze städtische Leben spielt sich mit einer gewissen pedantischen Innehaltung der Zeiteintheilung auf verhältnißmäßig knappem Raume ab. Am Vormittag die Alameda, in den Nachmittagsstunden von halb sechs bis gegen sieben für die vornehme Welt der Paseo de la Reforma, und zu denselben Stunden bis Abends gegen halb neun, neun Uhr für die weniger Begüterten, für die Geschäftsleute und für die, die mit den Geschäftsleuten zu thun haben, die Colonnaden um den Hauptplatz und die Straße, die den Hauptplatz mit der Alameda verbindet, zuerst Calle de los Plateros und dann Calle de San Francisco geheißen.

Inmitten dieses Hauptplatzes, der den „Plazas“ in allen anderen Städten als Muster gedient hat und sich von diesen nur durch die Großartigkeit der Verhältnisse und der Bauten unterscheidet, erhebt sich die Kathedrale.

Unsere Kunstästhetiker haben oft den Satz aufgestellt, daß die äußeren Bedingungen des Daseins in Hellas und Italien die bildenden Künste vor Allem gefördert hätten. An der Richtigkeit dieses Satzes darf man einige Zweifel hegen, wenn man wahrnimmt, wie wenig Zusammenhang zwischen der mexicanischen Kunst von heute und der Wirklichkeit besteht. Den Orient mit eingerechnet, dürfte es kaum ein zweites Land in der Welt geben, das dem Maler so unvergleichlich dankbare und ergiebige Stoffe darbietet, wie Mexico. Im Typus, in der Haltung, in der Gewandung sind die mexicanischen Indianer so malerisch, wie kaum ein anderes Volk auf der bewohnten Erde. Und diese Landschaft, diese Farbenpracht der Blumen! Diese Riesencedern! Diese gewaltigen Berge! Diese sonnige, sandige Dürre mit den phantastischen Bildungen der Cactus! Und diese unwahrscheinlich schönen Beleuchtungseffecte! Der Künstler braucht nur die Augen aufzusperren und was er sieht, so wiederzugeben wie es ist, und wo er's packt, da ist's interessant und schön! Aber er packt es nie, wie es scheint.

Auch die Städtebilder sind von großartigem Reize, wenn auch die Architektur im Einzelnen nicht sehr Bemerkenswerthes geleistet hat. Die mexicanischen Kirchen sehen alle ungefähr gleich aus. Ihnen allen hat die Kathedrale von Mexico als Muster gedient.

Die Verehrer eines reinen architektonischen Stiles mögen an diesem Riesenbauwerk, das alle denkbaren Stile in sich vereinigt — ein wunderliches Gemengsel von Jesuitenstil, spanisch-maurischem Barock aus dem sechzehnten Jahrhundert mit starker Benutzung der Antike —, argen Anstoß nehmen.

Die Ueberladung der Façade mit krausem Stuck und Bildnerei in Sandstein, dieses augenverwirrende Durcheinander darf sicherlich von der Kunstkritik verurtheilt werden, aber von großartiger malerischer Wirkung ist es trotz alledem! Das kalkig graue Schnörkelwerk auf dem eigenartigen Roth der glatten Steinflächen — zu dem Bau ist namentlich ein poröser Sandstein verwerthet, der mit Ochsenblut getränkt worden ist, und dessen schöne rothe Farbe Wind und Wetter, Regen und Staub der Jahrhunderte trotzt —, das imposante Portal, die schlanken hohen Thürme, mit einem Worte, die Kirche in ihrer Gesammtheit ist in der herrlichen goldigen Sonnenbeleuchtung ein ganz prachtvolles Bild.

Das Innere ist mit farbigem und goldigem künstlerischen Ausschmuck fast überreich bedeckt. Vor den Altären, deren überladene Ornamentik bis zur Decke hinangeführt ist, mit den plastischen, oft überaus drastischen Darstellungen des Erlösers, der Jungfrau und der Heiligen, knieen in den sonderbarsten Stellungen, die auf nüchterne Gemüther den Eindruck des Komödiantenhaften und Affectirten machen, mit weit ausgespreizten Armen und hoch erhobenen Händen im anscheinenden Zustande der Ekstase, inbrünstige Beter, die sich in ihren andächtigen Uebungen durch die prüfenden Blicke der weniger ergriffenen Vorübergehenden durchaus nicht stören lassen.

Auch hier sieht man Hunde, die nach der hier herrschenden rührend kindlichen Auffassung nun einmal als unzertrennliche Begleiter ihrer Herren, gewissermaßen als integrirende Theile des Menschen selbst, überall, wo Menschen sind, geduldet werden, die sich selten balgen und sich im Allgemeinen recht gesittet betragen. Mitunter kommt es allerdings aber auch in den feierlichen, imposant großartigen Räumen zu einer mehr oder minder geräuschvollen Hundeschlacht. Ich gestehe, daß mich die Staffage der Kathedrale so vollkommen be-

schäftigt hat, daß ich dem majestätischen und feierlichen Gotteshause selbst, das in seinen mächtigen Verhältnissen einen starken Eindruck macht, weniger Aufmerksamkeit geschenkt habe, und daß die Erinnerung an die Kunstwerke, die den reichen Schmuck bilden, hinter der an den lebenden Inhalt in den Hintergrund gewichen ist.

Die Hauptkirche ist von schönen und lieblichen Anlagen umgeben. Alles grünt und blüht. Und in dieser Lieblichkeit, in diesem herrlichen Lichte, hart an der Kirchenmauer, kauern die entsetzlichen „Leperos", die Aussätzigen, die Schrecklichsten der Schrecklichen — Bettler, wie ich sie schauerlicher nie gesehen habe, die lediglich auf Grund ihrer völligen Verkommenheit und unsagbaren Schmutzigkeit das Mitleid anrufen wollen —, Schmutzkranke, die sich mit den Stengeln der stachligen Aloë schaben und kratzen. Aber so schaudererregend das Bild ist, so malerisch interessant ist es. Man sieht Typen in Lumpen und Lappen, wie man sie kaum ein zweites Mal in der Welt wieder zu sehen bekommt. Und wer noch den geringsten Zweifel an der Berechtigung der Aesthetik des Häßlichen haben kann, der mag nur einen Rundgang um die Kathedrale von Mexico halten.

Bis vor kurzer Zeit soll es da übrigens noch viel schlimmer ausgesehen haben. Das ekelhafte Gesindel hatte in der nächsten Nähe der Kathedrale sein dauerndes Standquartier genommen, so daß die Hauptkirche von der einen Seite für anständige Menschen vollkommen unzugänglich geworden war. Maximilian, der so viel für die Säuberung und Verschönerung der Stadt gethan hat, hat auch damit aufgeräumt. Er hat die alten Baracken niederlegen lassen, und jetzt blühen da, wo früher Alles von Ungeziefer und Schmutz starrte, duftige Rosen.

* * *

Wenn man vom Hauptplatz aufbricht, die belebteste Straße, die nach östlicher Richtung führt, einschlägt — die San Francisco-Straße, wie wir sie auch in ihrem ersten Theile nennen wollen — und diese bis zu ihrem Ende durchschreitet, so erreicht man die Alameda, die zu rechter Hand liegt. Setzt man alsdann den Weg in gerader Richtung fort, so gelangt man zu einem rondelartigen Platze, von dem nach südöstlicher Richtung in gerader Linie eine breite Allee, der Paseo de la Reforma, auf das Schloß Chapultepec führt — etwa das Charlottenburg von Mexico, wie denn auch der Paseo de la Reforma mit der Charlottenburger Chaussee eine große Aehnlichkeit hat. Hat man diesen Weg genommen, so kennt man die Hauptverkehrsader der Hauptstadt und hat, wenn man die richtigen Stunden wählt, von dem hauptstädtischen Leben so ungefähr Alles gesehen, was überhaupt zu sehen ist.

Beim Beginn dieser Wanderung, beim Durchschreiten der Colonnaden des Hauptplatzes, der Silberschmied- und der San Francisco-Straße, ist der Fremde überrascht von dem ungewöhnlichen Mangel an Eleganz der Erscheinungen, die ihm begegnen, oder an denen er vorüberkommt. Die Zahl der anständig oder wenigstens ungefähr anständig Gekleideten ist eine verschwindend geringfügige. Die erhebliche Mehrheit der Mexicaner der mittleren und niederen Stände leistet in der Vernachlässigung des Aeußern in der That das Außerordentliche. Das Gefühl, das bei uns auch den Unbemittelten beherrscht: daß man sich in einem gewissen Aufzuge auf der Straße nicht sehen lassen dürfe, scheint den Völkern des Occidents in demselben Maße zu fehlen wie den Völkern des Orients.

Die Indianer, die unverfälschten und auch die Mischlinge, die im Lande zusammen nahezu achtzig Procent der Bevölkerung ausmachen, und die auch in der Hauptstadt die

erdrückende Mehrheit bilden, legen nun auf die äußere Erscheinung am allerwenigsten Werth. Ihre Kleidungsstücke, von der Sandale bis zur Hutspitze der Männer und bis zum Rebozo der Weiber hinauf, sind meist in einem schauererregenden Zustande, von Schmutz starrend und in wahrhaft grotesker Weise zerlumpt. Obwohl ihre Lebensgewohnheiten von denen der Indianer des amerikanischen Nordens grundverschieden, obwohl sie seßhaft sind und sich seit Jahrhunderten zu den Arbeiten der Kultur bequemt haben, und obwohl sie darauf verzichten, den Schmuck der Wilden anzulegen, sich Gesicht und Körper mit schreienden Farben zu bestreichen, das Haupt mit Adlerfedern zu schmücken, sich mit bunten Glasperlen zu behängen und Schurze von Ledergeflecht um die Lenden zu schlagen, machen sie in ihrem äußern Auftreten doch einen gerade so unkultivirten Eindruck wie jene. Man sieht Gruppen über die Straße ziehen oder längs der Häuser kauern, die etwas geradezu rührend Thierisches haben. Unter den Lumpen und Fetzen wird überall das tiefbraune Fleisch sichtbar. Da sieht man Weiber, die einen etwa vierjährigen Jungen, der ein ganz zerrissenes Hemdchen trägt, an der Hand führen, während sie das zweite, etwa zweijährige Kind in ein schmutziges Tuch gebündelt auf dem Rücken schleppen und den Säugling an der Brust stillen. Und auch die Mädchen und Weiber der etwas besseren Klassen sind in ihrer Bekleidung schlampig, unsauber und unordentlich.

So sehen die meisten Leute aus, die beim Nahen des kühlen Abends die Hauptstraßen überfüllen und dichte, in der Ferne sehr malerisch wirkende, in der Nähe indessen höchst unangenehme Knäuel bilden, durch die man nur langsam seinen Weg sich bahnen kann.

Daß man um diese Stunden auf dem Stückchen Erde, auf dem sich das großstädtische Leben Mexicos am lebhaftesten entfaltet, nur sehr wenig vornehmen Leuten begegnet, findet

seine Erklärung wohl hauptsächlich darin, daß um dieselbe Zeit sich die elegante und begüterte Gesellschaft auf dem Paseo de la Reforma zum Stelldichein zusammenfindet. Da sieht es denn auch in der sechsten und siebenten Nachmittagsstunde wirklich sehr nobel aus.

Man ist überrascht von der großen Anzahl höchst eleganter Wagen mit trefflicher Bespannung, die da auf- und niederrollen. Außer dem zierlich und kokett gebauten Mexicaner Pferde sieht man namentlich schöne Exemplare der leistungsfähigen und edlen, langgestreckten und breitbrüstigen Pferde aus Kentucky. Für Isabellen, die bei uns ganz aus der Mode gekommen sind, und denen man eigentlich nur noch im Circus begegnet, müssen die Mexicaner eine besondere Vorliebe haben. Ich erinnere mich nicht, jemals soviel isabellenfarbene Pferde zusammen gesehen zu haben, wie auf dem mexicanischen Corso.

Die ganze Gesellschaft scheint sich zu kennen. Man begrüßt sich in der landesüblichen, sonderbaren, aber ungemein freundlich wirkenden Weise, indem man die rechte Hand erhebt und die beiden Mittelfinger schnell hin und her bewegt. Zwischen dem eleganten Fuhrwerk sieht man auch viele Reiter, und auf diesem Nachmittagsspazierritt legen die jungen Stutzer ihre kostbare Nationaltracht an: die enganliegenden, mit Silberknöpfen und silbernen Verschnürungen reichbesetzten Beinkleider und den mit Silber überladenen breitkrämpigen hohen Hut. Besonders kostbar sind die Sättel in getriebener Lederarbeit, mit reichster Ornamentik in Edelmetall. Der am Sattel befestigte Degen in lederner reichgeschmückter Scheide darf nie fehlen. So ein Sattel kostet zwischen zwölf- und fünfzehnhundert Mark.

* * *

Der Paseo de la Reforma beginnt an einem mit einem Denkmal geschmückten Rundplatze und bildet, ehe er sein Ende in Chapultepec erreicht, noch mehrere andere ähnliche Rondels; auf den drei ersten dieser „glorietas“ sind Standbilder errichtet. Der große Spazierweg zerfällt demnach in drei Haupttheile. Der erste Theil beginnt bei dem Platze mit dem Denkmal Carlos IV. und geht bis zu dem Rundplatze mit dem Denkmal des Columbus, der zweite von da bis zum Denkmal des Indianerkaisers Quauhtemoc und der letzte von da bis zum Schlosse von Chapultepec. Die beiden ersten Theile sind die hauptsächlich besuchten.

Als ein besonderes Glück ist es zu preisen, daß diese drei Standbilder ganz ungewöhnlich gelungen sind und einen wirklich hohen Kunstwerth besitzen. Von den kleineren Bronzestatuen, die die beiden Seiten des Fahrwegs umsäumen — ich weiß nicht, wieviel es sind, ein paar Dutzend werden wohl herauskommen —, läßt sich das nicht behaupten. Diese kleineren Standbilder stellen alle möglichen mexicanischen Größen dar, die dem Fremden nicht geläufig sind. Zum Glück verschwinden sie beinahe ganz. Aber die drei Hauptwerke, die in sehr vortheilhafter Aufstellung eine bedeutende Wirkung ausüben, sind wirklich schön.

Am vornehmsten, einfachsten und imposantesten ist wohl das Reiterstandbild des Königs Carlos IV. von Spanien, das auf einem schlichten vollkommen schmucklosen Sockel steht. Der Fürst sitzt auf einem riesig starken kräftigen Pferde, das im Verhältniß zur menschlichen Figur vielleicht ein bischen zu groß gerathen ist. Aber er sitzt fest darauf, in stolzer gebieterischer Haltung, und durch die einfache Kraft und Schönheit des Kunstwerkes geht, ich möchte sagen, ein Schlüter'scher Zug. Das Denkmal erinnert in der That sehr an unsern Großen Kurfürsten, und es ist mir vollkommen einleuchtend, daß ernsthafte Kunstkenner diese Statue Carlos IV.

den schönsten Reiterstatuen der Welt ebenbürtig an die Seite stellen.

Der Kunstwerth allein ist denn auch dafür entscheidend gewesen, daß die Verwaltung der Stadt in nicht genug zu rühmender Vorurtheilsfreiheit es geduldet hat, daß einer der spanischen Bedrücker in diesem Lande, das unter den spanischen Fürsten so unsagbar zu leiden gehabt hat, durch ein Denkmal geehrt wird. Man hat es übrigens für nöthig erachtet, sich auf dem Denkmal selbst gegen eine irrthümliche Auffassung des Monuments feierlich zu verwahren, Der Sockel enthält die Aufschrift: „Das Denkmal Carlos IV. ist unter dem letzten spanischen Vicekönig, Marques de Branciforte aufgestellt und am 9. December 1803 enthüllt worden. Nur als Kunstwerk bewahrt es die Stadt."

Es darf auch nicht verschwiegen bleiben, daß sich die Stadt zu dieser freien und vernünftigen Auffassung erst mit der Zeit aufgeschwungen hat. Das großartige Werk des spanischen Bildhauers Don Manuel Tolsa, großartig auch in Bezug auf seine Verhältnisse — Roß und Reiter sind beinahe sechzehn Fuß hoch, und es wiegt gegen sechzigtausend Pfund —, hatte unter der spanischen Herrschaft zunächst seinen Standplatz auf dem Hauptmarkte gegenüber der Kathedrale. Im Jahre 1822, als große Erbitterung gegen die Spanier herrschte, wurde es mit einem bretternen Verschlage verhüllt. Aber auch dieser große bretterne, blau angestrichene Kasten erregte noch soviel Aergerniß, daß man sich dazu entschließen mußte, das Denkmal im Jahre 1824 auf dem innern Hofe der Universität, wo es sich der öffentlichen Beachtung nicht aufdrängte, zu verstecken. Da blieb es denn bis zum Jahre 1852 ziemlich unbeachtet. Inzwischen hatte sich der Groll gegen die Spanier erheblich abgeschwächt — die Mexicaner sind überhaupt nicht nachtragend —, ein neues Geschlecht war herangewachsen, und der künstlerische Geist in der Verwaltung der Stadt war ge-

nügend stark, um die Uebersiedelung des schönen Bildwerkes nach dem Platze, den es heute einnimmt, durchzusetzen. Nicht als politische Huldigung, aber als vornehmster und edelster künstlerischer Schmuck steht es jetzt da und erfreut täglich die Tausende, die es beschauen. Der Volkswitz hat das ganze Denkmal und den Platz dazu wegen des ungeheuren Schlachtrosses „caballito“ getauft, und „Pferdchen“ wird es allüberall genannt. Die Bezeichnung hat dabei das Gute, daß der Name des Fürsten und des verhaßten Geschlechts niemals über die Lippen der Mexicaner zu kommen braucht.

Von anmuthigen Anlagen mit mächtigen hohen Beleuchtungskörpern umgeben erhebt sich das Christoph Columbus gesetzte Denkmal. Dieses Werk des französischen Bildhauers Cordier ist sicherlich viel weniger bedeutend, als die beiden anderen, aber es ist von durchaus gefälliger Wirkung und keineswegs zu unterschätzen. Auf dem Sockel sitzen, an die Säule gelehnt, welche die Hauptfigur trägt, die vier Mönche, die in dem schicksalsreichen Leben des Entdeckers eine besonders wichtige Rolle gespielt haben, unter diesen natürlich auch Fray Diego Deheſa, der eifrigste Fürsprecher des kühnen Schiffahrers bei Ferdinand und Isabella. Columbus steht in einfacher Stellung da, mit erhobener Rechten, mit der Linken von dem Globus zu seinen Füßen die Hülle abstreifend, so daß das neue Land sichtbar wird.

Das sonderbarste und jedenfalls interessanteste von allen aber ist das Denkmal des letzten Indianerfürsten Quauhtemoc, ein Werk des mexicanischen Indianers Don Francisco Jimenez. Der Künstler hat sich in richtiger Erkenntniß der ihm gestellten Aufgabe im Aufbau des Ganzen, sowie in der Ornamentik im Einzelnen, an die Motive gehalten, die er in den alten Denkmälern der aztekischen Kunst gefunden hat — selbstverständlich unter Ausscheidung des grotesk Fratzenhaften und ästhetisch Verwerflichen, und ohne sich in der freien Bewegung

der modernen Kunst durch sinnlose Alterthümelei irgendwie beengen zu lassen.

Das Denkmal steht auf erhöhtem Grunde, zu dem einige Stufen aufführen, und der von einer niedrigen Umfassungsmauer, die aztekische Fabelwesen bewachen — Löwen mit hoch aufgerichteter indianischer Kopfschmückung anstatt der Mähne —, umgeben ist. Das sehr hohe Piedestal besteht aus drei sich verjüngenden Stockwerken, die von einander durch breite, mit indianischen Ornamenten versehene Gliederungen getrennt sind. Das größere untere Geschoß trägt auf der Vorderseite die Aufschrift: „Zum Gedächtniß des Quauhtemoc und jener Krieger, die heldenmüthig für die Vertheidigung ihres Vaterlandes kämpften, 1521" — „A la memoria de Quauhtemoc y de los guerreros que combatieron heroicamente en defensa de su patria, MDXXI." Auf den beiden Seitenfeldern sind plastische Darstellungen aus den letzten Tagen der Indianerherrlichkeit und dem Beginn der blutigen Fremdherrschaft angebracht: auf der einen Seite die herzliche Begrüßung des Eroberers Cortez von dem allzu vertrauenden Montezuma, auf der andern Seite die Quittung für die Gastfreiheit: die Folterqualen des Quauhtemoc und seines Genossen. Es sind Reliefarbeiten von einer fast kindlich zu nennenden rührenden Einfachheit in der Composition und von tief eindringlicher Wirkung. — Das zweite Geschoß zeigt, von aztekischen Säulen eingeschlossen, in trophäenartiger Anordnung den Waffenschmuck der Wilden. Eine ähnliche, nur einfachere Ornamentik weist das oberste Geschoß auf, das der Figur als Sockel dient.

Die Figur des Helden ist dem Künstler in großartigster Weise gelungen. In stolzer gebietender kriegerischer Haltung steht er da, der gepriesene Held, auf dem scharfgeschnittenen charakteristischen Kopf den Helm mit den majestätisch aufsteigenden hohen Adlerfedern, um den nackten Leib das einfache,

nur an den Rändern verzierte, togaartige Gewand geschlungen, mit der mit dem Speer bewaffneten erhobenen Rechten zum Wurfe ausholend. In der That eine Gestalt wie die der Homerischen Helden, mit denen die mexicanischen Dichter den großen Quauhtemoc so oft verglichen haben. Das ganze Bildwerk gehört entschieden zu den eigenartigsten und eindrucksvollsten, die je ein Volk seinen Helden der Vergangenheit errichtet hat.

* * *

Vermuthlich werden die meisten meiner Leser dieselbe Frage stellen, die ich an meinen Begleiter richtete, als ich diesem schönen Denkmal zum ersten Male gegenüberstand: Wer ist Quauhtemoc? Und vielleicht werden auch sie mit mir ein gewisses Gefühl der Beschämung nicht unterdrücken können, wenn sie alsdann vernehmen, daß dieser Wilde in der That den größten Helden der Weltgeschichte an die Seite zu stellen ist, und daß es wahrscheinlich lediglich seinem barbarischen schwer auszusprechenden Namen zur Last fällt, wenn er neben den Edlen, die bis zum letzten Augenblick für das Theuerste, für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes, gekämpft, in antiker Größe ihren letzten Blutstropfen hingegeben haben, nicht mitgenannt wird.

Die Geschichte der Eroberung von Mexico ist eine der grausamsten, perfidesten, brutalsten und blutigsten, die die Welt je gesehen hat. Vertrauend und gastfrei kam Montezuma dem fremden Ankömmling Cortez entgegen. Man weiß, wie dieser ihm gedankt hat! Der Eroberer ließ alle Eingeborenen, die ihm in die Hand fielen, über die Klinge springen. Er zerstörte die Hauptstadt, die damals viel mächtiger und großartiger war, als sie jetzt, fast vierhundert Jahre später, wieder geworden ist, in Grund und Boden. Und das ist ganz wörtlich zu nehmen! Er ließ in Wahrheit nicht einen Stein auf dem

andern. Alle Paläste, alle Tempel, alle Zeugen der aztekischen Kultur, Alles, was an die Macht und den Glauben der Ureinwohner gemahnte, wurde dem Erdboden gleich gemacht, in Trümmer und Asche gelegt. Von der gewaltigen Stadt blieb nichts, auch nichts übrig! Und auf den Trümmern wurden die Wahrzeichen der Ueberlegenheit der civilisirteren Kriegskunst, die ersten spanischen Gebäude, aufgerichtet.

Während also der Fremde mit einer selbst in den Zeiten der Völkerwanderung wohl nie dagewesenen Barbarei im Lande hauste, starb der unglückliche Montezuma. Sein unmittelbarer Nachfolger herrschte nur kurze Zeit, und als letzter Kaiser der Indianer stieg Quauhtemoc zur höchsten Würde auf. Mit unerhörter Energie raffte er noch einmal die letzten, durch die furchtbaren Niederlagen demoralisirten Vertheidiger des eigenen Heerdes zu einer erheblichen Streitmacht zusammen und zog mit diesen in den hoffnungslosen Kampf gegen die mit Schußwaffen ausgerüsteten fremden Eroberer. Er wußte, daß sein Schicksal besiegelt war. Aber er wollte lieber im rühmlichen Kampfe fallen, als in der Schande der Fremdherrschaft leben. In bedeutungsvollen Schlachten schlug er die Eroberer zu verschiedenen Malen blutig auf's Haupt, bis endlich seine kleine Schaar todesmuthiger Krieger von dem überlegenen Feinde aufgerieben und er selbst mit seinen Getreuesten gefangen genommen wurde. Sechs Monate lang hatte er die Hauptstadt gegen die Fremden vertheidigt. Als alle Hoffnung geschwunden war, die Stadt länger zu behaupten, scharrte Quauhtemoc die unermeßlichen Schätze, die im Palaste des mexicanischen Kaisers geborgen waren, zusammen und versenkte sie in den See, damit sie nicht den Eroberern in die Hände fielen. Die brutale Eroberungswuth ließ es sich nicht bei dem Siege begnügen, nicht bei der Einnahme und Zerstörung der Stadt, nicht bei der Gefangenschaft und Unschädlichmachung des gefürchteten Helden Quauthemoc; sie wollte auch die Schätze der Indianerfürsten

haben. Und Cortez gab den Befehl, daß man Quauhtemoc und seinen Genossen so lange foltere, bis er das Geheimniß, wo die Schätze versenkt seien, offenbare. Die Beiden, der Kaiser und sein Freund, wurden mit festen Stricken gebunden, und unter ihren herabhängenden Füßen wurde ein Holzfeuer angezündet. Der furchtbare Schmerz entriß dem Genossen des Indianerherrschers unwillkürliche Klagelaute. Quauhtemoc verzog keine Miene und wandte sich mit einem Blicke des Vorwurfs an seinen Freund, indem er ihm sagte: „Bin ich vielleicht in einem Bade oder auf Rosen gebettet?“ In allen poetischen Verherrlichungen des letzten Indianerfürsten kehrt dieses berühmt gewordene Wort des neuen Mucius Scaevola wieder: „Estoy yo acaso en un baño ó en un lecho de rosas?“

Das ist Quauhtemoc, den das mexicanische Volk durch das schönste Denkmal des Landes geehrt hat.

---

c) Chapultepec.

Ueber den Paseo de la Reforma nach Chapultepec. — Der Park mit den Riesenbäumen. — Erinnerungen an Maximilian. — Der Blick von der Terrasse auf die Stadt und Umgebung.

Von Chapultepec kommend, hat man, wenn man den Paseo de la Reforma zur Stadt hinauffährt, in monumentaler Veranschaulichung einen zwar nicht ganz vollständigen, aber doch bedeutungsvollen Abriß der Geschichte dieses Landes: den Entdecker der neuen Welt, den letzten Helden der indianischen Größe und den letzten Schwächling der Fremdherrschaft, dessen Name in der Geschichte dieses Landes hinter dem seines großen Pferdes verschwunden ist. Ob diese Denkmäler die Hunderte, die in den Nachmittagsstunden an ihnen vorüber-

fahren und vorüberreiten, besonders nachdenklich stimmen — ich weiß es nicht. Jedenfalls sehen die eleganten Damen und modischen Reiter nicht danach aus.

Der Paseo ist der einzige Ort, an dem das großstädtische Leben Mexicos einen vornehmeren und fröhlicheren Anstrich hat.

Während der Zeit meines mexicanischen Aufenthalts, im März, fiel dieser Corso in die schönsten Stunden des Tages: in die Zeit des Sonnenuntergangs. Die untergehende Sonne bringt hier Lichtwirkungen hervor von geradezu unwahrscheinlicher Schönheit. Der ganze Himmel scheint zeitweilig in lodernden Flammen zu stehen. Und wenn das brennende Goldgelb allmählich erblaßt und sanftere Töne die unendliche Wölbung bedecken, erglänzen die beiden mächtigen Berge, die man gerade auf dieser Straße am schönsten sieht, in wundervollen rosigen Reflexen. Dann zeigt sich eine Erscheinung, die ich sehr oft beobachtet habe, ohne sie mir genügend erklären zu können. Sobald nämlich die Sonne gesunken ist, tritt plötzlich tiefe Dämmerung ein, die zunächst allen Farbenglanz erstickt. Nach kurzer Zeit aber nimmt der Horizont im Westen wieder eine intensivere Farbe an, lichtet sich immer mehr, erglüht auf's Neue, und noch lange, lange erglänzt der Abendhimmel in einem wundersam abgedämpften, aber hellleuchtenden goldigen Lichte, das erst im tiefen Dunkel des Abends erlischt. Diese Erscheinung läßt sich am besten durch den Satz ausdrücken, daß man hier zwei ganz verschiedene schnell aufeinanderfolgende Sonnenuntergänge am selben Tage hat.

Das Vergnügen der Corsofahrt dauert übrigens nicht lange. Gegen halb sechs Uhr fängt die breite Avenue an sich langsam zu beleben, zwischen sechs und halb sieben Uhr erreicht das elegante Treiben seinen Höhepunkt, und um sieben Uhr ist Alles vorüber. Zuletzt können sich die Vorüberfahrenden kaum noch erkennen.

Aber die bestimmten Stunden werden auch zu Zeiten innegehalten, wo man sich überhaupt nicht sehen kann. Der Corso richtet sich nämlich nicht nach dem Kalender, auch nicht nach der Witterung, sondern nach der Uhr. Wenn der Nachmittag auch noch so schön und kühl ist, kein Mensch läßt sich um diese Stunde auf dem Paseo blicken, und ist der Tag zu den einmal festgesetzten Stunden auch noch so staubig und heiß, der Paseo ist mit Wagen und Reitern gefüllt. So ist's nun einmal, und dabei bleibt es! Vormittags Spaziergang auf der Alameda, Abends Spazierfahrt auf dem Paseo — das ist im Sommer wie im Winter die für die vornehme Welt vorgeschriebene Tagesordnung, an der nicht gerüttelt werden darf.

Der Paseo de la Reforma führt, wie ich schon bemerkt habe, vom „caballito" an den Denkmälern des Columbus und Quauhtemoc vorüber in gerader Richtung zu der Höhe, auf der Chapultepec liegt.

Die Baulichkeiten auf dem dichtbewachsenen, von einem wundervollen Parke umgebenen Hügel dienen jetzt zur Beherbergung der Militärschule, der Sternwarte und zugleich auch zum Sommeraufenthalte des Präsidenten.

Chapultepec, das mit zur Stadt Mexico gerechnet wird, gilt als einer der schönsten Punkte des Landes, Enthusiasten behaupten sogar, der Erde. Der Park ist in der That ganz herrlich, mit uralten kolossalen Riesenbäumen bestanden, hier „ahuehuete" geheißen, die, wie ich glaube, der Cedernart angehören und den californischen Baumgiganten wenig nachgeben. Soviel schöne, mächtige, ungeheuerlich große Bäume in der unmittelbaren Nähe menschlicher Wohnungen und als Schmuck eines wohlgepflegten Parkes dürften in der That kaum ein zweites Mal in der Welt anzutreffen sein. Auch diese Titanen sind mit dem eigenthümlich poetischen und verderblichen schwebenden Moos behangen, das in dichten Flechten

von den starken Zweigen, die selbst den Umfang eines imposanten Baumes haben, wie Wittwenschleier wehmüthig herabwallt. Aber diese Riesen haben fast ohne Ausnahme der Aussaugung ihrer Schmarotzer widerstanden, und noch zeigt sich in den grünen Blättern das Leben, wenn auch bei einigen die ursprüngliche Kraft des Stammes sichtbar gelitten hat. Der Anblick dieser herrlichen Bäume von majestätischer Größe mit den mattgrünlichen, dichtverworrenen, schleierartigen Strähnen ist ganz wunderbar.

Ein gutgeführter, in langsamen Windungen bequem aufsteigender Weg, auf dem die starken Pferde den Wagen hinaufziehen, ohne den leichten Trab zu unterbrechen, bringt uns in kürzester Zeit vor die Thür, die zu dem breiten Vorhofe des Cadettenhauses führt. Auf dem Hofe schlendern in behaglichem Geplauder die jungen Zukunftsgenerale in ihrer saubern, kleidsamen, dem französischen Muster nachgebildeten Uniform und freuen sich der frischen, klaren, dünnen Luft und der köstlichen Aussicht. Die Militärschüler haben übrigens im September 1847 Chapultepec gegen den amerikanischen General Pillow mit großer Tapferkeit vertheidigt, und viele der hoffnungsvollen jungen Leute sind dabei auf dem Felde der Ehre gefallen. Ein würdiges Denkmal im Parke erinnert an die Heldenthat der gefallenen Jünglinge.

Wir überschreiten den Vorhof der Schule und treten in einen kleinen, auffallend sorgsam gehaltenen Garten ein, der das eigentliche Schloß umgiebt. Auf erhöhten Beeten, die mit üppigem, saftig grünem Rasen belegt sind, blühen allerhand Blumen, besonders schöne Stiefmütterchen. Dichtbelaubte Bäume, die allerdings mit den Riesen des Parkes da unten nicht zu vergleichen sind, beschatten die Wege. Hier und da sieht aus dem Grün eine Statue hervor, und in der Mitte ist ein Springbrunnen, der allerdings das Plätschern des Wassers eigentlich nur markirt. Wir werden darauf auf-

merksam gemacht, daß diese und jene Anlage vom „Erzherzog Maximilian von Habsburg", der hier residirt hat, und den man beileibe nicht „Kaiser Maximilian" nennen darf, herrührt.

Vom Kaiser und von Allem, was mit Maximilian überhaupt irgendwie in Verbindung steht, hört man nur zufällig und gelegentlich. Stillschweigend scheinen sich die Mexicaner das Losungswort gegeben zu haben, die österreichisch-imperialistische Episode als nicht vorhanden zu betrachten und Maximilian zu ignoriren. Wenn von dem unglücklichen Kaiser zufällig einmal die Rede ist, so geschieht es immer ohne alle Erbitterung, sogar mit einem gewissen wehmüthigen Bedauern und mit der freiwilligen Anerkennung, daß der arme Fürst es eigentlich redlich gemeint hat und nur als Opfer der napoleonischen Perfidie, seines unberechtigten Idealismus, eines verhängnißvollen Irrthums, schlechter Rathschläge und der eigenen Schwäche gefallen ist.

Von den Anhängern Maximilians sind sehr wenige übrig geblieben. Die Mexicaner, die dem Kaiser gedient, haben sich, sofern sie am Leben geblieben sind, entweder vollkommen zurückgezogen oder sich allmählich mit der nationalen Sache wieder befreundet. Von den mit Maximilian angekommenen Fremden ist nur eine verschwindend kleine Anzahl im Lande zurückgeblieben. Diese bewahren ihrem unglücklichen Herrn ein rührend anhängliches Gedenken und werden von den Mexicanern, welche die Treue respectiren, nicht nur vollkommen unbehelligt gelassen, sondern sogar mit einer gewissen Auszeichnung behandelt.

Unter den maximilianischen Schildhaltern ist — um das hier gleich einzuschalten — der getreuesten einer der Oesterreicher Dr. Kaska, eine in der Hauptstadt und im Lande bekannte und populäre Persönlichkeit. Dr. Kaska hat in intimen freundschaftlichen Beziehungen zu dem vor Kurzem verstorbenen

Pater Fischer gestanden, dessen Einfluß man den tragischen Untergang des Kaisers vor Allem zugeschrieben hat.

Es scheint allerdings festzustehen, daß die Nationalen es am liebsten gesehen hätten, wenn Maximilian geflüchtet wäre, und daß sie in diesem Falle keine Versuche gemacht haben würden, um ihn wieder in ihre Hände zu bringen. Es scheint auch richtig zu sein, daß Maximilian, als ihm die Augen über den Treubruch Napoleons aufgegangen waren, und als er sich keinen Täuschungen über den verhängnißvollen Niedergang seiner Herrlichkeit mehr hingeben durfte, die Frage erwogen hat, ob es nicht unter diesen Verhältnissen das Richtige sei, die Herrschaft freiwillig niederzulegen, abzudanken und in die Heimat zurückzukehren. Es ist auch wohl richtig, daß der vertraute Freund des getäuschten und enttäuschten Fürsten, der Pater Fischer, sich dieser Politik mit aller Entschiedenheit entgegengestellt hat. Aber nach den Documenten, die sich in den Händen des Dr. Kaska befinden, unterliegt es ebenfalls nicht dem geringsten Zweifel, daß Pater Fischer mit dieser Auffassung keineswegs vereinzelt dagestanden hat, daß vielmehr die Kaiserin Charlotte und alle Anverwandten Maximilians mit äußerster Energie die Ansicht vertreten haben, daß Maximilian durch seine fürstliche Ehre verpflichtet sei, bis auf den letzten Augenblick auf dem Posten, den er nun einmal eingenommen hatte, zu verharren, und daß selbst ein Untergang mit Ehren dem Aufgeben dieses Postens, das einer schimpflichen Flucht nicht unähnlich gesehen haben würde, vorzuziehen sei.

Und Maximilian selbst hat sich mit vollster Freiheit seiner Entschließungen nach ernsthaftester und gewissenhaftester Prüfung für das Ausharren entschlossen.

Daß der berüchtigte General Lopez, der bei der Gefangennahme des Kaisers und seiner Generale in Queretaro eine so überaus verdächtige Rolle gespielt, um sich von der

nur allzu berechtigten Beschuldigung des Verrathes an seinem frühern Herrn weiß zu brennen, die lügnerische Behauptung aufgestellt hat, Maximilian habe sich selbst eines schmählichen Verrathes schuldig machen und um den Preis seiner Ehre sein Leben retten wollen, ist von Dr. Kaska durch unwiderlegliche Schriftstücke von des Kaisers eigener Hand, die sich in seinem Besitze befinden, in sieghafter Weise widerlegt worden. Dr. Kaska hat urkundlich nachgewiesen, daß der von Lopez beigebrachte Brief, angeblich von Maximilians Hand, nichts Anderes als eine plumpe und unverschämte Fälschung war. Zu Ehren der Mexicaner sei es gesagt, daß sie den infamen Versuch, Maximilian noch im Tode zu verleumden, mit allgemeiner Entrüstung zurückgewiesen haben.

Der ausführliche Brief des Pater Fischer an Dr. Kaska, in dem sich Maximilians Beichtvater mit großer Entschiedenheit gegen den Vorwurf, durch seine Rathschläge den unseligen Fürsten in den Tod gehetzt zu haben, vertheidigt und als Beleg einen Brief der Kaiserin Charlotte im Original beifügt, in dem auch sie in Uebereinstimmung mit allen ehrlichen Freunden und gefürsteten Verwandten mit vollster Festigkeit für die Auffassung eintritt, Maximilian müsse unbedingt bleiben und sollte er dabei zu Grunde gehen, bildet eines der interessantesten Stücke der Sammlung des Dr. Kaska.

Unter den zahlreichen und sehr werthvollen Schriftstücken, die unzweifelhaft früher oder später der Geschichtsschreibung als wichtiges Material zur Verfügung gestellt werden dürften, befindet sich auch ein rührendes Gedicht des Kaisers, das einen erschütternden Eindruck macht. Das feste Vertrauen, der ernste, edle Wille, Gutes und Großes zu leisten, der unerschütterliche Glaube, daß er aller sich wider ihn aufbäumenden Schwierigkeiten Herr werden würde, ist darin in treuherziger Weise ausgedrückt.

In seiner Verehrung für den Kaiser hat Dr. Kaska

einen erheblichen Theil seines Vermögens darauf verwendet, alle erreichbaren Reliquien Maximilians und Charlottens in seiner Sammlung zu vereinigen. In seiner Wohnung, die man als ein Maximilian-Museum bezeichnen darf, finden wir die großen Tafelaufsätze, die demselben Service angehören, dessen Rudera jetzt in den unbewohnten Zimmern von Chapultepec herumstehen, ein vollständiges Porzellan-Service mit der kaiserlichen Chiffre und dem dazu gehörigen böhmischen Krystall und viele interessante und kostbare Gegenstände, die dem Kaiserpaare gehört haben, die Orden, die Garnitur seines Schreibtisches, die Uhren des Kaiserpaares und Dutzende von anderen individuellen Kleinigkeiten, die hier pietätvoll zusammengetragen sind und aufbewahrt werden. Zu den bemerkenswerthesten Stücken dieser Sammlung gehören noch die von den tüchtigsten Malern nach dem Leben gefertigten Portraitskizzen des Kaiserpaares in ganzer Figur und die Bildnisse selbst, die nach diesen Skizzen gemalt werden sollten, aber nur bis zur Brust fertig geworden sind. Als Kunstwerk ist das Bild der Kaiserin Charlotte das werthvollste. Es soll außerdem den Vorzug sprechender Aehnlichkeit besitzen.

* * *

Auch im Schlosse von Chapultepec hat Maximilian manche wichtigere bauliche Veränderung und Ausschmückung vorgenommen. Die Frescomalereien, mit denen die Außenwände bedeckt sind — mehrere allegorische Damen, über deren sinnliche Bedeutung ich mir klar zu werden nicht einmal versucht habe, weil sie mir künstlerisch zu wenig reizvoll erschienen —, sind unter Maximilian entstanden. Man bedauert kaum, daß sie jetzt schon nahezu verwittert sind. Man zeigt uns auch die Gemächer, in denen der arme Kaiser so unglücklich gelebt, und das enge, anspruchslose Stübchen mit dem schlichten

Bett, in dem er vergeblich den Schlummer gesucht hat. Jetzt sind da und in den wenigen anderen ungefähr zugänglichen Räumen aus dem ganzen Schloß die Möbel zusammengetragen, denn das Schloß wird abermals umgebaut und, wie es scheint, sehr gründlich. Es sieht also in diesem Augenblicke nicht sehr einladend aus.

Wäre aber auch das Innere noch so schön, es würde uns doch nicht reizen! An großartigen Schlössern und Fürstenpaläſten haben wir ja in Europa keinen Mangel. Uns aber treibt es hinaus auf die Terrasse, um das Bild, das bis zu diesem Augenblicke nur flüchtig an uns vorübergehuscht ist, aufmerksamer zu betrachten — das unvergleichlich herrliche Bild!

Ja, nun theilen wir das Entzücken der Enthusiasten. Der Blick von der Terrasse, die mit richtigem Verständniß für die landschaftliche Schönheit rings um das Schloß gebaut ist, ist geradezu überwältigend. Ueber die sauberen bunten Gärten und über den großen graugrünen Park blicken wir von unserer beträchtlichen Höhe weit hinweg über das ganze von der Bergkette umschlossene Plateau: in der Ferne, wie aus einer Spielschachtel eben ausgepackt, die große Stadt mit ihren flachen Häusern, die in der dünnen klaren Luft trotz der ziemlich beträchtlichen Entfernung so scharf und deutlich vor uns liegt, daß wir sie mit Händen greifen zu können vermeinen. Wir sehen die eigenthümlichen Thürme der zahlreichen Kirchen, vor Allem den stolzen Prachtbau der Kathedrale, Alles mit sonderlicher Deutlichkeit, nur in starker Verkleinerung, niedlich und schmuck. Alles Unschöne ist durch die Entfernung getilgt, alle Verlotterung geordnet, alle Unsauberkeit gereinigt. So mag das Riesenfräulein von Burg Niedeck die Stadt gesehen haben. Die Wellen der Bergkette schließen das anmuthige Bild ab.

Wir gehen einige Schritte weiter, und nun tritt an die

Stelle des Freundlichen und Niedlichen das Erhabene und Gewaltige. Da sind sie wieder, die beiden Vulcane, an denen sich das Auge nimmer satt sehen kann: die „weiße Frau" und ihr mächtiger Genosse, mit ihren schneeigen Häuptern die dunklen Wellenlinien des vorgelagerten Höhenzuges majestätisch überragend. Es ist ganz wundervoll! Immer wieder und immer wieder wird unser Blick auf die ruhige Feierlichkeit und vornehme Größe dieser einzig schönen Natur hingelenkt; und ich kenne in der That wenige Punkte der bewohnten Erde, die diesem an die Seite zu stellen wären.

Ja, Chapultepec mit der wundervollen Aussicht auf das grüne Land, auf das Thal, in dem die Heerden weiden, auf die malerische Hauptstadt mit ihren stolzen Thürmen, auf das liebliche Tacubaya und auf die bergige Umschlingung mit dem edelgeformten Ajusco, in dessen Klüften jetzt frischgefallener Schnee glitzert, und den beiden Bergkolossen, die ihre schneeige Hülle niemals abwerfen, ist wirklich bezaubernd. Und man begreift sehr wohl, daß sich hier ein idealer Schwärmer von jenen wundervollen Träumen umgaukeln lassen konnte, die von der brutalen Wirklichkeit so grausam zerstört werden sollten.

---

d) Oeffentliche Vergnügungen.

Der stille Abend. — Der Circus. — Das Teatro Principal. — Wie es im „Haupttheater" aussieht. — Die Vorstellung. — Das Teatro Nacional. — „Tannhäuser" in Mexico. — Oper auf Reisen.

Die Sonne stand schon tief, als wir von Chapultepec gerade zur guten Zeit zum Corso auf dem Paseo eintrafen. Und als wir in die Stadt fuhren, wurden die ersten Lichter angezündet.

Der Abend ist hier kurz und merkwürdig ruhig. Ich kenne keine stillere und anspruchslosere Hauptstadt als Mexico.

Gegen halb neun Uhr wird Feierabend gemacht. Alle Läden sind geschlossen. Die Leute ziehen sich in ihre Gemächer zurück, und die Straßen sind wie ausgestorben.

Es spricht sehr für die Solidität dieses Volkes, daß von Wirthschafts- und Kaffeehausleben hier so gut wie nichts zu finden ist. Auch an sonstigen Vergnügungen, wie sie die frivolen Großstädte bieten, ist erstaunlicher Mangel, und der Fremde, der keinen Anhalt an eingesessene Familien hat, weiß kaum, wie er den Abend todtschlagen soll.

Unter den sehr wenigen Theatern ist eigentlich auch nicht eine einzige Bühne, die den Fremden reizt. Eine ständige Oper giebt es nicht. Von Zeit zu Zeit bringt irgend ein Unternehmer hier eine italienische oder amerikanische Gesellschaft her, die dann zu kolossalen Preisen eine Reihe von Vorstellungen giebt; ich habe das Glück gehabt, zufällig eine recht gute Truppe zu sehen, aber im Allgemeinen soll es kein sogenannter Genuß sein, wie Lubowsky sagt.

Spektakel- und Ausstattungsstücke, Feerien und Ballets — von alledem ist hier gar keine Rede. Jene zwar nicht sehr würdigen, aber unter Umständen doch recht ergötzlichen Kunstanstalten, für die unsere moderne Sprache den freundlichen Ausdruck Tingeltangel gefunden hat, Bühnen mit „Specialitäten", mit arbeitenden „Artisten", mit Sängerinnen von Chansonetten und dergleichen, glänzen durch ihre Abwesenheit.

Vergeblich fragt man, wo sich das Volk hier eigentlich amüsirt? Es giebt auch keine Tanzbelustigungen, keine Volksbälle, es giebt auch keine Cafés, Concerte, geschweige denn ständige Concerthallen, in denen man gute Musik in leidlicher Aufführung hört. Und so könnte ich die Liste von Vergnügungsanstalten, die es nicht giebt, bis in's Unendliche verlängern.

Aber was giebt es denn?

Außer dem National-Theater, in dem, wenn es nicht von der gastirenden Operngesellschaft in Anspruch genommen wird, ziemlich mittelmäßige spanische Schauspieler mittelmäßige Stücke, besonders Uebersetzungen und Bearbeitungen der französischen, aufführen, existirt nur ein allenfalls erwähnenswerthes sogenanntes Rauchtheater, das augenblicklich eine Operettengesellschaft beherbergt, und der unvermeidliche Circus. Ueber diese beiden Quellen, die die nach Kunstgenuß dürstenden Mexicaner speisen, will ich noch einige Worte sagen.

Die Vorstellungen im Circus finden unter beinahe völligem Ausschluß von Pferden statt. Unter den zwanzig Nummern des Programms giebt es etwa drei oder vier, die mit Pferdedressur und Reiterstückchen etwas zu schaffen haben. Im Uebrigen wird der ganze Abend durch die üblichen Turner, Seiltänzer, Akrobaten, Jongleure u. s. w. gefüllt. Ein einziger unglücklicher Clown hat während der ganzen Vorstellung die Kosten des Humors zu bestreiten und für die Belustigung des Publicums zu sorgen. Es ist also so dürftig, wie man es sich nur denken kann. Das Publicum ist gerade so langweilig, wie die Vorstellung. Ich habe etwas Temperamentloseres nie gesehen.

Aber hier ist doch noch das Lokal ziemlich anständig und sauber. Aber nun erst das Teatro Principal!

Da war wieder einmal „Boccaccio" angekündigt — ich hatte dieselbe Operette erst vor wenigen Wochen von der französischen Gesellschaft in New Orleans gesehen, und gar nicht schlecht. Der Vergleich mit der mexicanisch-spanischen Kunst reizte mich. Und der Director hatte uns eine „herrliche Vorstellung" verheißen: „magnifica funcion por tandas."

Diese letzteren Worte erheischen, um in der Uebersetzung verständlich zu werden, eine kleine Auseinandersetzung. Wie in vielen Theatern Spaniens, so besteht auch hier die eigenthümliche Einrichtung, daß dem Publicum die Freiheit ge-

währt wird, sich nur einen Theil der Vorstellung anzusehen und in diesem Falle auch nur für das Bruchtheil der Vorstellung zu bezahlen. Man kann sich also bei gemischtem Zettel das Stück, das man gerade sehen will, aussuchen und braucht dann für das Uebrige, auf das man verzichtet, kein Geld auszugeben. Oder wenn nur ein Stück gegeben wird, zahlt man actweise so und soviel. Die „magnifica funcion por tandas" heißt also: „herrliche Vorstellung mit Schnittbillets" oder „mit Benutzung von Theilstrecken".

Die Vorstellung, der ich beiwohnte, hatte vier „tandas"; eine einactige Operette und drei Acte „Boccaccio". Der Eintrittspreis ist höchst bescheiden. Für den ganzen Rummel, also für alle vier „tandas" zusammen, zahlt man für einen Sitz im Parquet einen Dollar und für eine Loge mit fünf Plätzen vier Dollars fünfzig Centavos, für eine viersitzige kleinere Loge drei Dollars. Ein Schnittbillet aber, eine „tanda" für Parquet oder Loge, kostet nur fünfundzwanzig Centavos, also etwa achtzig Pfennig, und auf der Galerie sogar nur sechs Centavos, zwanzig Pfennig. Gegen Ende des Zwischenacts geht ein Beamter durch die Reihen des Parquets und der Logen, und die im Hause Verbleibenden haben ihre Berechtigung zu fernerem Aufenthalte durch Vorzeigung des Billets nachzuweisen, oder sie müssen für den nächsten Act ihre fünfundzwanzig Centavos berappen. Es ist gerade wie bei unseren harmlosen Tanzvergnügungen vor dem Thor, wo für jeden einzelnen Tanz gezahlt wird.

Für die bescheidene Summe, die hier für den Kunstgenuß gefordert wird — bei der Verschiedenheit des Geldwerthes zwischen dem unserigen und dem hiesigen ist der Eintrittspreis in der That lächerlich gering: ein Act kostet genau soviel, wie ein Seidel mexicanisches Bier, und für eine halbe Flasche importirtes Bier kann man die ganze Vorstellung sehen —, darf man nicht allzu hohe Ansprüche stellen; und

ich muß sagen, die künstlerischen Leistungen Einzelner sind hinter meinen gebührlich herabgespannten Erwartungen kaum zurückgeblieben.

Die Sängerin der Fiametta, die bei der erheblichen Vereinfachung des Personals zugleich alle wichtigeren Nummern der Anderen übernommen hatte, war zwar hochbetagt und recht wenig hübsch, aber man hörte ihrer wehmüthigen Stimme an, daß sie einst bessere Tage gekannt hatte. Die Künstlerin, die den Boccaccio spielte, war sogar ganz niedlich und sang nur manchmal falsch. Am auffallendsten war ihr Kostüm, es war rein, viel reiner als ihre Stimme. Suppés Name war als entbehrlich auf dem Zettel nicht genannt, die „aplaudida zarzuela" war anonym. Und man darf den Componisten dazu nur beglückwünschen, denn was aus der reizenden Operette hier gemacht wurde, war einfach gräulich!

Von einer solchen Verlüderung, Verschlampung und Verunstaltung des Kunstwerkes kann man sich keinen Begriff machen. Dabei die ergreifende Humorlosigkeit und Steifbeinigkeit der Künstler. Die burleskesten Scherze wurden mit Grabesmiene vorgetragen, und das ganze Werk wurde mit einer geradezu brutal zu nennenden Talentlosigkeit heruntergefledert, was nur das Zeug halten wollte.

Am eiligsten hatte es der Capellmeister, der seine vier „tandas" möglichst schnell abzuklappern sichtlich beflissen war. Für fünfundzwanzig Centavos „por tanda" sich auch noch anzustrengen! Und langsame Tempi! Weiter fehlte nichts! Der Capellmeister übertrug den witzigen Ausspruch meines Freundes Hugo Lubliner: „Klavier kann man gar nicht schnell genug spielen", auf die Musik im Allgemeinen. In seinem grauen Sommerröckchen saß er da auf dem erhöhten Stuhle und gesticulirte, als ob er einer blasenden und singenden Heerschaar von Tausenden zu gebieten hätte. Er selbst markirte die Einsätze durch kräftige Intonirung und rief mit

wohllautender, überall vernehmlicher Stimme dem Orchester und den Künstlern auf der Bühne seine besonderen Wünsche zu: „Fester einsetzen!“ „Los!“ „Schneller!“ „Noch schneller!“ Es ging überhaupt recht gemüthlich und zwanglos da zu. Von Zeit zu Zeit sah man irgendwo ein Licht aufblitzen. Irgend ein Señor steckte sich seine aus dem heimischen, stark duftenden Tabak gerollte Cigarette an. Selbstverständlich wurde gehörig gepafft. Es würde mir auch etwas gefehlt haben, wenn hier nicht geraucht worden wäre. Einen Musentempel wie diesen habe ich in der That nie gesehen.

Nicht blos seinem pomphaften Namen nach nimmt das „Teatro Principal“ in der Hierarchie der hiesigen Kunststätten eine der ersten Stellen ein. Der Rang wird ihm höchstens vom „Teatro Nacional“, das zugleich das erste Schauspielhaus und die große Oper ist, streitig gemacht. Auch durch seine räumlichen Verhältnisse hat es durchaus die Prätension einer großen hauptstädtischen Bühne. Das Parquet ist lang und breit. Vier Logenreihen thürmen sich übereinander. Wenn man die Augen halb schließt und auf einen Moment nur die Gesammtheit des Bildes ungefähr auf sich wirken läßt, so kann man beim Betreten des Saales wirklich glauben, daß man sich in einem anständigeren Theater befinde. Aber sieht man dann um sich — gerechter Himmel! Ist das ein Stall! Die wüste Vernachlässigung, die hier das Auge beleidigt, spottet jeder Schilderung!

Die engen harten Sitze des Parquets sind mit rother Wachsleinwand, die in den verwegensten Schattirungen schillert, die immer schmutzig, manchmal geflickt, manchmal zerrissen ist, überzogen. Die sogenannten Logen sind nichts weiter als viereckige Löcher in der Wand mit einer metallenen Stange, die etwa einen Fuß hoch über dem Boden angebracht ist, und über deren Zweck ich mir den Kopf zerbrochen habe. Sie dient weder als Schutzwehr noch als Deckung. Man sieht

also die Insassen in ganzer Figur. In den Logen stehen Strohstühle der allergemeinsten Qualität, zu fünfundzwanzig Centavos, etwa achtzig Pfennig das Stück. Das ganze Haus ist mit einem beleidigend gypsigen Weiß beklecksi, das zum Glück durch den Tabaksqualm und den Staub stimmungsvoll abgetönt wird. Von der barbarischen Häßlichkeit und Ungemüthlichkeit dieses Raumes, der leider noch ziemlich gut beleuchtet ist, wird es mir schwerlich gelingen eine richtige Vorstellung zu geben.

Und dabei diese Unsauberkeit! Die Theater gehören bekanntlich zu den schlimmsten Staubfängern, und es bedarf der äußersten Sorgfalt, um sie einigermaßen sauber zu halten. Da man die Mühe und Kosten der Reinigung scheut, hat man hier kurzen Proceß gemacht und überhaupt darauf verzichtet. Hier ist sicherlich niemals gefegt und gescheuert worden. Man braucht nur einen Blick auf den Fußboden mit seinem tief eingefressenen Staub, den massenhaft eingetretenen Cigarren- und Cigarettenstummeln und sonstigen Aufschichtungen unangenehmer Dinge zu werfen, um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen.

Unbegreiflich war es mir, daß auch Damen — unter den ziemlich zahlreichen Insassinnen der Logen schienen mir wenigstens einige Damen zu sein — in diesem Raume und in dieser Temperatur es aushalten konnten. Ich hatte mit meiner „tanda“ für den ersten Act des „Boccaccio“, der gegen zehn Uhr begann, vollauf genug. Auf dem Zettel steht übrigens, wie ich zur Begründung meiner skeptischen Auffassung in Betreff des weiblichen Besuchs hinzufügeu muß, folgender Vermerk: „Damen ohne Herrenbegleitung haben im Parquet und in den Logen des ersten Rangs keinen Zutritt.“ Ein Preisunterschied zwischen den verschiedenen Rängen besteht nicht, und gerade in den Logen des zweiten und dritten Rangs war das weibliche Element besonders stark vertreten. Die

Damen dieser höheren Regionen gehörten also wohl zu jenen vorurtheilsfreien, die weder Fräulein, weder schön, ganz ungeleitet in's Theater geh'n.

Hunde dürfen mitgebracht werden. Im Hauptgang des Parquets lagen zwei schöne große Doggen.

* * *

Am ersten Osterfeiertage, 29. März, wurde das „Teatro Nacional", das größte der Hauptstadt, das einzige sogar, das durch seine Einrichtung auf den Titel eines halbwegs anständigen Theaters ungefähr Anspruch machen kann, eröffnet. Diese Eröffnungsvorstellung hatte für uns einen besondern Reiz, da sie zugleich die erste Aufführung der deutschesten aller Opern in Mexico war: des „Tannhäuser" von Richard Wagner.

Die Wartburg in der unmittelbarsten Nachbarschaft des Popocatepetl — man durfte mit Recht darauf gespannt sein, wie das Experiment verlaufen würde. Nun, der Abend hat, um die Pointe gleich vorweg zu nehmen, allen Freunden der deutschen Kunst eine große und freudige Ueberraschung gebracht. Die Aufführung war sowohl in ihrem vocalen, wie in ihrem instrumentalen Theile im Großen und Ganzen vorzüglich, und das Publicum zeigte sich ungemein feinfühlig und verständnißvoll. Es darf allerdings nicht unerwähnt bleiben, daß die mexicanische Zuhörerschaft mit starken Elementen der deutschen Colonie, die hier durch ihren Besitz und ihre Intelligenz unter den Fremden weitaus die respectabelste Stellung einnimmt, sehr stark versetzt war; aber selbstverständlich bildeten die Einheimischen doch die überwiegende Mehrheit, und wenn das Wagner'sche Werk den Mexicanern nicht gefallen hätte, so würde der Enthusiasmus unserer Landsleute keinen Widerhall gefunden, vielleicht sogar Oppo-

sition hervorgerufen haben. Der Erfolg war aber ein ungewöhnlich starker, herzlicher und echter.

Schon nach der Ouverture erhob sich ein solcher Sturm des Beifalls, daß er erst beschwichtigt werden konnte, als nach einigen zögernden Minuten der Capellmeister sich dazu entschloß, den Schlußsatz — vom Einsetzen des Pilgerchors an — zu wiederholen. Auch während der Vorstellung wurde bei offener Scene zu wiederholten Malen sehr lebhaft geklatscht, aber immer nur auf ganz kurze Zeit, da die Zuhörer von der rastlos weiterlaufenden Musik keinen Ton verlieren mochten. Venus, die den nach Erdenqual schmachtenden Sänger zurückhalten will, Elisabeth, die in der festlichen Halle der Erwartung des heimkehrenden Freundes jubelnden Ausdruck giebt, der Einzug der Gäste, die Liebeslieder Wolframs und Walthers, Elisabeths Gebet und Wolframs Lied an den Abendstern wurden mit zwar nur Augenblicke währendem, aber um so kräftigerem Beifall begrüßt; und nach den Actschlüssen war des Klatschens, des Hervorrufens kein Ende. Mit einem Worte: es war ein Erfolg von echtem Schrot und Korn. Und die wirklich gute Aufführung hat sich redlich darum bemüht.

Die Operngesellschaft, die hier eingezogen war, besaß keinen wirklichen „Stern". Und das war eigentlich ihr Hauptvorzug. Ihre hervorstechende Eigenthümlichkeit beruhte in dem sauber abgeglätteten und wohlausgeglichenen Ensemble. Gerade das ist aber bei Gesellschaften dieser Art, die durch die Speculation zusammengetrommelt werden, und bei deren Bildung und Ausgestaltung das willkürliche Walten des Zufalls eine erhebliche Rolle spielt, eine große Seltenheit. Das Hauptverdienst gebührte ohne Zweifel dem Capellmeister Adolf Neuendorff, dem künstlerischen Leiter des Unternehmens. Er gebot über ein gutes Dutzend Solisten, die die für diesen Zweck nothwendigsten Requisiten, musikalische Sicherheit, eiserne

Ausdauer und unermüdliche Leistungsfähigkeit, besaßen, über einen leidlichen Chor und einen ganz ausgezeichneten Stab von „Profesores“, wie man hier die Orchestermitglieder nennt.

Die Sänger und Sängerinnen entfalteten also nicht gerade jene gewaltigen Qualitäten, die zu enthusiastischen Kundgebungen begeistern, aber keiner unter ihnen störte durch auffällige Mängel im Organ, im Gesang und Spiel. Sie standen in ihrer großen Mehrheit auf der freundlichen mittlern Höhe einer gutgeleiteten Provinzialbühne vornehmeren Ranges, und die Besten unter ihnen würden sich wohl mit Ehren auf jeder ersten Bühne haben behaupten können.

Da nun aber jede künstlerische Unternehmung hier zu Lande ihren Stern haben muß, so war die Primadonna, Fräulein Emma Juch, dazu ausersehen worden, dem Kinde ihren Namen zu geben: eine Blondine von angenehmer Erscheinung, mit zwar nicht großen, aber sympathischen Stimmmitteln, mit künstlerischem Geschmack und eine gute Darstellerin obenein. Als „Emma Juch-Gesellschaft“ war die Oper schon seit langen Wochen mit allen Mitteln der amerikanischen Reclame angekündigt worden. Der Name dieser Künstlerin, der sich in den Vereinigten Staaten — man sollte es bei diesem Eigennamen, der in der englischen Aussprache noch weniger wohllautet, kaum für möglich halten — eines guten Klangs erfreut, ist in Deutschland völlig unbekannt. Man darf sich eigentlich darüber wundern, denn Fräulein Juch gehört, ohne zu den Gesangsphänomenen gerechnet werden zu dürfen, doch jedenfalls zu den sehr guten und beachtenswerthen Künstlerinnen.

Seit nahezu einem Monat waren also in allen Schaufenstern der belebten Straßen große Photographien der Primadonna in allen möglichen Kostümen und verführerischen

Stellungen und an allen Straßenecken riesige Plakate mit lebensgroßen und überlebensgroßen Holzschnitten im Buntdruck zu erblicken. Tag für Tag brachten die Zeitungen Mittheilungen über die Zusammensetzung der Gesellschaft, über die Erfolge, die sie anderwärts davongetragen hatte, bis endlich vor einigen Tagen an den Ecken in fußhohen Buchstaben das Telegramm angeschlagen war, daß sich die Operngesellschaft auf den Weg nach Mexico gemacht habe. Dann hieß es: „Der Specialzug mit der Emma Juch-Oper ist hier eingetroffen", dann: „Die Proben haben begonnen", und endlich: „Morgen erste Vorstellung".

Daß die große Pauke gehörig geschlagen werden mußte, um das Haus genügend zu füllen, wird man begreiflich finden, wenn man die Preise hört, die hier gefordert werden müssen und gezahlt werden. Die Emma Juch-Gesellschaft gab zwölf Vorstellungen. Der Abonnementspreis betrug für die achtsitzige Loge im ersten Rang vierhundert Dollars (etwa vierzehnhundert Mark), im zweiten Rang dreihundert und im dritten Rang zweihundert. Die kleinen Logen mit vier Plätzen auf der hohen Galerie kosteten achtzig Dollars. Jeder Platz im Parterre kostete fünfzig Dollars. Der Preis für jede einzelne Vorstellung betrug den zehnten Theil des Abonnements, also die Loge im ersten Rang — Einzelplätze werden zu den Logen nicht verkauft — kostete für den Abend vierzig, das Parquet fünf Dollars u. s. w.

Allerdings erreichen die Spesen eine dem Eintrittsgelde entsprechende Höhe. Die Gesellschaft bestand aus sechsundneunzig Personen, die also gerade in vier Pullman'schen Schlafwagen, jeder zu vierundzwanzig Betten, Platz finden konnten.

Das ganze Geschäft ist darauf basirt, daß keine Stunde verloren wird. Von den größeren Städten, in denen die Künstler einige Wochen bleiben, werden an den Tagen, die

in dieser großen Stadt theaterfrei sind, sofern es die Communicationsverhältnisse irgend gestatten, kleine Streif- und Raubzüge in die mittleren Städte der Nachbarschaft unternommen. Was man so unter Nachbarschaft in diesem Welttheil der unbebauten Strecken versteht! Entfernungen von zehn, zwölf Stunden in der Bahn werden als nichts Erhebliches erachtet. Und was von den Künstlern an physischen Leistungen gefordert wird, was diese auch thatsächlich vollbringen, klingt einfach unglaublich. Es geht in unausgesetztem Galopp. Seit Mitte August hatten die Künstler die Kleinigkeit von zwanzigtausend Meilen auf den Schienen zurückgelegt! Es gehörte keineswegs zu den Seltenheiten, daß sie nach zwölfstündiger Fahrt in einer Stadt landeten, in der die Kosten natürlich durch das vorherige Abonnement gedeckt waren, und daß sie nicht einmal die Zeit hatten, in's Hotel zu gehen, sondern vom Wagen unmittelbar in's Theater sich begaben. Anderthalb Stunden nach ihrer Ankunft begann die Vorstellung, und zwei Stunden nach Schluß ging's weiter, vielleicht wieder zwölf Stunden lang, nach einem andern Städtchen.

Ermattung giebt's nicht. Unter allen Umständen muß das contractliche künstlerische Quantum geliefert werden.

Daß es da an allerhand ergötzlichen Zwischenfällen nicht fehlen kann, ist leicht begreiflich. Unsere Gesellschaft hatte noch vor wenigen Wochen in Los Angeles, Californien, ein merkwürdiges Erlebniß. Wegen einer Bahnstörung hatte sich der Zug um sechs Stunden verspätet. Die Vorstellung war zur achten Abendstunde angesetzt. Die Künstler trafen aber erst um halb zehn in Los Angeles ein. Dort wurden sie vom Agenten an der Bahn mit den Worten empfangen: „Das Publicum wartet.“ Also alle Mann sofort in's Theater!

In den verschiedenen Garderoben erfolgte zunächst die

sehr nothwendige gründliche Reinigung. Inzwischen waren die Garderobenkörbe schon ausgepackt, die Decorationen gestellt, und um ein Viertel zwölf konnte Neuendorff aufklopfen, und die Introduction zu „Carmen" begann.

Was hatte nun das Publicum von acht bis ein Viertel zwölf angefangen?

Nach der Ankündigung des Directors, daß der Zug eine starke Verspätung habe, und daß die Vorstellung deswegen wohl werde ausfallen müssen, hatte sich eine ganz parlamentarische Debatte entwickelt: ob man das Geld von der Kasse wiedererheben wolle, wozu sich der Director natürlich hatte bereit erklären müssen, oder ob man warten wolle. Schließlich hatte sich die Mehrheit bei der Abstimmung für das Letztere entschieden. Die freundlichen Theaterbesucher hatten nun sofort gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Es herrschte bald im ganzen Raume eine große Gemüthlichkeit. Gemeinsame Gesänge wurden angestimmt, und schließlich erbat sich einer der Herren das Wort, um unter allgemeiner Zustimmung den Vorschlag zu machen, daß man aus den nahegelegenen Wirthschaften sich das Abendessen kommen lassen solle. Nach einer halben Stunde sah man in den Reihen des Parquets und in den Logen von berufsmäßigen und freiwilligen Kellnern Speisen und Getränke herumreichen, und das gemeinsame Souper wurde in heiterster Stimmung eingenommen. Während des Essens erschien der Director wieder vor seinem Publicum, um die mit großem Jubel aufgenommene Mittheilung zu machen, daß die Künstler soeben eingetroffen seien, und daß die Vorstellung in einer Stunde etwa ihren Anfang werde nehmen können. Und so geschah es denn auch.

Als die Musiker in den Orchesterraum eintraten, wurden sie mit freudigen Zurufen und Beifall begrüßt. Während der ganzen Vorstellung verharrte das wohlgelaunte Auditorium

in freudiger Stimmung, und gegen 3 Uhr Morgens verließ es entzückt von dem Kunstgenusse das heiße Haus.

Daß unter den sechsundneunzig unbedingt erforderlichen Personen, zu denen außer den Solisten, dem Capellmeister, dem Regisseur und Inspicienten und den dienenden Geistern niedrigerer Ordnung, wie Garderobièren, Theaterfriseur u. s. w., ferner ein ziemlich kopfreicher Chor gehört, das Orchester nicht stark sein kann, läßt sich an den fünf Fingern abzählen. Es waren in der That nur fünfundzwanzig ständige Orchestermitglieder unterwegs. Es waren aber sehr gute, solide, echt deutsche Musiker, von denen jeder einzelne Vorzügliches leistete. In den großen Städten bilden sie den Stab, zu dem noch fünfundzwanzig heimische Künstler vom Theater hinzugestellt werden müssen. Diese jedesmalige Neubildung des Orchesters erschwert die Arbeit des Capellmeisters und der ständigen Orchestermitglieder natürlich ungemein, da zu jeder Oper besondere Proben abgehalten werden müssen. Und wenn man bedenkt, daß die Neuendorff'sche Gesellschaft die schwierigsten und größten aller Opern giebt, die Wagner'schen, und daß hier zum Beispiel fünfundzwanzig Mexicaner, die nie einen Ton Wagner gehört oder gespielt haben, hinter die Stimmen des „Tannhäuser", des „Lohengrin", des „Fliegenden Holländer" gesetzt wurden, so leuchtet es ein, daß nahezu alle Stunden des Tages und viele Stunden der Nacht von diesen schwierigen und langwierigen Proben in Anspruch genommen wurden.

Den Luxus des auf 50 Mann verstärkten Orchesters gönnt man sich allerdings nur in den großen und größeren Städten, also wie hier so in San Francisco, Chicago, Milwaukee, Philadelphia, Baltimore u. s. w. In den kleineren behilft man sich mit der Kerntruppe der getreuen fünfundzwanzig Mann. Mit diesem kleinen Orchester werden die größten Opern, also auch die Wagner'schen, aufgeführt.

Manches muß natürlich zu diesem Zwecke sinnreich uminstrumentirt werden, aber es geht, und es soll sogar nicht schlecht gehen. Die Bläser sind ungefähr complet. Das Streichquartett ist allerdings ein bischen dünn, aber es sind, wie gesagt, sammt und sonders gute, absolut verläßliche Künstler. Und die Herren und Damen da oben in Helena und Vancouver, die an eine ständige Capelle von acht bis neun Personen gewöhnt sind, sind nicht so anspruchsvoll und finden das Neuendorff'sche Orchester ganz imposant.

Genügsamkeit ist ja ein Grundzug der Amerikaner. Sie schicken sich in Alles und acceptiren die gegebenen Thatsachen mit bewundernswerthem Gleichmuth. In den kleinen Städten, in denen die Kunstliebhaber ebenfalls sehr gepfefferte Preise zahlen müssen, sind die Theater, wenn es deren überhaupt giebt, mit Decorationen und Requisiten natürlich auf das Dürftigste ausgestattet, und auf den gelegentlichen Ausflügen nach diesen Plätzen, die nur nebenher mitgenommen werden, wird der schwerfällige und umständliche Kram nicht mitgeschleppt. So hatte man denn vor einigen Wochen den Ladies und Gentlemen von Montana den „Freischütz" in einer Ausstattung vorgeführt, die mehr durch liebliche Einfachheit, als durch charakteristische Echtheit hervortrat. Decorationen waren eben nicht zur Stelle. Im Hintergrunde wurde im ersten Act das amerikanische Sternenbanner entfaltet, im zweiten Act, Wolfsschlucht, wurde ein Spiegel darauf gehängt und im dritten Act die englische Flagge, die einzige noch verfügbare Draperie, in malerischem Faltenwurfe angebracht. Aber so ging's auch. Das Haus war vollbesetzt, das Publicum entzückt von der Weber'schen Musik und der vortrefflichen Aufführung, und kein Mensch vermißte die bewußte Eule mit dem regelmäßigen Klappen der Flügel und die harmlosen Schreckbilder der wilden Jagd.

Auch bei der hiesigen Aufführung des „Tannhäuser"

stellte übrigens das Decorative an die Phantasie der Zuschauer etwas gewagte Ansprüche. Der Venusberg wurde im Hintergrunde durch die weithin glänzende Wasserfläche einer tropischen Bucht, über der der tiefblaue Himmel lacht, und an deren Ufer in weiter Ferne sich ein phantastisches Schloß erhebt, veranschaulicht; davor als einziges Versatzstück ein Mittelding zwischen Omnibus und Gartenlaube: das sehr unbequeme Lager der Venus, das sich bei der Verwandlung langsam in Bewegung setzte und sich mit der liebevollen Göttin gemächlich in die Büsche vor Eisenach schlug. Kein Mensch hat daran Anstoß genommen.

Die Grundlage des Unternehmens einer reisenden Oper ist eine lediglich geschäftliche, sogar ziemlich brutal geschäftliche Speculation, mit unbarmherziger Ausbeutung der menschlichen Kraft. Die Wirkung war aber hier durchaus vornehm und edel. Schließlich war es doch dem unternehmungskühnen Impresario allein zu danken, daß die großartigsten Schöpfungen der neudeutschen Kunst über den ganzen großen Continent des nordamerikanischen Festlandes und bis hierher in das Herz des Aztekenlandes getragen wurden.

Und gerade weil das nüchtern Geschäftliche, das Geldverdienen, den Plan gezeugt hatte, war es um so erstaunlicher, daß der Ausführung nichts davon anhaftete, und um so rühmlicher, daß in dieser athemlosen Abhetzung das Handwerksmäßige das Künstlerische nicht verdrängt hatte. Die Aufführung des „Tannhäuser" machte durchaus den Eindruck des Künstlerischen und Vornehmen. Sie zeugte von Ernst, Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt. Und die Künstler, die zum großen Theil unsere Landsleute waren, durften sich mit Recht etwas darauf zu Gute thun, die Wagner'sche Oper in dieser Gestalt den Mexicanern vermittelt zu haben.

e) Vernünftige und unvernünftige Einrichtungen.

Späte Theaterstunden. — Die Nachtwächter. — Der Hauswächter. — Nächtliche Aerzte. — Versuch, den Straßen ihre ehrlichen Namen zu nehmen.

Zu den vielen Unbegreiflichkeiten, die uns in diesem sonderbaren Lande entgegentreten, gehört auch die, daß in Mexico, wo das öffentliche Leben so früh erlischt, die öffentlichen Vergnügungen, oder was man so nennt, so ungewöhnlich spät anfangen. Nach dem Zettel ist der Beginn der Vorstellung in den Theatern und im Circus auf drei Viertel neun angesetzt; aber erst gegen halb zehn kommt die Sache in den rechten Schwung. Die Vorstellungen endigen erst nach Mitternacht. Von neun bis zwölf Abends sind auch die Hauptstraßen fast menschenleer. Nach Mitternacht scheint die Stadt dann auf kurze Zeit aus dem Schlafe zu erwachen. Die nach Hause eilenden Theaterbesucher bringen alsdann auf knappe Zeit wieder etwas Leben in die Bude. Dann herrscht wiederum Todtenstille.

Das nächtliche Mexico, das, wie ich schon bemerkte, an den kalendermäßigen Mondscheintagen öffentlich nicht beleuchtet wird, und das mir in diesem poetischen Halblichte ganz besonders gefallen hat, hat übrigens zwei sehr vernünftige Einrichtungen, die andere Großstädte acceptiren sollten. Zunächst die mit den spanischen Städten gemeinsame Einrichtung, daß die Nachtwächter stets mit einer Laterne versehen sind, die sie an den Straßenecken oder in die Mitte des Fahrdamms stellen, sobald sie Rast machen, so daß man auf große Entfernung hin immer sehen kann, wo man den Nachtwächter findet. Die öffentliche Nachtwache ist hier übrigens vortrefflich organisirt und ungewöhnlich stark. An jedem wichtigeren Kreuzungspunkte und in jeder Straße sieht man in geringen

Abständen am Boden die röthliche Petroleumflamme, die dem Bürger die Gewißheit giebt, daß das Auge des Gesetzes wacht. Schwere nächtliche Verbrechen, Einbrüche und dergleichen, kommen hier fast gar nicht vor.

Die klimatischen Verhältnisse und die von der Kultur noch nicht verweichlichte Beschaffenheit der Indianernatur ermöglicht es, daß auch die Häuser besser bewacht werden, als bei uns. Der Fremde, der Abends in's Gasthaus zurückkehrt, braucht nicht, wie so oft bei uns, so und so lange vor der Thür zu stehen, bis der schlaftrunkene Hausknecht ihm öffnet. Bei dem ersten leisen Schlage des Thürklopfers hört er sofort, wie von innen die Kette gelöst wird, und gleich darauf erschließt sich die Thür. Der indianische Hauswächter schläft nämlich nicht im Zimmer, sondern im Hausflur, unmittelbar neben der Eingangsthür. Abends wird da eine Matratze hingelegt, er mummelt sich in seine wollene Decke ein, und beim geringsten Geräusch an der Thür wacht er auf. Auch die anderen Diener des Hauses scheinen keine eigene Stube zu haben und schlafen auf den Gängen des Patio, wo sie allabendlich ihre primitive Ruhestätte bereiten. Da die Nächte in Mexico immer ziemlich frisch sind, und der große viereckige Hof nicht gedeckt ist, so müssen die Leute, die eigentlich im Freien schlafen, gegen Erkältungen gefeit sein. Offenbar sind sie gegen Wind, Wetter und Feuchtigkeit abgehärteter als wir, denn auf dem steinernen Boden, dessen Kälte die dünne harte Matratze kaum genügend abhalten dürfte, schlafen sie, in ihre wollene Decke eingehüllt, wie ich aus eigener Wahrnehmung constatiren kann, recht fest und schnarchen gehörig.

Die andere vernünftige Einrichtung, die der Nachachtung vielleicht zu empfehlen wäre, ist die: Diejenigen Aerzte, die sich des Nachts zur Ausübung ihres Berufs jederzeit willig bereit erklären, haben vor ihrem Fenster nach der Straße hinaus große helle, weithin leuchtende Laternen mit der Auf-

schrift: „Arzt zu jeder Stunde der Nacht zu sprechen" — „medico a toda hora de la noche".

Eine städtische Einrichtung neuesten Datums dagegen, die das Kopfschütteln jedes Fremden erregen muß, und die auch auf den entschiedensten Widerspruch der Einwohnerschaft gestoßen ist, ist die behördlich decretirte Umtaufung aller Straßen. Diese Willkürmaßregel, die überall sehr schwer durchzuführen wäre, ist gerade in diesem Lande, das sich allen Neuerungen entschieden abhold zeigt und an dem einmal Vorhandenen mit bemerkenswerther Zähigkeit festhält, vollends verwunderlich und räthselhaft. Das Decimalsystem ist im Münzwesen seit langen Jahren hier eingeführt. Und noch heute rechnen die Leute nach ihren Pesetas, Reales, Medios, Cuartillas und Tlacos, gerade wie sie früher gerechnet haben. Die alten Münzen sind längst eingezogen, und die Bezeichnung ist vollkommen antiquirt. Es ist sogar ein gewisses Rechenkunststück erforderlich, um die alten Münzsorten in das neue System zu bringen. Aber die Leute aus dem Volke bringen dies Kunststück mühelos fertig, und im Kleinkram wird trotz aller obrigkeitlichen Verbote noch immer nach dem längst verschwundenen Geldwerthe gerechnet. Aber in diesem Falle war die Einführung eines neuen und rationellen Modus durchaus berechtigt und für den allgemeinen Weltverkehr von entschiedenem Vortheil. Die Nothwendigkeit aber, oder auch nur das Wünschenswerthe, eines schönen Tages hier die sämmtlichen Straßen ihrer alten ehrlichen Namen berauben und an deren Stelle eine geographisch-algebraische Formel setzen zu wollen, ist schwer zu erkennen.

Ganz ähnlich wie die neuamerikanischen Städte ist auch Mexico nach einem klar angelegten Plane fast durchweg regelmäßig gebaut und in Quadrate eingetheilt. Das hat nun irgend einen strebsamen Communaltyrannen auf den verzweifelt thörichten Gedanken gebracht, auch die amerikanischen

Straßenbezeichnungen mit Ziffern und Zahlen und der Himmelslage, ohne individuelle Benennung, hier einführen zu wollen. Er ist dabei gewiß sehr scharfsinnig, jedenfalls sehr methodisch vorgegangen, und wenn man den Schlüssel kennt, findet man sich nach dieser Bezeichnung in der That sehr leicht zurecht. Die Stadt ist in vier Theile zerlegt. Die Längsstraßen heißen Ost- und West-Avenuen, die Querstraßen Nord- und und Südstraßen. Die einen haben Buchstaben, die anderen Zahlen erhalten. Auf dem Papier macht sich das recht hübsch und klar.

Die geistreiche Verwaltung, die dieses Bezeichnungssystem adoptirt hat, hat nun also mit einem einzigen Striche alle Sondernamen der Straßen wegwischen und durch die Bezeichnungsformel verdrängen wollen. An allen Ecken sind kleine blaue Schilder angebracht, die in deutlicher Schrift diese Hieroglyphen zeigen. Natürlich kümmert sich kein Mensch darum. Daß die überweisen Stadtordner die unglaubliche Thorheit begangen haben, die Macht der Ueberlieferung zu verkennen, ist geradezu unfaßbar. Sie hätten sich doch sagen sollen, daß die alten historischen Namen fest und tief eingewurzelt im Volke sitzen und sich durch ausgeklügelte Spitzfindigkeiten nicht beseitigen lassen. In den neuen Städten Amerikas, in denen Alles eben von Grund auf erst geschaffen wird und kein Hinderniß der Vergangenheit aus dem Wege zu räumen ist, da mag diese nüchterne Bezeichnung durch Buchstaben und Zahlen gewiß sehr praktisch sein; hier aber rennt diese Neueinführung an das feste Bollwerk einer unerschütterlichen Ueberlieferung. Hier heißen die Straßen seit Jahrhunderten so und so, und das Alter hätte respectirt werden sollen.

Die Straßen haben daher auch im Volksmunde und überall ihre auf dem Papier durch administrative Ordnung beseitigten charakteristischen Namen ruhig beibehalten, und die

kleinen blauen Schilder an der Ecke dienen nur dazu, irre-zuführen. Nicht einmal die Droschkenkutscher wissen Bescheid, wenn man die officiell richtige Adresse angiebt. Es ist auch schwer zu verlangen, daß ein Mexicaner, der sein ganz Leben durch die Calle San Francisco gegangen ist, auf einmal merken soll, daß der eine Theil jetzt Avenida Poniente 4, der andere Theil Avenida Oriente 4 heißen soll. Den wahren, den alleinigen, den alten Namen der Straßen findet der Fremde nirgends!

Wenn die mexicanische Stadtverwaltung vernünftig sein wollte, so würde sie den Muth haben, einzugestehen, daß sie einen dummen Streich begangen hat, die heillose Verwirrung zwischen der officiellen Bezeichnung und dem wahren Namen beseitigen und die alten Straßenbezeichnungen wieder ein-führen.

---

f) Altmexicanische Kunst.

Jugend der mexicanischen Alterthümer. — Mangel an Ueberlieferungen. — Die sogenannte Kultur der alten Azteken. — Charakter der alten Kunstwerke. — Streit unter den Gelehrten über deren Bedeutung. — Die Hauptwerke: der Kriegsgott, Götter der Erde und des Todes, Göttin des Wassers, Kalender- und Opferstein, das christliche Kreuz, Chac-Mool, der traurige Indianer, der Häuptling. — Waffen, Geräthe, Masken, Obsidian-Arbeiten.

Mit den Worten: „Aelter als Egypten" beginnt die Schilderung der mexicanischen Herrlichkeiten von Rean Campbell. Vielleicht hat der Umstand, daß man Mexico immer in einem Athem mit dem ältesten Kulturlande nennt, dazu beigetragen, daß, wenn von den Ureinwohnern Mexicos, von deren Sitten und Gebräuchen, von deren Kultur und den Zeugen der prähistorischen Zeit die Rede ist, leicht eine stark anachronistische Auffassung platzgreift. Man denkt eben unwillkürlich an Zeiten, die ein paar Jahrtausende zurück liegen,

an eine Kultur und Kunst, die womöglich mit denen der Pharaonen etwa gleichalterig sind; aber auch besser Unterrichtete sind ganz überrascht, wenn sie hören, daß die alten Denkmäler, deren Entstehungszeit festzustellen gewesen ist, erst aus der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammen. Die historischen Zeiten in Mexico fangen eben etwas spät an, und es erscheint geradezu unbegreiflich, daß uns die Ueberlieferung von den uns gar nicht so fern liegenden Tagen so gut wie nichts überbracht hat.

Die rohen spanischen Eroberer haben allerdings nicht das geringste Interesse daran gehabt, Ueberlieferungen der Azteken und der anderen mexicanisch-indianischen Stämme aufrecht zu erhalten. Sie haben im Gegentheil unter Anwendung der unmenschlichsten Gewaltthaten Alles gethan, was irgend denkbar war, um den blutigen Abschnitt zwischen der alten und neuen Zeit zu einem radicalen zu machen, gewissermaßen einen unübersteigbaren Wall aufzuwerfen, der jede Rücksicht, ja jeden Rückblick in die Vergangenheit unmöglich machte.

Die guten Christen der Alten Welt haben das rauhe Gebot Jehovahs den unglücklichen neuweltlichen Heiden gegenüber mit einer Wörtlichkeit genommen, die nach den sittlichen Auffassungen unserer Zeit und unserer Kultur Grauen erregt: „Verstöret alle Oerter, da die Heiden, die ihr einnehmen werdet, ihren Göttern gedienet haben, es sei auf hohen Bergen, auf Hügeln, oder unter grünen Bäumen. Und reißet um ihre Altäre, und zerbrechet ihre Säulen, und verbrennet mit Feuer ihre Haine, und die Götzen ihrer Götter thut ab, und vertilget ihren Namen aus demselben Ort.“ (5. Mose 12, 2 und 3.)

Daß den spanischen Christen die gewaltsame Losreißung eines Volkes von Allem, was ihm bisher heilig und theuer war, von seiner Herrschaft, von seinen Bräuchen, von seiner

Religion, so vollkommen geglückt ist, muß uns mit immer erneutem Erstaunen erfüllen. Sehr tiefe Wurzeln scheint das, was man die alte Kultur in Mexico nennt, nicht geschlagen zu haben, sonst würde es den Eroberern trotz aller Grausamkeiten und Bestialitäten doch nicht gelungen sein, sie so gänzlich auszuroden. Wenn sie auch das eroberte Land mit Feuer und Schwert verwüstet, die Bauten dem Erdboden gleich gemacht, die Götzen gestürzt, zertrümmert, vergraben und den Glauben der christlichen Liebe mit Blut und Brand eingeführt haben, unverständlich bleibt es trotz alledem, daß auch die zu Boden Geworfenen, Gefolterten und Verstümmelten in erstaunlich kurzer Frist von Allem, was ihnen und ihren Vorfahren heilig und theuer gewesen war, so vollkommen abgedrängt werden konnten, daß nach einer knappen Frist, die in der Weltgeschichte keine Rolle spielt, sogar die Erinnerung daran fast gänzlich erloschen ist.

Die Mexicaner haben in der That nahezu Alles vergessen. Sie wissen so gut wie nichts von ihrer Geschichte. Ihre früheste Erinnerung reicht nur wenig über die Zeit der Zerstörung des Aztekenreiches hinaus, und von den Helden vor Montezuma und Quauhtemoc, für deren Verewigung die Kultur der fremden Eroberer gesorgt hat, sind nur unbestimmte Klänge in die Gegenwart gedrungen. Sie wissen kaum noch, zu welchen Göttern ihre Ahnen gebetet haben, und nicht einmal die Sage, mit der die Phantasie des Volkes die Lücken an positiver Wissenschaft poetisch füllt, hat hier so recht gedeihen können. Es dürfte kaum ein sagenärmeres Land geben als Mexico. Die legendenhaften Geschichten von der Besiegung der Tolteken durch die Azteken, von der Gründung der Hauptstadt zeichnen sich durch merkwürdige Nüchternheit aus; eine Ausnahme machen, so weit mir bekannt ist, eigentlich nur die Sagen von der schönen Prinzessin, die aus dem Safte der Aloë das Volksgetränk, das Pulque, bereitet hat, und

von jenem Riesenweibe, das auf der Höhe des Ixtaccihuatl in ewigen Schlummer gebannt ist.

Diese nahezu völlige Beseitigung der Erinnerung an die Vergangenheit ist um so befremdlicher, als sich die Sprache der Ureinwohner neben dem Idiom der Eroberer noch mit seltener Zähigkeit bis auf den heutigen Tag kräftig behauptet. Die Berge, Flüsse, Seeen und alten Ansiedlungen führen noch jetzt rein mexicanische Namen, deren Aussprache und für unser Ohr unschöne Laute uns so viel Verdruß bereiten. Nach einer anscheinend verläßlichen Zählung des mexicanischen Philologen Francisco Pimentel sprechen von den zehneinhalb Millionen Mexicanern noch gegen vier Millionen Indianisch. Unter diesen versteht die Hälfte überhaupt kein Wort Spanisch. Schon in ganz geringer Entfernung von der Hauptstadt findet man Dörfer und Flecken, in denen ausschließlich Indianisch gesprochen wird.

Wenn also die Zeitgenossen Montezumas und die nächsten Geschlechter ein einigermaßen entwickeltes Nationalgefühl und wahre Anhänglichkeit an die Sitten und Bräuche ihrer Väter besessen hätten, so würden sie in der mündlichen Ueberlieferung, in ihrer Sprache, die von den Eroberern nicht einmal verstanden wurde, das Gedenken daran auf spätere Zeiten fortgepflanzt haben. Das ist aber ganz entschieden nicht der Fall gewesen. Gerstäcker erzählt uns zwar in seiner übrigens recht wenig bedeutenden Schilderung Mexicos, daß die Ureinwohner das ihnen aufgezwungene Christenthum nur äußerlich angenommen und daß sie bis auf den heutigen Tag den Glauben an die Götter ihrer Väter im Geheimen bewahrt hätten. Wäre dem so, so würden die mexicanischen Archäologen geringere Schwierigkeiten haben, aus den spärlichen Trümmern der alten Zeit die Vergangenheit, wie sie wohl gewesen sein mag, wieder aufzubauen, als es thatsächlich der Fall ist. Ganz im Gegentheil habe ich von einem der gelehrtesten

Alterthumsforscher des Landes wehmüthige Klagen darüber gehört, wie wenig selbst diejenigen Mexicaner, die von den Einflüssen der fremden Invasion am meisten verschont geblieben sind, die in ihren jetzt noch entlegenen und schwer zugänglichen Flecken in ihrer ganzen Lebensweise den Typus der Ureinwohner am schärfsten wiederspiegeln, in denen sich die Ursprache am unvermischtesten erhalten hat — wie wenig selbst diese von den alten Zeiten wissen. Außer den dunklen und verschwommenen Vorstellungen von Gottheiten, welche die Erde befruchten, Wasser spenden, Sieg verleihen und das Reich der Abgeschiedenen beherrschen, ist alles Gedenken an die Urzeiten in den Strömen von Blut dahingeschwemmt, und die Geschichte Mexicos im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nach Christus ist in ebenso schwer durchdringliches Dunkel gehüllt, wie die Urgeschichte der alten asiatischen und afrikanischen Völker.

Thatsächlich stand die Kultur der Azteken vor etwa vierhundert Jahren auch kaum auf der Höhe der Kultur der Egypter vor fünftausend Jahren. Daß Jedermann, der sich mit den Einzelheiten der Eroberung Mexicos auch nur ganz oberflächlich vertraut gemacht hat, von einer wahren Wuth gegen die spanischen Mordbrenner und Banditen erfüllt wird, ist nur zu erklärlich; wenn sich aber in diese Wuth ein sentimentales Bedauern über die Vernichtung einer alten hochentwickelten Kultur einmischt, so will mich das ein bischen heuchlerisch und phrasenhaft dünken. Von wirklich hoher Kultur war da verwünscht wenig zu vernichten.

Der alte Kalenderstein scheint dafür zu sprechen, daß die Azteken sich eine Vorstellung von dem scheinbaren Laufe der Sonne gebildet und das Jahr in regelmäßige Abschnitte eingetheilt haben. Aber auch diese Deutung des alten Steines ist neuerdings auf entschiedenen Widerspruch gestoßen. Mit ihren Werkzeugen aus Obsidian, der schwarzen Glaslava,

haben sie sich Waffen, Geräthschaften, Schmuckgegenstände hergestellt, allesammt von roher Kindlichkeit. Von ihren Arbeiten aus Edelmetall sind nur Kleinigkeiten erhalten, die ebenfalls nur von einem sehr wohlwollenden Auge als Zeugnisse einer vorgeschritteneren Civilisation angesehen werden können. Am besten sind ihre alten Töpferwaaren. Die Vasen und Gefäße haben mitunter eine recht gefällige Form. Die Bemalungen sind wiederum vollkommen albern und kindisch.

Bei allen Urvölkern hat das Bedürfniß der Verehrung eines höhern Wesens die Kunst vor Allem befruchtet und dem Gefühl für Größe und Schönheit der Formen den anschaulichsten Ausdruck gegeben. Wenn man nun die bildlichen Darstellungen der übermenschlichen Gewalten bei den alten Azteken, die Denkmäler, die ein glücklicher Zufall vor der Zerstörungswuth der Spanier bewahrt hat, als Maßstab für die Höhe der Gesittung des mexicanischen Urvolkes annimmt, so wird man von der viel gepriesenen Kultur Montezumas und seiner Zeitgenossen doch nur eine recht geringe Meinung haben können.

Die altaztekischen Denkmäler, deren wichtigste im National-Museum zu Mexico vereinigt sind, bilden eine Gesammtheit des Scheußlichsten, Fratzenhaftesten, Rohesten und Albernsten, das irgend eine Kunst in ihren ersten Anfängen aufzuweisen hat. In dieser Kunst in Windeln zeigt sich wohl ab und zu eine gewisse eindringliche Naivetät in der Charakteristik, aber das ist auch neben der wahrhaft schauerlichen, Blutdunst und Verwesung ausströmenden Phantasie das Einzige, was sich von diesen Ungeheuerlichkeiten sagen läßt.

All die scheußlichen Fratzen und Mißgestalten, die, in rohester Steinarbeit ausgeführt, jetzt in einem schönen Raume anschaulich aufgestellt sind, sind vielleicht am treffendsten mit dem burschikosen Namen von Bierzwergen und Schauerböcken

zu bezeichnen. Sie alle sind gleichmäßig häßlich und unfläthig, und über ihre Bedeutung sind die Gelehrten noch lange nicht einig.

Um die Erforschung der mexicanischen Alterthümer ist es in der That bis auf den heutigen Tag überaus mißlich bestellt, und bei dem bedauerlichen Mangel an Ueberlieferungen im Volke ist in dieser Beziehung auch kaum eine Besserung zu erhoffen. Ueber die allerwichtigsten Fragen, über die Zeit der Entstehung, über den dargestellten Gegenstand selbst, über die Bestimmung gehen die Ansichten derer, die sich am tiefsten in das Studium der aztekischen Vergangenheit vergraben haben, vollkommen auseinander. Die hieroglyphenartigen, in einer angeblichen Bilderschrift abgefaßten Darstellungen, die sich auf einigen alten Steinen finden, haben die verschiedenartigsten Deutungen gefunden, und man kann getrost behaupten, auch nicht eine einzige der aufgestellten Hypothesen ist unangefochten geblieben. Unter den Archäologen, die als die namhaftesten angesehen werden, wüthet, seitdem die Erforschung des Alterthums sich überhaupt zu dem Fache eines Studiums herausgebildet hat, ein unausgesetzter erbitterter Streit. Dasselbe Bildwerk wird von dem Einen als ein profanes, als das Bildniß eines Königs, von einem Andern als Kriegsgott, von einem Dritten als Feuergott, von einem Vierten als Sonne, von einem Fünften als Erde gedeutet. Und so ist es mit Allem und Jedem.

Man beurtheilt die viel verspottete Verirrung eines französischen Missionärs, der das Schmierbuch eines ungezogenen deutschen Jungen mit äußerst scharfsinnigen und geistvollen gelehrten Commentaren begleitet und auf Staatskosten als „pictographisches" Denkmal der altaztekischen Geschichte herausgegeben hat, mit gerechterer Milde, wenn man sieht, wie es um die archäologische Forschung hier zu Lande bestellt ist, und wenn man die unzweifelhaft echten bildlichen und

plastischen Denkmäler der alten Zeit, die von den kindischen Rüpeleien und lasciven Lümmeleien eines früh verderbten Bengels oft kaum zu unterscheiden sind, etwas genauer betrachtet.

Das kindisch Ungelenke ist allen diesen altaztekischen Reliquien und vielen unter ihnen ein Zug des Grausigen, Erschrecklichen und Schauderhaften gemeinsam.

* * *

Die gräßlichsten der aztekischen Bildwerke sind wohl diejenigen, die nach der volksthümlichen Auffassung den alten Kriegsgott Huitzilopochtli, von uns gewöhnlich Vitzliputzli genannt, den Tod und die Erde darstellen.

Das Bild des Vitzliputzli ist vielleicht das fürchterlichste von allen. Es ist ein großer Steinblock mit zwei henkelartigen Erweiterungen. Auf seiner Vorder- und Hinterseite weist er im Großen und Ganzen wohl übereinstimmende, in Einzelheiten jedoch stark von einander abweichende Darstellungen auf, die das Bildwerk als ein zusammengepapptes Doppelwesen erkennen lassen; man behauptet, es sei eine Zwitterbildung aus Mann und Weib.

Auf den ersten Blick erkennt man an der Ungestalt Theile des menschlichen Körpers und Schlangen. Im Uebrigen bleibt es indessen der Phantasie des Beschauers überlassen, sich das Monstrum aus der ungefügen Bildung heraus selbst zu construiren. Wenn man will, kann man oben an der Oeffnung einen breitgedrückten schauderhaften Kopf ohne Stirn mit runden Augen und einem entsetzlichen geschwungenen, breiten Maule, dessen Oberkiefer mit einer Doppelreihe von Zähnen besetzt ist, erkennen: in der obern Lage mit vierundzwanzig kleinen viereckigen und darunter mit vier kolossalen Stoßzähnen. Aus dem Maule hängt eine gespaltene Zunge

heraus. Halslos sitzt diese gräßliche Fratze auf dem Rumpf, der in drei Beine, die beiden äußeren mit vierzehigen Füßen, das mittlere beinartige Ding in einem unverständlichen Muster grob stilisirt, ausläuft. Aus der Brust wachsen vier abgehackte Hände, mit der Handfläche nach außen, hervor, und der Nabel wird durch einen grausigen Todtenkopf gebildet. Ein aus Schlangen gewundener Schurz bedeckt den Unterleib.

Auf der andern Seite des Bildwerkes kehrt eine ähnliche Ungestalt wieder. Anstatt der vier Hände sind es jedoch nur zwei, die auf der Brust unmittelbar am Ansatze des breiten Kopfes stecken. Der Todtenkopf steht höher als auf der Vorderseite, ist größer und von einer gewundenen Schlange gekrönt. Die Füße der beiden Außenbeine haben nur einen kolossalen Nagel.

Alles, was eine schauerliche Phantasie an Gräßlichem, Widerwärtigem ersinnen kann, ist hier mit der brutalen Freude eines entarteten blödsinnigen Kindes in denkbar scheußlichster Anordnung zusammengehäuft. Zum Glück ist der Knäuel von Monstrositäten schwer zu entwirren.

Einfacher und verständlicher, aber ebenso abschreckend ist das Bildwerk, das nach den Einen die Gottheit der Erde, nach Anderen die Gottheit des Todes darstellen soll, ein ungeheuerlicher Kerl, der früher offenbar bemalt gewesen ist — es zeigen sich noch die Spuren der alten Bemalung. Auch dieser Götze hat einen Todtenkopf mit riesigen Ohrmuscheln. Die beiden Arme hat er an die Brust gedrängt, die Vorderarme vorgestreckt und die Hände so erhoben, daß die Handflächen senkrecht stehen. Sie zeigen dicke, mächtige Schwielen, das Sinnbild der harten Arbeit. In der Mitte der Brust ist eine Vertiefung, in der offenbar früher edle Gesteine gesteckt haben. Um die Hüfte ist ein Schurz aus gewundenen Schlangen gebunden.

Ein drittes Bildwerk, das allgemein als Gott des Todes

gedeutet wird, ist in knieender Haltung. Der riesige Kopf des Ungeheuers mit dem großen Alles verschlingenden Maule trägt ein Diadem von Todtenköpfen. Auch aus der Brust springt ein Todtenkopf hervor, neben dem wieder zwei Handflächen hervorwachsen. Der Todesgott selbst zeigt, wie der Gott der Erde, die Flächen seiner riesigen Hände, die Alles ergreifen.

Ebenso schauderhaft ist die Darstellung der Wassergöttin, welche die Azteken ebenfalls nur als eine verheerende Gewalt angesehen zu haben scheinen. Der Ausdruck des Gesichtes hat etwas Schmerzhaftes. Das Maul, aus dem sich das Wasser ergießen soll, ist rund und ungewöhnlich groß. Man hat in verschiedenen Theilen des Landes derartige Wassergöttinnen aufgefunden. Sie weisen allesammt eine Uebereinstimmung auf: der Kopf sitzt unter einem überhohen, gerifften Schmuck. Vielleicht eine symbolische Darstellung des Gebirges.

Zu den bemerkenswerthesten Alterthümern, deren Entzifferung die Archäologen vor Allem beschäftigt hat, gehören die großen Steine: der Kalenderstein und die sogenannten Opfersteine. Der Kalenderstein ist eine riesige schildartige Scheibe, die in der Mitte das Bild der Sonne zeigt und in den ringsum laufenden regelmäßigen Kreisen eigenthümliche Zeichen, die als symbolische Darstellungen der Monate und Tage gedeutet worden sind. Es sind zwanzig Figuren. Aus diesen hat man die Entstehungszeit genau bestimmen zu können geglaubt. Danach wäre der Kalenderstein im Jahre 1479 unserer Zeitrechnung hergestellt worden. Die Arbeit ist mit verhältnißmäßig großer Sorgfalt ausgeführt.

Der große Opferstein hat die Form eines mächtigen Mühlsteines. Er ist etwa $2^1/_2$ Fuß dick und hat einen Umfang von etwa 25 Fuß. Ringsherum auf der senkrechten Außenseite sind Gruppen von immer je zwei Personen an-

gebracht: Sieger und Besiegte. Der Sieger hat den Besiegten bei den Haaren gepackt. Auf der obern Breitfläche ist die Sonne ausgemeißelt. In der Mitte befindet sich eine Vertiefung, von der aus eine Rinne nach der Peripherie des Kreises ausläuft. Man behauptet, daß die Gefangenen auf diesen Steinen geopfert wurden. Hier wurde ihnen die Brust aufgestoßen, das Herz wurde ihnen aus dem Leibe gerissen, in die Vertiefung gelegt, und das Blut lief dann durch die Rinne ab. Außer diesem großen Opfersteine hat das Museum noch einige kleinere Scheiben, die denselben Namen tragen, und die angeblich als Deckel für die großen Steine gedient haben sollen. Nach dieser Version wären die Gefangenen zwischen den zwei Steinen zerquetscht worden.

Eine Sonderbarkeit befindet sich noch unter diesen Alterthümern: ein in flachem Relief ausgemeißelter viereckiger Stein, der ganz deutlich einen Priester in gottesdienstlicher Handlung vor einem unverkennbaren christlichen Kreuze zeigt. Ob diese Kreuzform eine rein zufällige ist, oder ob sich, wie Andere behaupten, schon vor dem Eindringen der Spanier in den Glauben der Azteken wirklich christliche Elemente eingeschlichen haben, soll hier unerörtert bleiben.

Die relativ vollkommensten künstlerischen Bildwerke, die im aztekischen Museum aufgestellt sind, sind der sogenannte „Chac-Mool", der „traurige Indianer", und ein Ungenannter, offenbar Profaner.

Der große steinerne Schlingel, der mit hochgezogenen Knieen auf flachem Untergrunde liegt, sich auf den Ellbogen stützend, die beiden Hände über den Leib zusammenführt und mit den Fingern den unverhältnißmäßig großen, scheibenartig erweiterten Nabel umspannt, das Antlitz mit einer kühnen Wendung ganz auf die Seite richtend, hat nach der Bestimmung des Dr. Plongeon, der ihn ausgegraben hat, den Namen eines altmexicanischen Königs, Chac-Mool, erhalten

und diese Bezeichnung im Volksmunde auch beibehalten, obwohl festzustehen scheint, daß er irgend eine Gottheit, nach wahrscheinlichsten Deutungen den Gott des Feuers, darstellt. Der von seinen Händen umspannten Scheibe wird die Deutung der Sonnenscheibe gegeben. In diesem Bildwerke ist doch wenigstens ein Schimmer naiver Kunst, ein freilich sehr unbeholfenes Streben nach Wahrheit, eine wenn auch kindische und ungelenke Wiedergabe des natürlich Erschauten wahrnehmbar. Die liegende Figur mit dem schroff gewendeten Kopfe hat etwas entschieden Komisches und zugleich Eindrucksvolles.

Das trifft in noch höherem Maße bei den beiden anderen Profan-Bildwerken zu. Das berühmteste ist der „Indio triste", der „betrübte Indianer", oder, wie wir es vielleicht noch treffender umschreiben könnten, der trauernde Lohgerber der Azteken. Es ist freilich auch eine tolle Caricatur, aber es hat in seiner Durchführung etwas entschieden Drastisches und Anziehendes. Wenn man die Figur einmal gesehen hat, vergißt man sie nicht wieder. Der betrübte Indianer mit dem sehr scharf ausgeprägten Typus seines Stammes, mit der großen geschwungenen Nase, die einigermaßen an das Titelbild des englischen Witzblattes „Punch" gemahnt, sitzt mit hochgezogenen Beinen da und umspannt mit den beiden Armen seine Kniee, vor denen er die Hände dicht zusammenführt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese Figur als Fackel- oder Bannerträger gedient haben muß. Als ich den Herrn, der uns herumzuführen die Freundlichkeit hatte, fragte, weshalb man dies berühmteste Bildwerk den „betrübten Indianer" getauft habe, gab er mir zur Antwort, weil es in der Straße des betrübten Indianers in Mexico, Calle del Indio triste, ausgegraben worden sei. Ich erlaubte mir dagegen einzuwenden, ob es nicht wahrscheinlicher sei, daß die Straße nach diesem Funde ihren Namen erhalten habe, worauf

er mir lächelnd erwiderte, das sei allerdings auch möglich. Man wird wohl darauf verzichten müssen, eine stichhaltige Erklärung für diesen Namen zu ermitteln, denn der „betrübte Indianer" sieht eigentlich recht fidel und gemüthlich aus.

Die künstlerisch fertigste, in der Stellung wirklich sehr gelungene Statue ist die ungetaufte eines hockenden Indianers, der mit übereinandergeschlagenen Beinen dasitzt und dessen Arme auf den Knieen ruhen. An dem reichen Schmuck, an den schönen Sandalen, der kostbaren Bekleidung der Kniescheiben, den mächtigen Ohrgehängen ist leicht zu ersehen, daß es das Bildniß eines Häuptlings sein muß.

Diese drei Bildwerke, der Chac-Mool oder Feuergott, der betrübte Indianer und der ungetaufte Häuptling, sind wohl die gelungensten Zeugen der altaztekischen Bildhauerkunst; in diesen läßt sich wenigstens das Bestreben, die Wirklichkeit wiederzugeben, erkennen, wenn auch die Ausführung noch von großer Unvollkommenheit ist und naivste Rohheit zeigt. Auch diese besten Statuen bestätigen, daß den altaztekischen Künstlern der Sinn für Schönheit und Anmuth der Formen absolut verschlossen war. Die anderen berühmten Denkmäler sind nichts Anderes, als die verewigten Ausgeburten einer blutdürstigen, grausigen, barbarischen Phantasie, des fratzenhaft Klotzigen und Widerwärtigen.

Eine weit höhere Stufe der Kunstfertigkeit haben die alten Azteken in der Herstellung der Waffen, Schmucksachen und Geräthe erreicht. Man findet namentlich unter den Vasen einige sehr wohlgefällige Formen. Charakteristisch sind die unzähligen kleinen Masken aus gebranntem Thon, von denen Tausende und Abertausende ausgegraben worden sind. Auch die großen und jetzt sehr werthvollen Masken aus dem harten Obsidian zeichnen sich meistens durch interessanten Ausdruck und eine außerordentlich sorgfältige Behandlung des schwer zu bearbeitenden Steines und sauberste Polirung

aus. Ueberhaupt sind die Obsidian-Arbeiten, unter denen die Obsidianspiegel, die glatt geschliffenen und polirten Steinflächen, in den Sammlungen die begehrtesten sind, sehr bemerkenswerth.

Im Museum werden noch einige andere Curiosa gezeigt, namentlich der Schild des indianischen Kaisers Montezuma und die Staatscarosse des fremden Kaisers Maximilian, deren früherer unglücklicher Besitzer in der officiellen Sprache nie anders heißt, als „Erzherzog Maximilian von Habsburg".

---

g) Neuere und neueste Kunst der Mexicaner.

Die Kleinbildnerei. — Naturwahrheit der mexicanischen Volkskünstler. — Die Kunst der Gebildeten. — Die Maler der „alten Schule". — Charakter der neumexicanischen Malerei. — Fremde Kunstwerke im Museum.

Zwischen der Volkskunst der heutigen Mexicaner und der Kunst der alten Azteken besteht nicht der geringste Zusammenhang, und es ist auch nicht möglich, irgendwo und irgendwie einen Uebergang von jener zu dieser aufzuweisen. In dem schroffsten Gegensatze zur Plumpheit und Rohheit der Alten bewähren die mexicanischen Indianer von heute ihre Kunstfertigkeit vor Allem im Zierlichen und Minutiösen. Sie machen reizende kleine Arbeiten aus Filigran, niedliche Malereien auf getrockneten Blättern und kleben aus den Federchen, namentlich des Kolibri, die saubersten und schmucksten Bildchen.

Bei weitem am bedeutendsten aber sind ihre Arbeiten gerade in derjenigen Kunst, von der wir durch die erhaltenen Zeugen wissen, daß sie bei den Vorfahren auf der niedrigsten Stufe gestanden hat: in der Bildhauerei. Die volle Gegensätzlichkeit

zwischen der neuen und der alten Kunst zeigt sich auch schon äußerlich in den Verhältnissen. Die Alten suchten ihre Wirkung hauptsächlich im Massenhaften, Klotzigen und Ungeheuerlichen, die Jungen leisten in der Kleinbildnerei geradezu Hervorragendes. Ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich sage, daß diese Kleinbildnerei nirgendwo in der Welt im Volke einen so hohen Grad künstlerischer Vollkommenheit erreicht, wie bei den Indianern Mexicos, und daß man weit zurückgreifen muß — vielleicht bis auf die Meister von Tanagra —, um ihnen ebenbürtige Künstler an die Seite zu stellen.

Die indianischen Volkskünstler kneten aus Thon oder Wachs kleine Figürchen, die sie mitunter auch mit Lappen außerordentlich geschickt und künstlerisch fein bekleiden und beinahe immer polychrom behandeln. Sie sind ganz entschieden Realisten. Sie machen nur das, was sie sehen und genau kennen, also namentlich Volkstypen und Volksscenen: Wasserträger, Händler, Bettler, Weiber mit Kindern, Stierkämpfer, Gutsbesitzer (rancheros), Stutzer und dergleichen, auch Gruppen von Faulenzern, Diebe, die abgefaßt werden, Einfangung der wilden Pferde mit dem Lasso, und all' diese Werke sind außerordentlich charakteristisch in der Bewegung, in der Haltung, in den Köpfchen, und von schlagender Naturwahrheit. An die Stelle des Fratzenhaften, Täppischen und widerwärtig Grotesken der altaztekischen Kunst ist hier unvermittelt die wahre Kunst getreten, die richtige Beobachtung der Natur, eine überraschende Flottheit in der Wiedergabe, mit ausgesprochenem Sinne für das Charakteristische, und es sind, wohlbemerkt, nur echte, unverfälschte Indianer, die rechten Abkommen der Urbewohner, die diese kleinen, durch und durch modern empfundenen Meisterwerke schaffen.

Woher den Indianern unserer Tage diese Kunstfertigkeit gekommen, ist geradezu unbegreiflich.

Den kleinen Bildwerken ist der volksthümliche Ursprung nicht anzumerken. Man mag das sogar tadeln. Sie sind eigentlich die Verneinung des naiven Ungeschicks; sie sind vielmehr mit erstaunlichster Gewandtheit, ja mit einem gewissen überlegenen Raffinement gemacht. Sie sehen aus, als wären es spaßhafte flüchtige Leistungen von fertigen Künstlern, die in den Akademien von Paris, Wien, Berlin oder München eine vollkommen regelrechte Bildung genossen haben.

Als getreueste Nachbildungen der Natur sind sie selbstverständlich, wie ich schon sagte, bunt gefärbt. Die hübschesten und feinst durchgeführten sind aus Wachs geknetet und infolgedessen wegen des wenig dauerbaren Stoffes zum Transport leider ungeeignet. Auch die kleinen Puppen aus gebranntem Thon mit der zierlichsten Ausarbeitung aller Details sind leicht zerbrechlich; und nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß man diese reizenden Kunstsachen auf den europäischen Märkten fast niemals antrifft. In der Art, wie die mexicanischen Volkskünstler die Figürchen, die sie übrigens vollkommen durchführen, mit Lappen bekleiden, die Falten legen, bekunden sie ein wunderbares Geschick, ein instinctiv richtiges Empfinden, das geradezu zur Bewunderung herausfordert. Natürlich kehren gewisse Typen immer wieder, aber da jedes Figürchen besonders hergestellt wird — Gypsabdrücke scheinen hier unbekannt zu sein —, so findet man nicht zwei, die einander vollkommen gleichen. Die Naturbildner machen diese Sachen mit unsagbarer Geschwindigkeit. Ehe man sich's versieht, ist so eine kleine Puppe fix und fertig. Da die Kunst der Kleinbildnerei sehr verbreitet ist, sind die Preise für diese allerliebsten Arbeiten im Vergleiche zu ihrem wirklichen Werthe und zu der allgemeinen hiesigen Theuerung als lächerlich geringe zu bezeichnen. Selbst in der Hauptstadt Mexico bekommt man sehr hübsche Thon- oder Wachsfiguren im Preise von 1 bis 2 Mark; in Guadalajara aber, wo diese Kunst ihre eigentliche

Heimat hat, bezahlt man für die allerbesten nur 50 bis 60 Pfennig.

Diesen wirklichen kleinen Kunstwerken gegenüber haben die allerdings außerordentlich geschickten Federarbeiten wenig zu bedeuten. Aus den zartesten und buntesten Federchen kleben die Indianer allerlei hübsche Figuren, Männer und Weiber, vor Allem aber phantastische Vögel. Merkwürdigerweise richtet sich der Preis der Federbilder nur nach der Größe. Die hübschesten, zierlichsten und kleinsten sind zugleich die billigsten, obwohl die Arbeit doch viel mehr Sorgfalt zu erheischen scheint und die Wirkung jedenfalls eine viel gefälligere ist. Ein Dutzend Visitenkarten mit einem reizenden Vogel aus natürlichen Federn bekommt man für 80 Centavos bis 1 Dollar, also etwa für 3 Mark.

Die ernste Kunst, die anspruchsvolle, von berufsmäßigen Künstlern ausgeübte, die Kunst der Gebildeten, steht durchaus nicht auf der Höhe dieser naiven Volkskunst. Außer Tresguerras, dem im Anfang dieses Jahrhunderts verstorbenen „Michel Angelo von Celaya", Vilar, der einen guten aztekischen Fechter, den Gebrüdern Yslas, die ein Denkmal für Juarez, und vor Allem Jimenez, der das ganz wundervolle Quauhtemoc-Monument gebildet, hat die mexicanische Bildhauerkunst nichts irgendwie Bedeutendes hervorgebracht.

Und auch von der mexicanischen Malerei, wie sie sich nach den in der Academia de San Carlos vereinigten Gemälden beurtheilen läßt, ist nur wenig Rühmliches zu sagen. Unter den modernen mexicanischen Gemälden sind nur wenige hervorzuheben, die über die gewöhnliche „Patzerei" hinausgehen.

Die Malerkunst ist in Mexico importirt und hat keine Nahrung aus dem nationalen Boden gewonnen. Mit den Eroberern sind zugleich die ersten spanischen Künstler nach Mexico gekommen, und in der neuen Heimat haben diese so

weiter gemalt, wie sie es in der alten ihren Meistern abgeschaut hatten. Die Bilder der „escuela antigua“ sind denn auch von den Werken der mittelmäßigen Spanier nicht zu unterscheiden. Es sind fast ohne Ausnahme Gemälde aus der heiligen Geschichte, mit der den Spaniern eigenthümlichen Vorliebe für das Schreckliche und Grausige, also vorwiegend Darstellungen unmenschlicher Peinigungen der für ihren Glauben gefallenen Märtyrer. Auch hier findet man, wie es überhaupt in den kindlichen Auffassungen der alten Künstler immer wiederkehrt, die naive Keckheit der Anachronismen, die Vermischung der Vergangenheit mit dem damals Modernen.

Auch italienische Meister haben den mexicanischen Malern des 17. und 18. Jahrhunderts, unter denen sich besonders Vasquez, Echave und die Juarez, Luis und Nicholas, hervorthun, als Vorbilder gedient. Balthasar Echave, von dem das Museum einige sehr gute Gemälde besitzt, u. A. ein Märtyrerbild und eine heilige Familie, hat sich sonderbarerweise durchaus in der dem südlichen Empfinden so völlig fernliegenden alten deutschen Schule der Holbein und Cranach gebildet.

So wenig sich diese „Alten“ auch mit den Meistern des Mutterlandes und Italiens vergleichen lassen, so zeigen ihre Werke doch ein viel vornehmeres und feineres künstlerisches Empfinden, als die der gegenwärtigen Maler. Bei diesen ist Alles conventionell, eine süßlich schönfärberische Kleckserei, ein häßliches Zwitterding von Porzellanmalerei und Farbendruck. Die traurigsten Ausgeburten der alten sogenannten „Düsseldorfer Schule“ zur Zeit ihrer völligen Entartung und Abwendung von der Naturwahrheit, die geschmacklose Zurechtstutzung der Wirklichkeit und Schönpinselei in den freundlichsten Tönen der Parfümerie-Verpackungen haben hier Modell gestanden.

Nirgendwo ist der Drang, die Wahrheit der Dinge und Erscheinungen zu sehen, wahrzunehmen, nirgendwo ein rechtes

und echtes ehrliches Erfassen der Wirklichkeit. Alles ist geschminkt, geputzt, gesäubert und von einer ganz unausstehlichen und verwünschten Verlogenheit.

Wie die Leute in diesem Lande, das so überreich an malerischen Wirkungen in der Natur, in den Werken von Menschenhand und in den menschlichen Erscheinungen selbst ist — in diesem Lande, das unter den Ungebildeten so richtige Beobachter und so kunstgewandte Darsteller der Wirklichkeit erzeugt, eine so gründlich verlogene Schönmalerei liefern können, gehört wiederum zu den unerklärlichen Räthseln. Offenbar blicken diejenigen, die sich als Künstler betrachten, überhaupt nicht um sich und haben von der Grundbedingung aller Kunst, von deren nothwendig innigem Zusammenhang mit der Wirklichkeit, von dem Grundgebote, das Lessing mit den Worten aufgestellt hat: „Kunst und Natur sei eines nur", nicht die geringste Ahnung.

Eine dunkle Vorstellung davon, daß auch die Kunst die Wurzel ihrer Kraft im Vaterlande zu suchen habe, scheint sich mitunter durch die Stoffwahl zu verrathen. Unter den geschichtlichen Bildern finden wir die Begegnung Montezumas mit Cortez, Gräuelthaten während der Eroberung, indianische Scenen, unter den Landschaftsbildern die Bergriesen bei Mexico, den Park von Chapultepec u. s. w. Aber wie unmexicanisch ist diese Pinselei, wie geleckt und gewaschen! Der Zauber der Wahrheit fehlt vollkommen.

Was ich da im Allgemeinen sage, trifft natürlich nicht für Alle in gleichem Maße zu. Die Verschiedenheit der künstlerischen Veranlagungen ist bei den Verschiedenen sehr deutlich zu erkennen. Unter den Schlechten giebt es einige weniger Schlechte. In diesem oder jenem Bilde finden wir sogar recht hübsche Einzelheiten. Aber die Gesammtheit der künstlerischen Hervorbringungen in der neumexicanischen Malerei ist kläglich. Es ist ein abgeschmacktes Haschen nach dem in

unkünstlerischem Sinne „Gefälligen“. Wir begegnen auch nicht einem einzigen urwüchsigen Talente, dem man es auf den ersten Blick anmerkt, daß es hierzulande gediehen ist, und daß es so nur unter der mexicanischen Sonne hat gedeihen können.

Die Galerie enthält einige sehr gute Sachen fremder Kunst, vor Allem eine wundervoll flotte Farbenskizze der „Hochzeit zu Kana“ von Paul Veronese. Das ausgeführte Meisterwerk bildet einen Schmuck des Salon carré im Pariser Louvre. Ganz besonders ist mir noch ein Bild von Zurbaran, „Jesus und die Jünger in Emmaus“, aufgefallen. Der Kopf Christi mit dem Ausdrucke des überstandenen Leidens, der mitleidsvollen Trauer um die Sünden der Welt, macht einen wunderbaren Eindruck, der sich tief eingräbt. Es ist eines der schönsten Bilder, die ich von dem spanischen Meister kenne. Auch ein paar gute alte holländische Stillleben sind sehr beachtenswerth.

Die meisten der ausgestellten Bilder befinden sich in einem furchtbaren Zustande der Verwahrlosung. An vielen Stellen hat sich die Farbe von der Leinwand abgeblättert; die Leinwand selbst ist gekniffen, hat Risse. Man sieht den Bildern eben an, daß sie eine lange Zeit rohester Mißhandlung und wüstester Vernachlässigung haben erdulden müssen, daß sie zusammengerollt in Staub und Schmutz sich Gott weiß wo herumgetrieben haben. Jetzt endlich haben sie eine Heimstätte gefunden, die ihrer würdig ist, und in der wohl allmählich die schlimmsten Beschädigungen, wenn nicht geheilt, so doch gemildert werden dürften.

h) Die stille Woche in Mexico.

Vorfeier am „Schmerzensfreitag". — Das Blumenfest. — Der Vormittag auf der Alameda. — Nachtfest. — Palmsonntag. — Kirchgang am Gründonnerstag. — Jahrmarkt. — In den Kirchen. — Charfreitag. — Der Judas wird verbrannt. — Rohheit der Volksbelustigung. — Die Knarren. — Festspeisen. — Pulque. — Ostersonntag.

Mexico ist wohl die ruhigste und gesittetste aller Hauptstädte. In der stillen Woche aber wird sie auf einmal merkwürdig laut, und lustiger als hier wird die Passion wohl nirgends gefeiert.

Die Festlichkeiten beginnen mit einer Vorfeier am Freitag vor Palmsonntag, hier „Schmerzensfreitag" — „viernes de dolores" — geheißen, an dem es so lustig und freudig zugeht, als ob die Christenheit ein Jubelfest zu begehen hätte. Schon im ersten Frühlichte, gegen 6 Uhr Morgens, beginnt auf dem alten Kanal „la Viga", der den südlich von Mexico gelegenen See Xochimilco mit der Hauptstadt verbindet und bei Santa Anita vorbeiführt — der mexicanischen Vorrathskammer, welche die Hauptstädter mit Gemüse, Obst und Blumen versorgt —, sowie auf der sich längs des Kanals entlang ziehenden Landstraße ein Leben und Treiben von einer Eigenart und Farbenpracht, die ganz unbeschreiblich sind. Es ist eines der reizvollsten Bilder, die dem Auge des Malers geboten werden können. Auf den primitiven indianischen Booten, den sogenannten Canoes, die nichts Anderes sind als ausgehöhlte Baumstämme, hocken die Indianer und Indianerinnen in Bergen von Blumen halb begraben — in Blumen zwar nicht kostbarer Art, aber von herrlicher Farbenpracht —, während kräftige, halbnackte schwarze Kerle mit ihren Stangen, die ihnen als Ruder dienen, das Fahrzeug vorwärts treiben. Neben diesen kleineren sieht man auch große Flachboote, mit der bunten duftigen Fracht überladen,

und in diesen Blumenhaufen die reizvollsten und interessantesten Gruppen, frische, schöne, junge Frauen mit herrlichen Augen und Zähnen, die ihr Jüngstes stillen und die ältere Krabbe, ein kleines niedliches Ungeheuer von anderthalb Jahren, in ein Bündel gewickelt über den Rücken gebunden haben, junge Mädchen und Bursche, Greise und alte Hexen, wie sie die Dichter der Zaubermärchen ersonnen haben, um Kinder zu erschrecken: die Einen quittegelb, die Anderen tief rothbraun, beinahe schwarz, mit grauen Zottelhaaren und bösem Blick, zahnlos und gebeugt — allesammt, die Alten und Jungen, zerlumpt und schmutzig, aber Alle, auch die Widerwärtigsten, gleich interessant und malerisch in der Erscheinung, im Typus, in der Haltung. Man sieht nicht die Pockennarben, die riesigen kaffeebraunen Sommerflecken, den aussatzartigen Ausschlag der Einzelnen, man sieht auch nicht die zum Weichselzopf verwüstelten Haarwülste, nicht den Schmutz und Staub, die Lumpen und Fetzen, man sieht nur die seltsamsten Gestalten und Gruppen von wunderbar pittoresker Wirkung, grellfarbig, in schwimmenden Bergen der üppigsten und schönsten Blumen. Ruhig treiben die Kähne ihrem Ziele zu, und lautlos schleppen die Träger auf der sandigen Straße ihre wundersam poetische Last nach der Stadt. Sie Alle haben dasselbe Ziel: die Alameda, den weiten und breiten, mit schattigen Bäumen und lieblichen Gartenanlagen gezierten Schmuckplatz der Hauptstadt.

Heute ist das große Blumenfest des Jahres. Der Springbrunnen in der Mitte des Parkes ist mit Blumen ganz verkleidet. Aus den großen Kelchen der lebenden Calla steigen die Wasser auf und fallen auf blühende Rosen, prächtige Stiefmütterchen und Fuchsien und die hier zu einer unwahrscheinlichen Größe gedeihenden weißen Sterne des Maßlieb herab.

Die Wege, die zu diesem Mittelpunkte des öffentlichen

Gartens führen, sind auf beiden Seiten mit Indianern dicht besetzt, die mit den ihnen eigenthümlichen flehenden Blicken und unterwürfigen Geberden mächtige Sträuße und Blumenkörbe feilbieten. In der Kunst des Blumenbindens haben es übrigens die indianischen Gärtner nicht über das altmodische festgepappte häßliche Tellerbouquet gebracht, das in die Papierdüte mit gepreßtem Rande hineingezwängt wird; in der Zusammenstellung der Farben aber zeigen sie einen ausgezeichneten Geschmack. Die Blumen, außer den Rosen, Fuchsien und Stiefmütterchen besonders auch Gardenien und Camelien, sind wundervoll. Daß sie übrigens hier so überaus wohlfeil seien, wie oft behauptet wird, ist eine Täuschung. Außer den Indianern, die hinter ihren Ständen kauern, treiben sich in den Gängen allerlei fliegende Händler umher, die Kampfhähne, Knarren, aus Rohr geflochtene Pritschen, aus Wachs geknetete Figürchen, namentlich Stierkämpfer und mexicanische Gigerl mit den silberbesetzten Beinkleidern und dem riesigen Hut, und sonstige Schnurrpfeifereien zu verkaufen suchen.

Um die neunte Morgenstunde füllt sich der Park mit dem eleganteren Publicum, und die Militär-Capelle beginnt zu spielen. Ueber die Hauptgänge ist ein Zeltdach gespannt, welches das blendende Sonnenlicht wohlthätig dämpft, und um diese Zeit bietet das Treiben in der Alameda einen wirklich entzückenden Anblick dar: in der milden, freundlichen Beleuchtung die eleganten Spaziergänger, die modisch herausgeputzten Kinder, inmitten der Gasse von schmutzigen Kerlen und Weibern mit den interessantesten Galgen-Physiognomien hinter duftenden, farbenprächtigen Blumenhügeln. Immer wieder sehnt man sich nach einem Adolf Menzel, um das Bild festzuhalten; da der Künstler fehlte, war es mir vollkommen begreiflich, daß der englische Amateur seinen photographischen Apparat aufstellte, um die Gruppen wenigstens

mechanisch zu reproduciren, obgleich der vornehmliche Reiz des Gemäldes in dem Zauber des Lichtes und der Farbe beruhte. Aber bei diesem löblichen Beginnen kam der Engländer schön an! Die Indianer, neugierig wie alle Kinder, sammelten sich sofort in dichtem undurchdringlichen Knäuel um das merkwürdige Ding mit dem blinkenden Metall, drängten sich an das runde Loch des Objectivs, um in die dunkle Kammer zu gucken, und nach einer Viertelstunde vergeblichen Bemühens mußte er die Partie aufgeben und abziehen.

Am Abende desselben Schmerzenstages war die Alameda mit bunten Lampions beleuchtet. Die Musik spielte die lustigsten Weisen. Bis über Mitternacht hinaus erfreute sich das Volk, das alle Gänge der Alameda dicht füllte, der wundervollen, reinen Luft des warmen Frühlingsabends. So verlief der Schmerzensfreitag.

Die ganze Woche vom Palmsonntag bis Ostern bildet für die Mexicaner eine ununterbrochene Reihe von Festtagen. Das Aussehen der Stadt ist ganz verändert. Die Straßen, die sich in gewöhnlicher Zeit nur in den Stunden des Nachmittags und Abends beleben, sind schon vom frühen Morgen an mit dichten Menschenhaufen überfüllt. Zum ersten Male gelingt es mir hier, auch im Aeußern die Angehörigen des braven Mittelstandes zu entdecken, den aztekischen Spießbürger, den ordentlichen Arbeiter, dem es so leidlich geht. Sonst macht die Stadt immer den Eindruck, als ob sie nur mit einigen Begüterten und vielen Proletariern, den enterbten Stiefkindern des Schicksals, bevölkert wäre. Jetzt aber erblickt man viele feiertäglich herausgeputzte Erscheinungen von Bourgeois, und man sieht den Kleidern an, daß sie nur an besonders hohen Festtagen getragen werden. Man ist ganz überrascht von der Wahrnehmung, wie die Leute auch hierzulande wissen, daß man schon aus Gründen der

Höflichkeit gegen die Anderen auf das Aeußere einigen Werth legen solle.

Am lebhaftesten geht es in den Straßen am Gründonnerstag zu. Da sieht man Männer, Weiber, Kinder in größeren Gruppen langsam die Stadt durchschlendern, ohne ein anderes Ziel, als sich in die überfüllten Kirchen zu drängen. Denn es ist ihre Pflicht, an diesem Tage vor sieben Altären zu beten, und zu diesem Zwecke suchen sie sich sieben Kirchen aus. Dieser umständliche Kirchgang nimmt mit den erforderlichen Zwischenstationen so ungefähr den ganzen Tag in Anspruch und den Abend dazu. Für das niedere Volk sind die Pulqueschänken, für die Begüterteren die Restaurationen und Kaffeehäuser die unausbleiblichen Haltestellen auf dem Wege von einer Kirche zur andern. Von der Kirche zur Kneipe, von der Kneipe zur Kirche, so verläuft in sinniger Weise der ganze Tag.

Auf den großen Plätzen sind während dieser Festtage besondere Zelte aufgeschlagen, die in jahrmarktsmäßiger Eleganz mit Spiegeln und bunten Bildern ausgestattet werden, und in denen mitunter ganz hübsche junge Indianerinnen in hellfarbigen gestärkten Kattunkleidern süße Fruchsäfte, welche die Mexicaner besonders lieben, credenzen.

So sieht man also den ganzen lieben langen Tag Familien, geputzte Frauen und Kinder, von ihren Männern und Vätern begleitet, mit dem Gebetbuch unter dem Arm langsam durch die Straßen ziehen, bald in die Kirchen, bald in die Schenken einkehren. Am Eingang der beliebtesten Kirchen, namentlich der Profesa, ist das Gedränge wahrhaft lebensgefährlich. Man wird beinahe erdrückt. Aber es geht Alles ruhig, selbstverständlich vor sich. Man drängt und stößt und pufft sich ohne Gehässigkeit und ohne Erbitterung, ja ohne Verwunderung. Was die Leute in die Kirche treibt, ist, wenn man von der Macht der Ueberlieferung absieht, schwer

zu sagen, denn von irgend welcher Andacht ist gar nicht die Rede. Es ist eben eine einfache Volkssitte, die mitgemacht wird, ein ewiges Kommen und Gehen, dazu Kindergeplärr — denn der Säugling ist hier ein integrirender Theil jeder Volksversammlung, in den Kirchen, wie im Theater, wie im Wirthshaus —, bisweilen auch das Aufquietschen eines getretenen Hundes, der im dichten Gedränge seinem Herrn auch in die Kirche gefolgt ist.

Das Gotteshaus macht auf den ersten Blick einen sehr schönen Eindruck. Das milde, tiefgelbe Licht von Hunderten brennender Wachskerzen taucht den großen Raum wie in flüssiges Gold. Goldig flimmert und funkelt Alles ringsherum. Zwischen den Kerzen sind auf Fäden Tausende von kleinen Fähnchen aus Flittergold gespannt, die das Kerzenlicht lustig widerspiegeln. Auch die Altäre, vor denen die mächtigsten Wachskerzen brennen, sind mit diesem funkelnden Putz so überladen, daß alles Andere unter ihm verschwindet, selbst die großen plastischen Figuren, die den Erlöser, die Jungfrau, Joseph und Heilige darstellen. Man sieht nur Gold, überall Gold, nichts als Gold, und man glaubt eher in dem Palaste des Midas, als in der Kirche zu sein.

Die große Mehrheit der Gläubigen beschränkt sich auf einen einfachen Rundgang durch die Kirche. Für empfindliche Menschen ist ein längeres Verweilen auch kaum rathsam. Die Hitze ist fürchterlich, die Luft entsetzlich schlecht, und in dem athembenehmenden Dunste wird Einem übel und weh. Aber außer der langsam fluthenden Menschenwelle, die durch das güldene Haus wogt, sieht man doch auch einzelne feste Punkte: knieende Bettler und besonders starke Gläubige, die unbekümmert um die beständigen Belästigungen durch die vorüberfluthende Menge, der sie im Wege sind, um all die Stöße und Püffe, die sie zu erdulden haben, mit halblauter eintöniger Stimme ihre Gebete hersagen; und diese Beter, die

in einer solchen Umgebung doch unmöglich sehr andächtig sein können, gehören allen Gesellschaftsklassen an. Neben dem bettelnden Krüppel, dem zerlumpten und schmutzigen Strolch, dem fliegenden Händler, der sein hohes Gestell neben sich gesetzt hat, dem alten Weibe in Fetzen, sieht man stutzerhafte Herren mit Gardenien im Knopfloch und elegante Damen mit der Spitzenmantilla.

Am Abend wieder Spaziergang in der beleuchteten Alameda, Musik, und morgen, am Charfreitag, wieder lustig!

Eine seltsamere musikalische Feier, als sie zur Erinnerung an die Leiden Christi in den mexicanischen Kirchen veranstaltet wird, dürfte wohl kaum ein zweites Mal in der Welt zu finden sein. Daß das schon recht weltliche und opernhafte Stabat mater von Rossini in einigen der Hauptkirchen aufgeführt wird, läßt sich wohl begreifen, aber das Programm in anderen Gotteshäusern, in denen man am stillen Freitag für die Orgel umgesetzte Bravour-Arien aus Verdi'schen Opern und sogar einzelne Nummern aus dem „Lustigen Krieg" von Johann Strauß: „Kommen und Gehen", und aus Suppés „Gasparone": „Ruhen Sie sanft, gnädige Frau" zu hören bekommt, erscheint mir denn doch dem ernsten Charakter des Feiertages recht wenig angemessen.

* * *

Den Höhepunkt der Festlichkeiten bildet die Verbrennung des Judas am Charsamstag früh mit dem Glockenschlage zehn. Damit hat die Trauer um den Tod Christi, die hier so eigenthümlich begangen wird, ihr Ende erreicht, und nun beginnt die Vorfreude der Auferstehung. Die Glocken, die seit Donnerstag Mittag verstummt sind, fangen wieder an zu läuten.

Der religiöse Ursprung dieser Volksbelustigung der Judas-

verbrennung ist nicht mehr zu erkennen. Nirgends findet der Haß gegen den Verräther des Heilands seinen naiven Ausdruck. Es ist nichts übrig geblieben als ein kolossaler Ulk und, wie ich gleich vorgreifend bemerken will, ein Ulk der brutalsten und wildesten Art.

Der Judas ist hier auch keine typische Figur. Es ist irgend eine große Puppe aus Seidenpapier, die mit Feuerwerkskörpern umwunden und gefüllt wird. Wie die Figur aussieht, bleibt vollkommen der individuellen künstlerischen Regung der Verfertiger überlassen. Manchmal ist es ein schwarzer Kerl mit Hörnern, also wohl ein Teufel, dann wieder ein Modegeck, ein kleiner Gutsbesitzer (ranchero) oder irgend etwas Anderes. Es ist aber in jedem Falle eine scheußliche Caricatur, die in ihrer künstlerischen Beschaffenheit nicht ganz auf der Höhe der altaztekischen Kunst steht. Von diesen papiernen Ungeheuern werden in der stillen Woche Hunderte und Tausende verkauft, je nach der Wohlhabenheit der Erwerber große und kleine. Die Hausbesitzer, die mexicanische Zucht und Sitte ehren, kaufen lebensgroße Kerle; aber auch der einfache Familienvater, der in beschränkten Verhältnissen lebt, bereitet sich und den Seinigen das Vergnügen, für ein paar Realen einen kleinen Judas zu erstehen und ihn am Charsamstag zu verbrennen. Aber bei dem bloßen Verbrennen des Judas mit Kanonenschlägen, mit Fröschen, Schwärmern u. s. w. hat es nicht sein Bewenden. Da, wo die Festlichkeit mit besonderm Pompe veranstaltet wird, wird der Judas noch mit allerhand Kostbarkeiten, mit Spielsachen für Kinder, mit Kuchen und im allerglänzendsten Falle sogar mit baarem Gelde und wirklich werthvollen Gegenständen ausgestattet.

Der hiesige Jockey-Club bereitet sich alljährlich den Spaß, für die Judasverbrennung ein paarhundert Dollars zu opfern und den Jubel des Janhagels vor seiner Thür zum

Gipfelpunkte dieses Volksvergnügens zu machen. Vom Balcon des Jockey-Clubs aus habe ich mir auch das über alle Begriffe merkwürdige Schauspiel angesehen.

Der Jockey-Club hatte diesmal drei Judasse zur Verbrennung bestimmt, alle drei lebensgroß. Zwei davon waren verhältnißmäßig einfach. Sie hatten keinen andern Schmuck als das baare Geld. Ganz nach mexicanischer Art waren die Nähte der Hosen von oben bis unten mit Silberverzierung, und hier mit der einfachsten, mit Geldstücken im Werthe von einem Viertel-, einem halben und einem vollen Dollar, besetzt. Der Haupt-Judas aber war zu Pferde. Er trug einen prächtigen mexicanischen Hut mit reichem Silberschmucke und saß auf einem echten, sehr werthvollen mexicanischen Sattel, an dessen Seite ein schöner Lasso herabhing. Außerdem war dieser berittene Judas mit Silber besonders reich geschmückt. Münzen im Betrage von mehr als siebzig Dollars waren an den beiden Nähten seiner Beinkleider befestigt.

Der Spaß beginnt kurz nach neun Uhr Morgens mit der Aufhissung der Judasse. Ueber die Straßen sind vom ersten Stock des einen Hauses zum gegenüberliegenden Leinen gespannt. Diese werden nun heruntergelassen, in der Mitte wird der Judas möglichst gut befestigt, und wenn das geschehen ist, werden die Stricke wieder angezogen, so daß man gegen halb zehn Uhr in den belebtesten Straßen über der Mitte des Fahrdamms überall diese scheußlichen Kerle baumeln sieht. Je nach den Verheißungen des hängenden Judas sammelt sich mehr oder weniger Volk an. Das bloße Abbrennen des Feuerwerks, die einfache Explosion des Judas, dessen Glieder nach allen Himmelsrichtungen hin fliegen, und dessen Rumpf von der Flamme verzehrt wird, dieses harmloseste der Judasspiele reizt nur noch Kinder und unbegehrliche Erwachsene. Die vervollkommneten Judasse mit Spielzeug und Leckereien üben schon eine stärkere Anziehungskraft

aus. Die Haupt-Judasse des Jockey-Clubs aber verursachen einen Volksauflauf, der in des Wortes wahrster Bedeutung lebensgefährlich ist.

Das wissen die Leute, die sich in der ziemlich engen San Francisco-Straße vor dem Jockey-Club und dem gegenüberliegenden „Hotel Iturbide" versammeln, auch ganz genau. Sie wissen, daß sie unter allen Verhältnissen mehr oder minder erhebliche Quetschungen, Tritte und sonstige Körperverletzungen, und wenn sie in den vorderen Reihen stehen, unter allen Bedingungen in regelmäßigen Pausen wiederkehrende Prügel von der Polizei zu gewärtigen haben. Und wenn sie sich in der Erwartung, durch Ausdauer, Geschicklichkeit und Unempfänglichkeit gegen körperliche Behelligungen sich die eine oder andere der Kostbarkeiten des Judas später anzueignen, über Alles das hinwegsetzen, so kann man sich schon denken, welcher Volksklasse diese fürchterlich zerlumpte Bande angehört. Es ist die niedrigste Hefe des Pöbels. Es sind vollkommen Wilde!

Wenn bei irgend einer Gelegenheit die Verschiedenheit der Rassen zu constatiren ist, so ist es hier der Fall. Es sind uns fremde, in Wahrheit wildfremde Menschen, die da unten in einem undurchdringlichen Knäuel den Verkehr sperren. Rechts und links vom Jockey-Club stehen sie, je fünf, sechs Häuser weit, so dicht aneinandergepfercht, daß es unmöglich ist, in diesem wilden Haufen überhaupt noch etwas Menschliches zu erkennen. Man weiß gar nicht, was man vor sich hat. Es ist etwas nie Gesehenes: ein Chaos von hellen Lappen mit braunen Flecken und schwarzen Büscheln, mit zahllosen Strohspitzen — das sind die Hüte —, das in ewiger Bewegung bleibt, sich verschiebt, auf- und niederwogt. Daß es menschliche Individuen sind, sieht man nur an der ersten Reihe des vor dem Club einstweilen noch freigehaltenen Raumes. Die armen Strolche, die sich diesen begünstigsten

Platz erobert haben, müssen dafür auch den theuersten Preis bezahlen. Die Polizei ist hier wie in den Vereinigten Staaten mit dem sichtbar getragenen Revolver und einer Peitsche oder vielmehr einer Geißel bewaffnet, einem starken, etwa anderthalb Fuß langen Knüppel, an dessen Ende einige lederne Strähne befestigt sind. In leichten Fällen bedienen sich die Polizisten dieses einfachen und drastischen Mittels zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in der Weise, daß sie den hölzernen Knüppel als Stiel benutzen und die ledernen Strähne spielen lassen; wird die Sache ernsthafter, so nehmen sie umgekehrt die Lederriemen in die Hand und prügeln mit dem geschwungenen Stocke auf die Masse ein. Die äußerste Steigerung ist die Benutzung des Revolvers.

Die beständig anwachsende, drängende Masse schiebt nun natürlich die Vorderreihen weiter vor, und so sind die Unglücklichen der ersten Reihe genöthigt, die polizeiliche Absperrungslinie wider ihren Willen zu überschreiten. Für diese Naturnothwendigkeit haben aber die Hüter der öffentlichen Ordnung kein Verständniß. Die zehn, zwölf Polizisten, die den Auftrag erhalten haben, den Raum unter dem Judas einstweilen freizuhalten, umschreiten beständig den Platz und schwingen unablässig die Geißel. Und gar nicht sanft! Die unglücklichen Kerle in den Vorderreihen bekommen also eine halbe Stunde lang unausgesetzt Prügel, und zwar recht schmerzhafte. Die geschwungenen Lederstreifen haben gehörigen Zug, und sie treffen entweder den nackten Körper oder den dünnen weißen Leinwandstoff, der den Schmerz der Schläge nicht mildert. Man sieht den Gepeitschten auch an, wie sie bei den Schlägen die Gesichter verzerren, sich bücken und die getroffenen Stellen reiben. Aber das macht ihnen nichts aus, sie weichen und wanken nicht. Sie besitzen eine Unempfindlichkeit gegen Schläge, die der kaukasischen Rasse unbekannt ist. Daß mit der körperlichen Züchtigung auch etwas Schimpf-

liches verbunden ist, ahnen sie gar nicht. Eben ist einem jungen Burschen gehörig eins übergezogen worden; er beißt die Lippen zusammen und greift nach der schmerzhaften Stelle. In demselben Augenblicke verbeugt er sich schon höflich vor dem Polizisten, giebt ihm irgend eine Erklärung, und während er noch spricht, sieht er, wie ein kleines Geldstück sich von dem nächsten Judas loslöst und zu Boden fällt. Sofort stürzt er darauf los. Andere haben es auch gemerkt; und jetzt balgt sich ein unerkennbarer Klumpen im Staube herum. Ein unentwirrbares Gekrabbel von Händen und Füßen, das von zwei, drei Polizisten ohne Erbitterung geprügelt wird! Erst nachdem sich der Gewandteste und Unempfänglichste in den nicht mehr anfechtbaren Besitz des kleinen Geldstücks gesetzt hat, löst sich die Gruppe wieder auf. Alle haben ihre Keile weg, und nur Einer hat das Geld.

Aber nun ist das Eis gebrochen. Es wäre doch möglich, daß vor Beginn des allgemeinen Jubels sich noch das eine oder andere schlecht angeklebte Geldstück loslöste. Und die ganze Bande starrt nun nach oben mit einem merkwürdig gemischten Ausdruck, in dem sich zugleich die Begehrlichkeit nach dem schnöden Mammon und die Furcht vor der unausbleiblichen Prügel malt.

Die armen Teufel sollen auch eine Freude haben, sie sollen nicht umsonst in die Höhe starren! Vom Balcon des Jockey-Clubs aus werfen einige Herren kleinere und größere Silbermünzen in die Menge. Und nun beginnt die Balgerei auf's neue, und zwar in unglaublichen Dimensionen. Als sie die silbernen Münzen vom Balcon herabfliegen sehen, äußern sie ihre freudige Ueberraschung zunächst durch die den Wilden eigenthümlichen schrillen, trommelfellzerreißenden Pfiffe. Dann verstummt Alles. Man sieht nur überall bewegte Klumpen sich im Staube herumwälzen. Keiner giebt einen Laut von sich. Und die Klumpen schieben sich weiter, und immer duckt

sich der Eine unter den Andern; und die Polizisten prügeln grundlos und unbarmherzig, langsam und ohne Leidenschaft, gewohnheitsmäßig auf die sich im Straßenstaub herumwälzenden menschlichen Wesen los. Und unter diesen befinden sich auch — es ist unglaublich, aber wahr —, wenn auch in geringer Anzahl, Weiber und Mädchen. Freilich sind sie auch danach. Es ist der Abhub der wüstesten Verkommenheit.

Dieser Spaß wird bis zum ersten Schlage der zehnten Stunde ununterbrochen fortgesetzt. Vom Balcon des Clubs herab werden beständig die kleinen Silberstücke in die Menge geschleudert, und auf der Straße ist unausgesetzte Balgerei, von Polizeiprügel begleitet. Mitunter stößt die Menge ein fürchterliches Freudengekreisch mit gellenden Pfiffen aus. Dazwischen bellen und winseln die getretenen Hunde. Dann wird es wieder ganz still, und man sieht nur ein unheimliches Wälzen von derartig übereinandergeschichteten, zerfetzten und beschmutzten schwarzbraunen Kerlen und Weibern, daß alles Menschliche verschwindet, daß man ein Ungeheuer der Fabelwelt mit ungezählten Armen und Beinen, eine der rohen aztekischen Gottheiten, die wieder lebendig geworden zu sein scheinen, vor sich zu haben wähnt. Der aufgewühlte und in dichten Wolken aufsteigende Staub, der das belebte zuckende Gewimmel einhüllt und zu einem einzigen Ganzen zu machen scheint, erhöht noch die Täuschung.

Endlich ist der ersehnte Augenblick gekommen. Es schlägt zehn Uhr. Der Clubdiener setzt den Zündfaden in Brand, und der erste Judas explodirt. Mit fürchterlichen Kanonenschlägen schießen nun die Feuergarben, die Raketen und Schwärmer, Leuchtkugeln und Frösche aus ihren Hüllen, und die Glieder des Judas fliegen brennend weit umher. Auf die Beine, an denen die Silberstücke angeklebt sind, haben es die scharfspähenden Indianer natürlich abgesehen, und da, wo diese Beine zu Boden fallen, entbrennt eine unbeschreibliche Schlacht,

die bäuchlings ausgekämpft wird. Da stauen sich im wahren Sinne des Wortes menschliche Hügel auf. Wie die Robben auf dem Felsenriffe wühlt und wälzt sich das Gesindel auf einander, unter einander, durch einander in Schmutz und Staub, keuchend und schwitzend, völlig abgestumpft gegen lebensgefährliche Quetschungen, gegen Stöße und Püffe, lediglich erfüllt von der Begehrlichkeit nach dem blinkenden Gelde. Es sieht schauderhaft aus. Es ist ein Bild von einer Scheußlichkeit und Rohheit, vor denen die wüstesten Wildheiten des Stierkampfes erblassen. Und dasselbe Schauspiel wiederholt sich bei dem zweiten Judas, und es steigert sich bei dem berittenen dritten.

Hier ereignete sich etwas, das geradezu furchtbar wirkte. Das kolossale Ding — man vergegenwärtige sich Pferd und Reiter in etwa natürlicher Größe aus Seidenpapier, ganz umwunden mit Feuerwerkskörpern — hatte früher Feuer gefangen, als das Feuerwerk abgebrannt war. Das halbe Pferd fiel in einer lodernen Säule von wenigstens zehn Fuß Höhe in die dichte Menge herab, und ihm folgte bald die andere Hälfte des Pferdes und der Judas selbst. Und auf diese Flammen stürzten sich nun die wahnsinnigen Wilden, während sich unter ihnen beständig die Feuerwerkskörper entzündeten, der feurige Regen mit stark zischendem Geräusch unter ihnen hervorsprühte und die Kanonenschläge mit leichtem Qualm aufblitzten. Hätten doch die Mexicaner eben so wenig Scheu vor dem Wasser wie vor dem Feuer!

Nichts vermochte die entfesselten Bestien abzuschrecken. Um den Besitz des prächtigen Hutes, des Sattels und des Lassos entspann sich mitten im Feuer ein wilder Kampf. Daß da nicht ein paar Dutzend verbrannt sind, ist nur dadurch zu erklären, daß die Massenhaftigkeit dieser menschlichen Ungeheuer das Feuer erstickt hat. Leichte Brandwunden müssen natürlich sehr Viele davongetragen haben, aber daraus machen

sich die Leute nicht viel. Sie laufen in die nächste Apotheke, und wenn sie zufällig einen gutmüthigen Apotheker finden, der sie nicht mit Prügel hinauswirft, so lassen sie sich irgend eine kühlende Salbe aufreiben und bekümmern sich nicht weiter darum. Der höhere oder geringere Grad der Empfänglichkeit gegen körperliche Schmerzen soll ja ungefähr zusammentreffen mit dem höhern oder geringern Grade der menschlichen Gesittung. Nur Einer hatte nach den Wahrnehmungen, die unmittelbar nach Schluß dieser Vorstellung gemacht werden konnten, am Rücken eine etwas ernsthaftere Brandwunde davongetragen. Dem wurde die beste Salbe eingerieben: er erhielt fünfzehn Dollars vom Jockey-Club, bedankte sich vielmals und freute sich über das ausgezeichnete Geschäft, das er gemacht hatte.

Die Verbrennung des Judas ist ohne Zweifel das eigenartigste Volksschauspiel, das man hierzulande sehen kann. Es ist zugleich das widerwärtigste und beschämendste. Noch einen Schritt weiter, und wir kommen zu den festlichen Menschenmarterungen zu Ehren der indianischen Gottheiten des Nordens. Es ist die vollendetste Pflanzschule für allgemeine Volksrohheit. Und es wundert mich nicht, daß die jetzige Regierung, die die Stierkämpfe in der Stadt Mexico und dem Föderaldistricte unterdrückt hat, auch den Beschluß gefaßt haben soll, mit diesem Judasverbrennungs-Unfug aufzuräumen. Man behauptet, daß in diesem Jahre zum letzten Male das Volksfest gefeiert worden sei, wenigstens in dieser Weise. Auch diejenigen, die dahin wirken, daß die alten Bräuche und Sitten des Volkes pietätvoll erhalten bleiben, werden gegen die Beseitigung dieser öffentlichen Widerwärtigkeit, die einer andern Kulturepoche angehört, schwerlich etwas einzuwenden haben.

* * *

Von den Straßen, die auf den Hauptplatz münden, pflanzt sich der Volksjubel auf die „Plaza“ selbst weiter. Da ist um die Mittagsstunde in Sonnengluth und Staub ein mörderisches Gedränge. Die Zahl der seßhaften Verkäufer, die unter den Säulengängen, den sogenannten „Portales“, ihre Stände haben, ist heute noch erheblich vermehrt durch die fliegenden Händler, die allerlei Spielereien, Leckereien und auf hohen Gestellen noch unverkaufte Judasse zu jetzt sehr herabgesetzten Preisen feilbieten. Der Haupt-Handelsartikel des heutigen Tages sind die Knarren. Das hängt damit zusammen, daß früher am Gründonnerstage und Charfreitage, während deren die Glocken nach der Volkslegende zur Einholung des päpstlichen Segens nach Rom geflogen waren, nicht geläutet werden konnte, die Aufrufe zum Gebet durch ungeheure Knarren, die von der Höhe der Kathedrale und der anderen großen Kirchen in Bewegung gesetzt wurden, erfolgten. Was nun Alles zu Knarren umgewandelt wird, klingt schier unglaublich. Nippesfiguren, kleine Puppenstuben, breitkrämpige Hüte, Blumenkörbe, alles Erdenkliche knarrt. Unter diesen Knarren findet man auch sehr niedliche und kunstvoll gefertigte Gegenstände, besonders aus zierlichem Filigrangeflecht, in dem die Indianer eine bemerkenswerthe Kunstfertigkeit besitzen.

Jetzt sind auch die Zelte, in der durstige Seelen mit süßen Fruchtsäften gelabt werden, überfüllt. In diesen Säften herrscht eine große Mannigfaltigkeit. Die Flaschen und Pocale schillern in allen Farben des Regenbogens. Man sieht auch, wie die Tränke bereitet werden. In einer Ecke kauern verschiedene Weiber von nicht sehr reizvollem Aussehen, die auf den ersten Blick sogar recht unappetitlich wirken. Ihre Kleider sind eben so zerfetzt und schmutzig wie die aller Anderen. Bei genauer Betrachtung fühlt sich indessen der Consumlustige etwas beruhigter; sie haben ihre starken schwarzen

Flechten auf einer Seite so an der Schulter befestigt, daß von hier aus unliebsame Vorfälle kaum zu befürchten sind. Und ihre Hände — zum Glück der einzige Körpertheil, der mit den Verzehrsgegenständen in unmittelbare Berührung kommt — sind durch die andauernde Beschäftigung mit dem feuchten Material ganz sauber geworden. Einem Korbe, den sie neben sich stehen haben, entnehmen sie die verschiedenen Fruchttheile, kleine geschnittene Ananaswürfel, Melonenkörner u. dergl., streuen sie auf den großen Stein vor sich, befeuchten sie mit Wasser, das sie aus einem irdenen Gefäß schöpfen, und zerreiben sie mit einer dünnen steinernen Walze zu einem manschigen Brei. Es ist das Zermahlen aus der vorgeschichtlichen Zeit. Dieser Brei wird mit Zusatz von etwas Zucker in Wasser aufgelöst, durchgeseiht und giebt dann den Labetrunk, mit dem sich die Mexicaner, die so viel Staub haben schlucken müssen, erquicken. In den Zelten geht es sehr anständig und sittsam zu. Ueberhaupt fällt uns immer wieder die Ruhe angenehm auf, mit der sich die Tausende an einander vorüberdrängen. Nirgends vernimmt man das Geschrei und Gejohle unseres Jahrmarkts.

Während hier auf dem Platze die flüssigen Erfrischungen verzapft werden, werden in nächster Nähe, in der ersten Querstraße, dem Callejon de la Alcaizeria, die warmen Lieblingsspeisen des Volkes unter freiem Himmel zubereitet. Diese enge, schmutzige, schlecht gepflasterte Gasse ist eine der ältesten und auch eine der interessantesten der Hauptstadt. Auf beiden Seiten des schmalen Fahrweges sitzen dicht neben einander Weiber aller Jahrgänge hinter kleinen primitiven irdenen Oefchen, die mit Holzkohle geheizt werden, und braten und kochen, sieden, schmoren und backen in eisernen Pfannen die merkwürdigsten Dinge. Die Haupt-Ingredienzien sind immer Maisbrei, rother Pfeffer und brodelndes Fett. Die einfachste dieser Speisen, die Tortilla, die nichts Anderes ist

als gebackener Maisteig, bildet das wichtigste Nahrungsmittel der Indianer, das für sie Brod, Kartoffeln und Löffel zugleich ersetzt und bei keiner ihrer Mahlzeiten fehlen darf.

All' diese schwarzbraunen schlampigen Weiber, die so dicht wie irgend möglich neben ihren Kochherden hocken, unbegreifliche Sachen in ihren Pätschchen kneten und zusammenmanschen, mit dem Löffel die in dem siedenden Fette herumschwimmenden Gegenstände, an denen kleine Bläschen aufspringen, herumrühren, in der Prellsonne des heißen Mittags, vor und hinter denen die Kundschaft auf dem Straßenpflaster oder in einer offenen Hausthür sich niedergelassen hat und die heißen, fettigen, gepfefferten Speisen mit sichtbarer Befriedigung sogleich verzehrt — Alles das vereinigt sich zu einem Straßenbilde eigenthümlichster Art. Für den Fremden sieht die Sache allerdings nicht sehr verlockend aus. Die Straßenköchinnen machen in der landesüblichen schauderhaften Vernachlässigung der Körperpflege und Bekleidung von den anderen Indianerinnen keine Ausnahme. Aber auch hier wirkt die Speisebereitung bei näherer Besichtigung weniger abstoßend als auf den ersten Blick, wenn auch freilich nicht so verlockend, daß sie den Nichtmexicaner zum Mitessen reizen könnte.

Daß sich nach dem Genusse der stark gepfefferten Nationalspeisen der Durst einstellt, ist erklärlich. Das Hauptgetränk der Mexicaner ist, wie man weiß, das Pulque. Es ist ein ganz besonderer Saft, an dessen Geschmack, der an übergegangene Weißbierhefe erinnert, man sich erst gewöhnen muß. Es sieht milchig-wässerig, ungefähr wie schlabbrige Molke aus und hat einen faden, ekelhaften Geruch. Mit der Zeit muß man es aber doch wohl sehr wohlschmeckend finden. Es wird aus der Maguey-Aloë gewonnen. Wenn die Pflanze treibt, wird, ehe die Blüthe sich entfaltet, der Kern ausgeschnitten, und da sammelt sich sehr reichlich das Frucht-

wasser, das beständig abgeschöpft wird, und das, nachdem es in Gährung übergegangen ist, das beliebte Nationalgetränk bildet. Pulque ist berauschend, und der Pulque-Rausch hat vor anderen die große Annehmlichkeit, keinen Katzenjammer zu hinterlassen.

Die Zahl der Pulque-Trinkstuben in Mexico ist Legion. In einzelnen Straßen stehen sie Haus an Haus. Sie führen die sonderbarsten Namen, wie „La Influenza“, „La Explosion“ u. s. w. Man muß die Courage haben, in eine der Pulquerien einzutreten, und den Widerwillen, den der gräßliche Aufenthalt in uns hervorruft, gewaltsam niederkämpfen. Selbst die besten sind schauderhaft. Auf dem Schanktische stehen große Pocale mit Getränken von unbestimmbarer und unheimlicher Farbe. Den bei weitem größten Zuspruch hat natürlich das grünlich-milchige Pulque. Der Schanktisch schwimmt, und auf dem Boden stehen Lachen dieses häßlichen, etwa wie frischer Kalk duftenden Getränkes. Aber dieser Geruch ist in dem Mischmasch von allerlei ekelhaften Dünsten nicht mehr zu erkennen. In diesen Kneipen ist ein geradezu unerträglicher Gestank und eine Schmutzerei sondergleichen. Auch unsere wüstesten Schnapsbuden erscheinen mir im Vergleiche zu den Pulquerien Mexicos noch ganz erträglich.

Es ließen sich recht erbauliche Betrachtungen darüber anstellen, über welche Widerwärtigkeiten sich das Volk tapfer hinwegsetzen muß, um sich das Vergnügen des Berauschens zu bereiten; ja die Ueberwindung des Abscheulichen scheint sogar der Tribut zu sein, den es dem Rausche unerbittlich zu entrichten hat. Die Schnapskneipen Europas, die Opiumhöhlen der Chinesen in San Francisco, die Pulquerien in Mexico, sie sind überall die schmutzigsten, verstänkertsten und ekelhaftesten Lokale, die von menschlichen Wesen besucht werden. In diesen Punkten besteht zwischen ihnen allen völlige Ueber-

einstimmung, und von einander unterscheiden sie sich nur durch die Schattirung der Scheußlichkeit, die durch den höhern oder niedrigern Kulturgrad der verschiedenen Völker und Rassen bestimmt wird.

Mit dem ersten Schlage der Mitternacht hat die Trauer um das Leiden Christi, dem die Bewohner von Mexico einen so eigenthümlichen Ausdruck geben, ihr Ende erreicht. Alle Glocken der Stadt verkünden mit lauten Schlägen, daß der Tag der Auferstehung anbricht, und der Strom des städtischen Lebens und Treibens kehrt nun in das Bett altgewohnter Ruhe zurück.

---

i) Unsere Landsleute. Abschied.

Die deutsche Colonie. — Sprachliche Sonderbarkeit. — Das zweite Geschlecht. — Zum Abschied. — Die Schönheiten der Stadt. — Der südliche Himmel und das Kreuz des Südens.

Mehr als alles Andere spricht die Liebe, die die Deutschen hier zu Lande für ihr neues Vaterland gewonnen haben, ohne der Anhänglichkeit an das alte zu entsagen, und ohne in die Verächtlichkeit des Renegatenthums zu verfallen, für die Gesundung des rührigen und von der Natur so bevorzugten Landes.

Die deutsche Colonie in Mexico zählt unverhältnißmäßig viele tüchtige und hervorragende Leute, Männer der Wissenschaft, des Handels und der Industrie, die sich des festesten Ansehens erfreuen. Obgleich Viele von ihnen schon seit langen Jahrzehnten hier festen Fuß gefaßt haben, sind sie doch so unverfälschte Deutsche geblieben, als hätten sie ihre Heimat nie verlassen. Sie haben sich auch ihre Sprache und die Mundart ihrer engern Heimat treu bewahrt und sind

frei von der Unart des Sprachmischmasches, in die die Deutschen im Auslande so leicht verfallen. Mit Ausnahme des „si“ und „no“, das bei allen seit langer Zeit Ansässigen unser ehrliches „ja“ und „nein“ verdrängt hat — man darf sagen: bei allen, fast ohne Ausnahme, auch bei den Ernsthaftesten und Gebildetsten, denen jede Affectation fernliegt —, ist das Deutsch der Deutsch-Mexicaner vom Spanischen völlig unangetastet geblieben.

Aber eine Sonderbarkeit haben viele Deutsch-Mexicaner angenommen: in ihrer Rede den Abschluß eines jeden Satzes oder auch nur Satztheiles mit einem eigenthümlichen, durch Schriftzeichen schwer wiederzugebenden Laute, der an das französische „hein“ anklingt, zu bezeichnen. Dieses kurze „häh“ wird beständig in die Sätze eingeworfen und schließt fast jede Periode ab. „Sie sollten es nicht versäumen, Guadalajara zu besuchen . . . häh . . . Sie werden dann von dem Zustande der mexicanischen Städte eine freundlichere Vorstellung gewinnen . . . häh.“ Woher das kommt, ist mir unerfindlich, denn bei den Mexicanern selbst habe ich diesen Laut nie gehört. Es ist sehr unschön und macht den Zuhörer ganz nervös. Und dabei scheint es unglaublich ansteckend zu sein. Die Zahl derer, deren Sprache von der Häh-Krankheit verschont geblieben ist, ist eine verschwindend geringe.

Um die zweite Generation ist es in Mexico wie überall bestellt. Die Kinder sprechen lieber die Sprache des Landes, in dem sie aufwachsen, auch wenn sie rein deutscher Abkunft sind, und auch wenn im elterlichen Hause nur deutsch gesprochen wird. Sie müssen gewaltsam dazu angetrieben werden, die Sprache ihrer Eltern zu sprechen, und das Spanische ist ihre eigentliche Muttersprache. Man darf sich darüber kaum verwundern. In ihrem gewöhnlichen Umgange mit den Dienstboten, den Gespielen, den Mitschülern hören

sie eben nur spanisch. Und bei uns ist es ja gerade ebenso, die Kinder der eingewanderten Fremden sprechen in Deutschland auch lieber deutsch, als die Sprache der elterlichen Heimat.

Die Deutsch-Mexicaner bringen große Opfer, um das Deutschthum in den Kindern zu erhalten. Wenn es ihnen ihre Mittel irgendwie erlauben, schicken sie die heranwachsenden Söhne und Töchter nach Deutschland, um sie in den dortigen Bildungsanstalten unterrichten zu lassen. Auf lange Jahre erlegen sie sich oft das Opfer der Trennung von ihren Kindern auf. Bisweilen lohnt der Erfolg, aber es kommt auch vor, daß die aus Deutschland nach Mexico Zurückgekehrten das, was sie drüben gelernt haben, hüben möglichst schnell zu vergessen beflissen sind. Dann werden wohl gute Mexicaner aus ihnen, nützliche Bürger ihrer zweiten Heimat.

Schiffbrüchige, die von den Trümmern einer drüben zerstörten Existenz hier an's Land geworfen sind, giebt es in Mexico so gut wie gar nicht . . .

Wenn ich die Acten über meinen Aufenthalt in der Hauptstadt Mexico schließe, so überkommt mich ein Gefühl von Beunruhigung, ob es mir auch gelungen sei, Licht und Schatten richtig zu vertheilen. Gewöhnlich tritt ja in der Schilderung die Verzeichnung des Häßlichen und Abstoßenden schärfer und drastischer hervor als die des Anmuthigen und Anziehenden. Ich darf mir das Zeugniß ausstellen, daß ich mich bemüht habe, in jeder Einzelheit wahr zu sein — subjectiv wahr —, die Erscheinungen also so zu schildern, wie sie meine Augen erblickt, wie sie auf mich gewirkt haben. Die Prätension, in allen Fällen auch das objectiv Richtige wiedergegeben zu haben, hat mir natürlich fernliegen müssen. Aber selbst in dieser Einschränkung, die ich zu machen mich gedrungen fühle, ist es mir noch immer fraglich, ob die Gesammtwirkung meiner Schilderung meinen Absichten entspricht,

und ob das vollständige Bild nicht durch falsche Lichter, die auf Einzelnes zu grell fallen, entstellt wird.

Die Hauptstadt Mexico ist in der That nicht das, was der fremde Ankömmling zunächst von ihr erwartet. Sie ist keineswegs der Inbegriff der mexicanischen Eigenart. Sie ermangelt des eigentlich Charakteristischen. Mexicanisches Wesen lernen wir viel besser in großen und kleineren Städten der Provinz kennen. Die Hauptstadt ist nicht imposant, auch ihre Schönheiten sind, wie verschüchtert von der Fremdherrschaft dreier Jahrhunderte und von den Wirren und Revolutionen, die ein halbes Jahrhundert lang Stadt und Land heimgesucht haben, zurückgewichen. Erst bei näherer Bekanntschaft und erst ganz allmählich entschleiern sie sich. Die niedrigen flachen Häuser, die fast alle gleich hoch sind, unterscheiden sich auf den ersten Blick nur wenig von einander. Die Paläste, die ein edler Kunstsinn mit feinstem Verständniß für Anmuth und Behaglichkeit geschaffen hat, sehen in ihrer keuschen Anspruchslosigkeit zunächst nicht anders aus als die meist recht uninteressanten Behausungen, die unter gänzlichem Verzicht auf architektonische Wohlgestalt lediglich gebaut sind, um den Menschen ein Obdach zu gewähren, um die Waaren zu bergen. Die groteske Zerlumptheit und Verschmutztheit der Menge, die an uns vorüberwogt, macht auf den Fremden, der vom Norden her kommt, zunächst einen höchst unangenehmen Eindruck. Der Herrlichkeit und Großartigkeit der natürlichen Lage wird man in der Stadt selbst kaum gewahr. Das Alles ist ohne Zweifel richtig, und es ist daher unausbleiblich, daß man bei der ersten Bekanntschaft eine starke Enttäuschung erfährt, und daß die unter diesem ersten Eindruck niedergeschriebenen Blätter die Verstimmung wiederspiegeln.

Wie schnell aber und wie vollständig ändert sich das Bild, wenn man es länger betrachtet! Wie schwindet da

alles Unschöne und Widerwärtige, und wie rückt das Erfreuliche und eigenartig Schöne hervor! Eine sonnig heitere, gemüthliche und freundliche Stadt, umgeben von der gewaltigsten Natur — eine Stadt mit beachtenswerthen Denkmälern der Kunst, mit behaglichen und reichen Privatgebäuden, mit entgegenkommenden lieben Leuten, eine Stadt, in der wir uns in unsagbar kurzer Zeit einleben und wohlfühlen — das ist das Mexico, von dem wir scheiden, und von dem uns der Abschied nicht leicht wird.

Täglich hat es uns neue Reize offenbart, und unser geschulteres Auge hat nicht mehr nach dem Interessanten und Werthvollen herumzusuchen brauchen.

Als ob der Nebel gefallen wäre, treten nun die wundervollen Paläste aus ihrer stolzen Zurückhaltung hervor und fordern uns zur Bewunderung ihrer einfachen Vornehmheit heraus. Wir nehmen nicht mehr Anstoß an der Verlotterung der Erscheinungen, wir haben nur noch ein dankbares Auge für das unglaublich Malerische und Farbenreiche, für den wahrhaft einzigen Zauber der Beleuchtung. Was kümmert uns die staubige Zerlumptheit! Wir sehen nur noch das glühende Gold, in das der Sonnenuntergang alle Unsauberkeit und allen Jammer taucht. Wir klagen nicht mehr über die drückende Hitze des Tages, wir erfreuen uns nur der himmlischen Kühle der Abende.

Und diese Mondscheinnächte! Diese in grellem silbernem Lichte glänzenden Flachdächer, die stolzen grauen Thürme, und im nebligen Dunste die verschwommenen Conturen der Riesenberge! Und dann die mondlosen Nächte! Auf dieser Höhe und in dieser reinen dünnen Luft! Ein Geflimmer und Gefunkel der Sterne, wie wir es nur selten und auch nur annähernd so in unseren schönsten eisigen Winternächten erblicken können. Hier aber genießen wir den einzigen Anblick in herrlichster Sommerkühle.

Und zum ersten Male sehen wir das Südliche Kreuz, — hier das tiefststehende der großen Sternbilder: vier schöne hellleuchtende Sterne, die ein fast regelmäßiges Kreuz bilden, von denen drei ungefähr die gleiche Lichtstärke besitzen, der vierte am rechten Endpunkt des Querbalkens etwas schwächer leuchtet. Wenn auch die Schönheit dieses Sternkreuzes von den Reisenden sehr übertrieben worden ist — denn mit den herrlichen Bildern unseres nördlichen Himmels, namentlich mit dem Großen Bär, der Kassiopeja und dem Orion, hält es wohl kaum einen Vergleich aus —, so macht es doch durch die Regelmäßigkeit seiner Zeichnung und durch seine vereinsamte Stellung an dem sternenspärlichen südlichen Firmament einen tiefen Eindruck. Für uns aber ist es das funkelnde Wahrzeichen einer andern Zone; es erinnert uns daran, daß wir den Wendekreis des Krebses überschritten haben.

Von diesem Kreuz des Südens wenden wir den Blick nach der entgegengesetzten Richtung und sehen da den Polarstern in hellstem Lichte glänzen. Und darüber dasselbe strahlende Sternbild des Großen Bären, das wir in jeder sternenhellen Nacht von unserm Fenster gesehen haben — da drüben in der fernen Heimat. Wir gedenken ihrer mit einer Zärtlichkeit, die durch die Entfernung nur gewonnen hat, aber ohne alle Sentimentalität. Hier ist's ja auch so schön! Hier leben so tüchtige, so wahrhaft liebenswerthe, unermüdlich freundliche Menschen — echte deutsche Landsleute, auf die wir stolz sein dürfen, die unserm Vaterlande zur Ehre gereichen, die unter allen fremden Ansiedlern weitaus die geachtetste Stelle in Mexico einnehmen. Ihnen vor Allem, an ihrer Spitze dem Gesandten des Deutschen Reichs, dem liebenswürdigen und gastfreien Baron von Zedtwitz, hat der Ankömmling aus Deutschland es zu danken, daß er sich über die Entfernung vom Vaterlande froh hinwegtäuscht und sich hier wie von heimatlicher Luft angeweht fühlen darf.

So sagen wir denn der freundlichen und interessanten Stadt mit inniger Dankbarkeit Lebewohl! In überreichem Maße hat sie erfüllt, was wir von ihr erhofft hatten: in der rastlosen Wanderung hat sie uns auf einen Monat Ruhe, Erfrischung und Behagen geboten, und in der Ferne das ersehnte Stückchen Heimat.

6. Porfirio Diaz.

I.

Einnahme der Hauptstadt. — Manifest von La Noria. — Juarez †. — Aufstand von Oaxaca. — Diaz Präsident bis 1880. — Gonzales. — Diaz wiedergewählt. — Präsidentschaft befestigt.

Der Fremde, der sich zum ersten Mal auf mexicanischem Boden aufhält und von den Schicksalen des merkwürdigen Landes bisher nur durch gelegentliche, unzusammenhängende Mittheilungen dies und das vernommen hat, fühlt sich bei einem etwas längern Aufenthalte angenehm überrascht, wenn er wahrnimmt, wie hier überall und in allen Schichten der Bevölkerung sich allmählich der Geist der Ordnung befestigt, wie wohlthätig die zwar verhältnißmäßig noch immer kurze, aber doch nun schon seit anderthalb Jahrzehnten währende Zeit der Ruhe und Kräftigung gewirkt hat, wie stark und wie allgemein das Bedürfniß der weitern Ruhe empfunden wird, und wie tiefe Wurzeln das Vertrauen zu einer kräftigen, die allgemeine Sicherheit verbürgenden Regierung geschlagen hat. Von jenem Mexico, das bis zur Mitte der siebziger Jahre die Aufmerksamkeit der Welt in unliebsamer Weise auf sich zog, von dem die lebenden Geschlechter bis dahin kaum etwas Anderes wußten, als daß es bis über die Ohren in Schulden stak und sich seiner Verbindlichkeiten auf die ein-

fachste Weise, nämlich durch unumwundene Erklärung der Nichtbezahlung, zu entledigen suchte, das den gloirebedürftigen Napoleon zu einer abenteuerlichen Expedition gereizt und einen ihm aufgedrängten Kaiser erschossen hatte — von jenem Mexico, in dem die Anarchie zur ständigen Regierungsform erhoben zu sein schien, in dem ein ehrgeiziger Dictator durch einen kühnen Handstreich den andern beseitigte, um alsbald von einem dritten verdrängt zu werden, wird man heutzutage kaum noch eine Spur entdecken können. Der Unkundige, der sich bei einem Landeingesessenen oder Eingeborenen darüber zu unterrichten sucht, wohin sich denn die Unzufriedenen auf einmal verkrochen haben, und der die naheliegende Vermuthung ausspricht, daß in diesem vom wildesten Parteihader durchwühlten Lande die Möglichkeit eines wiederausbrechenden Putsches doch offenbar vorhanden sein müsse, erhält von Jedermann denselben Bescheid: Das Land ist in den letzten fünfzehn Jahren mit blutiger Energie und Consequenz von den gefährlichen Ruhestörern gesäubert worden, die gefürchtetsten Feinde der Ordnung sind entweder beseitigt oder versöhnt, und so lange Porfirio Diaz am Ruder ist, ist eine ernsthafte Gefährdung der Ordnung kaum zu befürchten.

Immer wieder ist es der Name Porfirio Diaz', der in seinem Vaterlande den stolzen Titel des Regenerators Mexicos führt, der als sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit genannt wird.

Porfirio Diaz hat sich auf dem in Mexico nicht ungewöhnlichen Wege der Gewalt den Weg zur leitenden Stelle des Staates gebahnt. Während der ganzen Dauer des durch Juarez gegen die fremde Invasion organisirten Widerstandes war er einer der treuesten und erfolgreichsten Vertreter der nationalen Sache, einer der gefürchtetsten Feinde der Maximilianischen Herrschaft gewesen, der Sieger in den bedeutungsvollsten Schlachten, welche den Sturz der Maximilianischen

Herrschaft zur Folge hatten. Nachdem er am 2. April 1867 nach fünfundzwanzigtägiger Belagerung Puebla genommen und am 11. April den Maximilianischen General Marquez bei San Lorenzo geschlagen hatte, war er auf die Hauptstadt losmarschirt und hatte die regelmäßige Belagerung eingeleitet. Inzwischen hatte sein Kamerad Escobedo Queretaro belagert und genommen, und Maximilian war in die Hände der Nationalen gefallen. Am 19. Juni 1867 wurde der unglückliche Kaiser mit den Generalen Mejia und Miramon in Queretaro nach kriegsrechtlicher Verurtheilung erschossen. Zwei Tage darauf mußte die Hauptstadt Mexico Porfirio Diaz, der den letzten Widerstand der Maximilianischen Generale Marquez und O'Horan gebrochen hatte, die Thore öffnen.

Der jetzige Präsident erzählt selbst, in welchem Zustande sich seine Leute befanden. Von einer regulären Armee des Juarez konnte überhaupt kaum die Rede sein. Jedenfalls bildeten diejenigen, die schon früher unter Juarez Militärdienste geleistet hatten, oder die von Maximilian abgefallen waren, in den wilden kriegstüchtigen Haufen, die Porfirio Diaz für die Sache des Vaterlandes geworben hatte, die Minderheit. Die indianischen Freischärler, die als Landsturm hinzugezogen worden waren, waren im jämmerlichsten Zustande, durch die furchtbaren Strapazen des Feldzugs auf's Aeußerste abgespannt, abgehungert und zerfetzt. Die Begünstigten hatten durchgelaufene Sandalen, die Meisten waren barfuß, und die große Mehrheit hatte keine andere Bekleidung, als die unter den Indianern üblichen weiten Pluderhosen, die „calzones", und die wollene Decke, die Sarape. Ihre Bewaffnung war eine rein willkürliche und meistens sehr mangelhafte. Diese schmutzige, zerfetzte, schlecht bewaffnete Horde aber hatte die kolossalsten Strapazen, tagelange Märsche im Sonnenbrand und Wüstensand, über Fels und Geröll, mit bewundernswerther Ausdauer ertragen und sich gerade so

heldenhaft geschlagen, wie die Sansculottes der französischen Revolution.

Als Mexico dieser von Porfirio Diaz befehligten Bande die Thore öffnen mußte, befiel die Einwohner ein gelinder Schrecken, der nur zu begreiflich war. Durch die langjährige Gewöhnung des Sengens und Brennens, des Mordens und Plünderns war die mexicanische Soldateska arg verwildert, und die Bewohner der Hauptstadt befürchteten das Schlimmste. Der General trat sogleich nach seinem Einzuge mit einigen der Notabeln, die vorzugsweise auch der deutschen Nationalität angehörten, in Verbindung und erklärte, daß, wenn man ihn in den Stand setzen würde, den rückständigen Sold zu zahlen, er für die Aufrechterhaltung der Ordnung die unbedingte Bürgschaft übernehmen werde. Die von ihm als nöthig bezeichnete Summe wurde aufgebracht, und Porfirio Diaz hielt Wort. Es kam in der großen Stadt auch nicht zur geringsten Gewaltthätigkeit, und nach wenigen Tagen war die kriegerische Horde aus der Hauptstadt bis auf den letzten Mann verschwunden. Wie er dies Kunststück fertig gebracht hat, ist bis auf den heutigen Tag ein Geheimniß geblieben. Das aber hat ihm die Hauptstadt nie vergessen. Von diesem Tage an datirt eigentlich die große und allgemeine Popularität, deren sich General Diaz, der sich als Soldat und Patriot längst großen Ruhm erworben hatte, zu erfreuen hat. Die Art und Weise, wie er die Truppen geworben, und wie er sie, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan, wieder aufgelöst hat, bekundete in der That ein organisatorisches Talent allerersten Ranges.

Nachdem Juarez am 15. Juli wieder in der Hauptstadt von der Gewalt Besitz ergriffen hatte, verschwand Porfirio Diaz auf einige Zeit von der Oberfläche. Von seinem Gute La Noria aus, auf das er sich zurückgezogen hatte, verfolgte er mit langsam anwachsendem Groll die Schritte, die Juarez

seit seiner Wiedereinsetzung und Wiederwahl als Präsident unternahm; und mit der Regierung desselben Juarez, mit dem er sich zur Vertheidigung der nationalen Sache auf's Innigste vereinigt hatte, dessen zuverlässigste Stütze und bester Soldat er gewesen war, war er nun so wenig einverstanden, daß er sich in seinem patriotischen Gewissen gedrungen fühlte, in offenem Widerstande gegen seinen alten Freund und Bundesgenossen aufzutreten. Schon hatte Porfirio Diaz als Widersacher des Juarez zahlreiche Freunde für sich gewonnen, schon war die Gährung in verschiedenen Staaten eine so starke, daß der Ausbruch eines neuen blutigen Bürgerkrieges zwischen den Anhängern des Juarez und des Porfirio Diaz jeden Augenblick bevorzustehen schien, als mitten in dieser bedrohlichen Bewegung Juarez am 19. Juli 1872 starb. Das verhängnißvolle Ereigniß wand denen, die im Begriff gestanden hatten, die Schwerter wieder zu kreuzen, die Waffen aus der Hand. Nach der Bestimmung der Verfassung ergriff der Präsident des höchsten Gerichtshofs, Sebastian Lerdo, die Zügel der Regierung, und am 16. November desselben Jahres wurde Lerdo definitiv zum Präsidenten der Republik erwählt. Die Anhänger des Porfirio Diaz hatten sich der Abstimmung enthalten, und die Wahl Lerdos erfolgte nahezu einstimmig.

Lerdo, dem es an persönlichen Eigenschaften nicht fehlte, war kein guter Präsident. Er war kleinlich und unbedeutend, zeigte sich der ihm gestellten Aufgabe in keiner Weise gewachsen und besaß für die wahren Bedürfnisse des Landes kein Verständniß. Engherzig verschloß er sich namentlich den von allen Freunden des Fortschritts dringend geforderten Verbesserungen und Vervielfältigungen der Communicationswege. Als sich die Anzeichen mehrten, daß Lerdo im Geheimen mit allen Mitteln seine Wiederwahl betrieb, erhoben sich die Porfiristen, wie man die Anhänger des Porfirio Diaz nannte, zu offenem Widerstande. Bis dahin hatten sie sich

im Hintergrunde gehalten, Diaz selbst hatte sich nach den Vereinigten Staaten zurückgezogen.

Am 15. Januar 1876 brach in Oaxaca ein Aufstand aus, der bald große Verhältnisse annahm. Porfirio Diaz eilte nun auf mexicanischen Boden zurück, stellte sich an die Spitze der Bewegung, bemächtigte sich des Hafens Matamoros und rückte dann südlich vor. Am 16. November desselben Jahres schlug er in der Entscheidungsschlacht von Tecoac die Armee des Lerdo vollkommen auf's Haupt und jagte die Feinde in wilder Flucht davon. Acht Tage darauf zog der Sieger von Tecoac wiederum in Mexico ein. Inzwischen hatte die Wiederwahl Lerdos allerdings stattgefunden, aber es versteht sich, daß sie nun als null und nichtig erklärt wurde. Gleichzeitig war auch ein Gegenpräsident, Iglesias, in Guanajuato gewählt worden, und auch mit diesem hatte sich Porfirio Diaz gewaltsam abzufinden. Die Anhänger des Iglesias wurden ebenfalls geschlagen. Iglesias wie Lerdo flüchteten über die Grenze nach den Vereinigten Staaten, und bei den nun veranstalteten Neuwahlen wurde Porfirio Diaz einstimmig zum Präsidenten der Republik erwählt.

Mit dieser Wahl hat die Aera der Bürgerkriege, der Putsche und Pronunciamientos ihr eigentliches Ende erreicht. Zwar rumorte es in den ersten Zeiten noch hier und dort, in ernsthafter Weise wurde die Ruhe jedoch nicht mehr gestört. Während dieser ersten Präsidentschaft bewährte sich Porfirio Diaz, der seinen Ruhm bisher vornehmlich seinen Eigenschaften als tapferer General und Patriot verdankte, als Staatsmann und Organisator im höchsten Grade. Mit rücksichtsloser Consequenz unternahm er vor Allem das Werk der Säuberung. Mit einer Energie, die vor keinem Mittel zurückschreckte, wußte er die gefährlichen Elemente, die das unglückliche Land zu einem ewig lodernden Herde der Vernichtung und Verwüstung gemacht hatten, zu unterdrücken.

Besonders hoch wurde es ihm angeschlagen, daß er mit einer Großartigkeit der Auffassung, die an der leitenden Stelle bisher nicht geherrscht hatte, über alle persönliche Feindschaft hinwegsah und dadurch Persönlichkeiten, die als seine erbittertsten Feinde gegolten hatten, im gemeinsamen Dienste des Vaterlandes sich zu versöhnen wußte. Sogleich zeigte er das ernsthafteste Bestreben, die nationale Arbeit und damit den nationalen Wohlstand und den stark erschütterten Credit des Landes zu heben und vor Allem neue Verkehrswege zu erschließen. Mit tiefem Bedauern sah man den hervorragenden, thatkräftigen und umsichtigen Mann von der Leitung der Staatsgeschäfte scheiden, nachdem die verfassungsmäßige Frist, die damals für die Wirksamkeit des Präsidenten festgesetzt war, ihr Ende erreicht hatte.

Im Jahre 1880 bestieg der General Manuel Gonzales, der als politischer und persönlicher Freund Porfirios galt, den Präsidentenstuhl. Während der ersten drei Jahre entsprach Gonzales auch den Erwartungen, die man an ihn gestellt hatte. Ruhe und Ordnung herrschten im Lande. Es wurde fleißig an dem Wiederaufbau weitergearbeitet, und die von Diaz gelegten Keime der Entwickelung und des Gedeihens trieben weiter. Erst im letzten Jahre erregte die Präsidentschaft des Gonzales starken Unwillen und berechtigten Widerspruch.

Nach Ablauf der Präsidialzeit des Gonzales wurde Porfirio Diaz im Jahre 1884 zum zweiten Mal zum Präsidenten der Republik gewählt, und da sich unter seiner zweiten Regierung wiederum die Zustände in erfreulichster Weise gebessert, da Handel und Gewerbe einen ungeahnten Aufschwung genommen hatten und das Vertrauen zur Stärke der Regierung immer tiefer in das Volk eingedrungen war, da aber diese erfreulichen Erscheinungen ganz ausschließlich auf die kraftvolle Persönlichkeit des Präsidenten zurückgeführt werden mußten, so ent-

schlossen sich die Vertreter des mexicanischen Volkes, die Verfassung, die die Wiederwahl des Präsidenten unmöglich gemacht hatte, dahin abzuändern, daß Porfirio Diaz nach Ablauf seiner zweiten Präsidialperiode im Jahre 1888 wiederum auf vier Jahre, also bis zum Jahre 1892, im Besitz der leitenden Macht belassen werden konnte. Die „Mexicanische Finanz-Revue" begrüßte dieses Votum mit den Worten: „Man kann dem mexicanischen Volke zu diesem Entschluß nur Glück wünschen, denn die während der gegenwärtigen Verwaltung erreichten Fortschritte bilden einen zu günstigen Contrast mit den früheren Zeiten, von denen man am besten schweigt. Friede und Ordnung herrschen im ganzen Lande. Die persönliche Prosperität hat einen Anfang gemacht und wird eine bisher ungeahnte Höhe erreichen. Mexico wird nach vielen Jahren politischer und finanzieller Kämpfe sich in der Welt denjenigen Platz erringen, zu welchem es infolge seiner zahllosen natürlichen Anlagen berechtigt ist. Die Frage, den Präsidenten Diaz und die hervorragenden Männer, die er zum Wohle Mexicos um sich vereinigt hat, auch ferner im Amte zu behalten, war daher von der größten Bedeutung für das ganze Land, und die friedliche Art und Weise, in welcher es erreicht worden ist, daß diese Männer noch auf Jahre hinaus die Geschicke Mexicos leiten sollen, ist der sicherste Weg zu fernerer Ruhe und fernerem Gedeihen."

In demselben Sinne äußern sich alle Stimmen über Porfirio Diaz, und man kann es kaum fassen, wo diejenigen, die nach ihrer Vergangenheit die Feinde der jetzigen Regierung sein müßten, eigentlich geblieben sind. Es würde in der That sehr schwer werden, auch nur eine einzige oppositionelle Stimme gegen den jetzigen Leiter der mexicanischen Republik anzuführen. Selbst diejenigen, von denen nach ihrer ganzen Vergangenheit vorauszusetzen ist, daß sie der jetzigen Regierung unmöglich hold gesinnt sein können, stimmen mit den unbe-

dingten Anhängern des Präsidenten darin überein, daß Porfirio Diaz der befähigtste Präsident ist, den Mexico je besessen hat, der Mann, der Land und Leute besser kennt als irgend ein Anderer, der die Zustände mit unfehlbarer Richtigkeit beurtheilt und zur Durchführung der Maßregeln, die er als nöthig anerkennt, eine beispiellose Energie bethätigt — daß er mit einem Worte der Mann ist, den Mexico jetzt braucht.

II.

Wohnung des Präsidenten. — Sein Aeußeres. — Unterredung mit Diaz. — Der Präsident in amtlicher Function. — Das Regierungsgebäude. — Officieller Empfang eines Gesandten.

Die Persönlichkeit des Präsidenten deckt sich vollkommen mit dessen Bedeutung als Staatsmann und General.

Porfirio Diaz bewohnt ein einfaches Haus in der Calle Cadena, das in Reih und Glied mit allen anderen steht und sich weder äußerlich noch innerlich von den übrigen vornehmen und gutgehaltenen Privathäusern irgendwie unterscheidet. Durch einen anständigen, aber keineswegs übermäßig glänzenden Eingang gelangt man auf den geräumigen, wie in allen besseren spanischen und mexicanischen Häusern mit besonderer Sorgfalt gehaltenen Binnenhof, den „Patio", dessen Galerien mit herrlichen blühenden Blumen reich geschmückt sind. Eine breite mit Teppichen belegte Marmortreppe führt zum ersten Stock hinauf.

Diese Treppe selbst, das Vorzimmer und der Empfangssalon sind mit werth- und geschmackvollen Gegenständen aus aller Herren Ländern angefüllt — mit Geräthschaften und Kunstwerken aller Art, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie der Ausdruck der Verehrung sind, deren sich Porfirio Diaz allüberall zu erfreuen hat. Schon auf der

Treppe fallen uns zwei mächtige Bronzen in Ueberlebensgröße in die Augen, die uns sonderbar heimatlich anmuthen. Es sind Cherusker im altgermanischen Waffenschmuck.

Das Mobiliar ist sehr reich und schön, und in dem Gewirr künstlerischer Kostbarkeiten herrscht die anmuthigste Harmonie. Da sieht man prachtvolle chinesische und japanische Vasen, italienische Mosaik, kunstfertige indianische Arbeiten u. s. w. Schon durch die Fülle schöner Sachen, die mit feinem Verständniß in dem großen Raume vertheilt sind, und deren Anordnung und Aufstellung man anmerkt, daß hier die Hausfrau mit fein gebildetem Geschmack ihres Amtes waltet, wirkt der geräumige Empfangssalon sehr behaglich. Er ist leider, namentlich im Vergleich zu dem hellbeleuchteten Vorzimmer, absichtlich etwas dunkel gehalten, so daß sich unser Auge erst an den Dämmerschein gewöhnen muß, bis es uns gelingt, den interessanten Mann, dem wir gegenüberstehen, genauer zu betrachten.

Es ist eine imposante Erscheinung. Die stattliche Gestalt ist kräftig, breitschultrig, wohlgebaut, übermittelgroß. In seinen Bewegungen hat Porfirio Diaz die Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Anmuth der Südländer. Das ziemlich kurz geschorene Haar ist ergraut, der Kopf ist groß und stark und zeigt die eigenthümliche Bildung des mexicanisch-indianischen Stammes. Die unteren Gesichtstheile, namentlich Kinn und Kinnlade, sind stark entwickelt und treten hervor. Die Nase ist gutgeschnitten. Unter der breiten stark ausgearbeiteten Stirn blicken die Augen klug und feurig hervor. Die nicht übermäßig dunkle Gesichtsfarbe ist frisch und gesund. Porfirio Diaz, der das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten hat, sieht wenigstens zehn Jahre jünger aus als er ist. In seiner Physiognomie spricht sich vor Allem männliche Festigkeit, starker Wille, unbeugsame Thatkraft, ruhige Entschlossenheit aus. Mit einem Worte: die Erscheinung entspricht durchaus

dem Charakter des hervorragenden Mannes, den seine Verehrer als den Regenerator seines Vaterlandes preisen, und dessen ungewöhnliche Veranlagung und Qualification für den schwierigen Posten, den er einnimmt, selbst von seinen Gegnern, wenn auch widerstrebend, in vollem Maße anerkannt wird. Man empfängt vom Präsidenten sogleich den Eindruck eines ungewöhnlich bedeutenden, interessanten und energischen Mannes.

Er benimmt sich sehr frei und dem Fremden gegenüber in zuvorkommendster Weise als Weltmann von angeborener Vornehmheit. Er bildet in dieser Hinsicht den denkbar stärksten Gegensatz zum Präsidenten der benachbarten großen Republik der Vereinigten Staaten, zu Harrison, dessen bescheidene kleinbürgerliche Anspruchslosigkeit in der Art und Weise, wie er sich giebt, kaum auf das Staatsoberhaupt eines mächtigen Reiches schließen läßt. Porfirio Diaz merkt man dagegen auf den ersten Blick an, daß er das ruhige Bewußtsein seiner selbsterworbenen Würde besitzt. Er „repräsentirt" im eigentlichen Sinne des Wortes. Und er repräsentirt, ohne sich Mühe zu geben, wie ein geborener Herrscher. Auch das boshafteste Auge würde vergeblich nach einer linkischen Unart des Emporkömmlings fahnden. Er ist vollkommen natürlich, ruhig, sehr entgegenkommend, ungemein artig und dienstfertig, aber er hat dabei zugleich jene geheimnißvolle, gewissen Naturen angeborene Kunst, um sich einen Kreis zu ziehen, den zu überschreiten man wenig Lust verspürt. Er besitzt „jene Würde, jene Höhe, die die Vertraulichkeit entfernt". Dabei ist er jedoch keineswegs steif und zugeknöpft, im Gegentheil, er benimmt sich mit großer Ungezwungenheit, spricht viel und gut und versteht sogar zu plaudern.

Ein jeder Fremde, der es nicht absichtlich darauf abgesehen hat, die Mexicaner vor den Kopf zu stoßen, ist in Mexico des freundlichsten Empfangs überall sicher. Auch

in dieser Beziehung geht der Präsident seinen Landsleuten mit gutem Beispiel voran. Er sprach noch keine fünf Minuten mit mir, da hatte er mir schon alle denkbaren Freundlichkeiten zugesagt, die es mir ermöglichen sollten, den Aufenthalt in der Hauptstadt und die Reise durch das Land unter den angenehmsten Bedingungen und so bequem und lohnend wie möglich zu machen. Er hatte mir Empfehlungen und Begleitungen aller Art freundlich zugesagt. Und er hat alle Versprechungen im vollsten Maße erfüllt.

Während unserer Unterhaltung, die etwa eine Stunde währte, berührte der Präsident die verschiedensten Fragen und behandelte sie mit einer Schärfe, Sachlichkeit und Offenheit, die Jedermann im hohen Grade imponiren mußten. Da es mir durchaus widerstrebt, den gefürchteten Interviewern in's Handwerk zu pfuschen, will ich auf Einzelheiten nicht eingehen und nur ganz im Allgemeinen erwähnen, daß mich die Mittheilungen des Präsidenten über die klimatischen und Bodenverhältnisse des Landes, über die inneren Zustände, die sich nicht nach der Schablone beurtheilen und noch weniger nach der Schablone behandeln und regeln ließen, über die Leistungsfähigkeit der anspruchslosen und dauerhaften mexicanischen Soldaten ungemein gefesselt und mir in der knappen Stunde reichlichste Belehrung gewährt haben. In seiner Unterhaltung gehört Porfirio Diaz ganz unbedingt zu den Staatsmännern der neuen, der Bismarck-Schule, die im Gegensatz zu dem Vertuschelungs- und Vermummungssysteme der alten, die den Grundsatz aufgestellt hatte, daß dem Menschen das Wort gegeben sei, um seine Gedanken zu verheimlichen, mit geradezu verwegener Offenheit von allen Dingen und Persönlichkeiten spricht, so daß dem Zuhörer manchmal ganz unheimlich dabei zu Muthe wird.

Auch in der Ausübung seines amtlichen Berufs zeigt Porfirio Diaz dieselbe zugleich unbefangene und würdevolle

Haltung, wie im Verkehr mit Privaten. Der Zufall machte mich zum Zeugen einer Staatsaction, die der Präsident bei Empfang des neuernannten brasilianischen Gesandten im Regierungsgebäude vorzunehmen hatte. Auch bei diesem Anlaß machte Porfirio Diaz, der von seinen Ministern umgeben war, einen vortrefflichen Eindruck. Das läßt sich von seiner Umgebung weniger sagen. Die unförmig lange „Gesandtenhalle", in der der ziemlich schäbige Thronsessel steht, ist in sehr vernachlässigtem Zustande. Die Draperien und Möbelstoffe sind verschossen und verstaubt. Der größte Theil der ebenfalls sehr reparaturbedürftigen Wandflächen ist zum Glück durch die Bilder verdeckt, die den Fenstern gegenüber an der Langseite der Galerie angebracht sind. Es sind meistens Bilder der Präsidenten und hervorragender mexicanischer Patrioten. Durch welchen Zufall sich das Bildniß von George Washington in diese Gesellschaft verirrt hat, ist mir unbekannt geblieben.

Unter den Portraits der Patrioten fallen vor Allem die der beiden Priester Hidalgo und Morelos, der eigentlichen Begründer der mexicanischen Unabhängigkeit, in die Augen. Das Bildniß des Morelos ist auch als Kunstwerk sehr beachtenswerth. Unter den Leitern des Staates sehen wir die Bilder des Kaisers Iturbide und der beiden hervorragendsten Präsidenten der neuesten Zeit, Juarez und Porfirio Diaz. Juarez erinnert in seiner auffallend kleinen Gestalt einigermaßen an Thiers und Windthorst. Seiner Gesichtsbildung sieht man den Vollblutindianer auf den ersten Blick an. Das ungemein pfiffige, kluge, listige Gesicht hat etwas Spitzmausartiges. Das Bild von Porfirio Diaz ist nicht sehr gelungen. Die Generalsuniform ist von dem Künstler mit allzu großer Sorgfalt behandelt worden, und dem Gesichte, das hier viel zu gewöhnlich aussieht, fehlt das Charakteristische und Bedeutende des Originals.

Die Empfangsfeierlichkeit zeichnete sich durch die völlige Verneinung würdevoller Steifheit aus. Da in der demokratischen Republik Federmann freien Zutritt zu solchen Festen hat, so war der weite Raum der langen Halle mit neugierigen Straßenbummlern ganz gefüllt; und wenn man die mexicanischen Straßenkostüme einigermaßen kennt, so kann man sich vorstellen, daß die Ansammlung keinen besonders eleganten Anblick darbot. In meiner nächsten Nähe stand ein Vogelhändler, der sein hohes Gestell mit lebenden Vögeln in Käfigen gemüthlich neben sich gesetzt hatte. Auch der Briefträger mit seinem schmutzigen Drillichanzug wollte sich den Brasilianer ansehen und blieb eine halbe Stunde da. Die Leute, die auf Briefe warteten, mußten sich eben eine halbe Stunde gedulden. Vom Eingang bis zu dem an der gegenüberliegenden Schmalseite des Saales aufgestellten Thronsessel bildeten Offiziere Chaine, um für den neu ernannten Gesandten eine Gasse freizulassen. Die meisten rauchten und nahmen auch während des feierlichen Actes selbst, als der Gesandte sein Beglaubigungsschreiben vorlas und Porfirio Diaz antwortete, die Cigarette nicht aus dem Munde. Das Würdevollste, ja das einzig Würdevolle bei dieser Haupt- und Staatsaction war auch hier die Persönlichkeit des Präsidenten, dessen Bekanntschaft ich zu den mir besonders werthvollen Erinnerungen an den Aufenthalt in Mexico zähle.

7. Guadalajara.

Freundlicher Eindruck. — Sauberkeit. — Schönheiten. — Aehnlichkeit mit den andalusischen Städten. — Das Typische der mexicanischen Städte. — Der Markt — Töpferkunst. — Familie Panduro. — Das Hospiz.

Guadalajara ist von allen mir bekannten Städten Mexicos die ansprechendste, freundlichste und sauberste. Mit ihren entzückenden Gärten, den öffentlichen und den privaten, die überreich durch die ganze Stadt vertheilt sind, mit ihren schattigen Bäumen und farbigen Blumen, mit ihren anmuthigen Häusern von strahlender Reinheit, mit ihren öffentlichen Gebäuden, den kirchlichen und weltlichen — unter den letzteren verdient das erst vor kurzem eröffnete Teatro Degollado, das schönste in ganz Mexico, besondere Erwähnung —, mit diesen Bauten, die allesammt in ihrem frischen Anstrich so wirken, als ob sie erst gestern fertig geworden wären, macht die ganze Stadt den heitersten Eindruck, und man möchte beinahe annehmen, daß sie wie durch einen Zufall in dieses Land des Staubes und der Vernachlässigung gerathen sei.

Auch die Menschen legen hier ungleich größern Werth auf die Sorgfalt und Pflege des Aeußern, als in den anderen mexicanischen Städten. So appetitliche Verkäuferinnen, wie unter den Colonnaden von Guadalajara, so saubere und elegante Erscheinungen, wie auf der entzückenden Plaza — und ich meine nicht etwa die Modedamen, die ihre Toiletten aus Paris beziehen, ich meine die echten Mexicanerinnen in ihrer Nationaltracht — habe ich nirgendwo im Lande sonst gesehen. Die auffällige Sauberkeit der hiesigen Mädchen und Frauen aus dem Volke ist vielleicht eine Folge der liebenswürdigen Eitelkeit der Schönen von Guadalajara. An Schönen ist hier wahrlich kein Mangel! Nirgendwo ist der

mexicanisch-indianische Typus edler und reiner vertreten als hier. Man sieht hier Mädchen und Kinder von geradezu überraschender Anmuth, vornehm geschnittene Profile, die prachtvollsten Zähne, Augen von wunderbarem Ausdruck, und vor Allem Haare in einer Fülle und einem Farbenglanze, die ganz unbeschreiblich sind.

Daß die Leute von Guadalajara auf Reinlichkeit Werth legen, sieht man schon an den öffentlichen Bädern, die hier glänzend eingerichtet, in größter Sauberkeit gehalten und zugleich beispiellos billig sind. Es verlohnt der Mühe, die Pferdebahn, die von den Gartenbädern bis in die Mitte der Stadt führt, zu benutzen, um die Reize der Mädchen und Frauen von Guadalajara zu bewundern. Die Schönen lassen dann das Haar, um es zu trocknen, aufgelöst über ihre Schulter fallen, und wie ein leicht gewellter Mantel wallt es bis fast an die Kniekehlen herab.

Guadalajara hat mit den lieblichsten Städten des Mutterlandes am meisten Aehnlichkeit. Als ich die Straßen und Plätze der mexicanischen Stadt durchwanderte, mußte ich immer wieder und immer wieder an das goldige Sevilla denken; die Mädchen von Guadalajara haben den Vergleich mit den Andalusierinnen nicht zu scheuen.

Die Häuser sind ganz andalusisch. Blickt man durch das kunstvolle Gitterwerk in den von Säulen umschlossenen Binnenhof, dessen Mauern in den lichtesten Farben strahlen, und über den sich der kornblumenblaue, unendlich hohe Himmel wölbt, sieht man den mit Marmor belegten Boden mit den wundervollsten Blumen dicht besetzt, und in der Mitte den Brunnen seine kühlenden Wasserstrahlen in die sonnige Luft senden, so fühlt man sich wie durch eine Zaubermacht mit einem Schlage in die schönste Stadt am Guadalquivir versetzt; und man glaubt allen Ernstes, man brauche nur wenige Schritte zu machen, um an die „delicias“ zu gelangen und

den mächtigen Strom rauschen zu hören. Keine Stadt der frühern Hispaniola besitzt einen so starken und unverkennbaren spanischen Familientypus und eine so schlagende Aehnlichkeit mit der Mutter, wie Guadalajara.

Freilich darf man den Vergleich nicht mit pedantischer Genauigkeit durchführen wollen. Himmelweit ist die Architektur Guadalajaras von jenen großartigen Denkmälern entfernt, die der von maurischen Einflüssen befruchtete Kunstgeist der alten Spanier in den wunderschönen Städten Andalusiens hervorgebracht hat.

In dem eroberten Lande haben es sich die Spanier bequem gemacht. Sie haben ein für allemal einen Typus der Stadt aufgestellt und überall nach derselben Schablone gebaut. Alle Städte sind in derselben Weise angelegt, gerade wie die der Yankees, in Häuserquadraten, die so nebeneinander aufgestellt sind, daß sich alle Straßen rechtwinklig durchschneiden, mit einigen breiteren Verkehrswegen, die die Stadt nach einer Richtung hin durchlaufen, und in die von der andern Richtung her die schmaleren Straßen münden. An bestimmten Punkten sind größere Plätze freigelassen, die überall gleichmäßig, übrigens immer in anmuthigster Weise, mit wohlgepflegten Anlagen, mit Bäumen und Blumenbeeten geschmückt sind: die Plazas und Alamedas. An diesen stehen die Kirchen, die auch überall ungefähr gleich aussehen, sowie die bedeutendsten öffentlichen Gebäude: in den Hauptstädten der Palacio des frühern Vicekönigs oder seiner höchsten Beamten, jetzt das Gebäude des Regierungspräsidenten, wie wir sagen würden, das Gerichtsgebäude, die Münze u. s. w. So ist's überall, so auch in Guadalajara!

Die Kirchen sind hier vielleicht sogar weniger gelungen, als in vielen anderen Städten, und auch für die architektonische Schönheit der übrigen wichtigen Gebäude habe ich mich nicht besonders begeistern können. Sie machen in ihrer klein-

lichen Ornamentik und süßlichen Färbung den Eindruck der Konditorkunst. Ebensowenig zeigen die Häuser der Privaten eine irgendwie bemerkenswerthe bauliche Eigenart. Auch hier sind die Adobes, die für das Klima doch wohl das Richtige sein müssen, numerisch noch die unbedingten Herrscher; es macht jedoch den Eindruck, als ob sich diese Lehmbauten hier ihrer gemeinen Beschaffenheit schämten. Sie sind allesammt mit Mörtel säuberlich bekleidet und in den lichtesten Farben getüncht. So wirken sie denn im Verein mit den eben so blitzsauberen Kirchen und Monumentalbauten in ihrer Gesammtheit so freudig und anmuthend, wie man es diesen unschönen menschlichen Behausungen, deren wir in ihrer Urgestalt übersatt kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt haben, eigentlich kaum zutrauen sollte.

Freundlich ist Guadalajara, heiter und sauber und in hohem Maße anmuthig durch die Frische seiner Häuser und die Pracht seiner zahlreichen öffentlichen Gärten. Und dabei dieses sonnig goldige Licht, das zehn Monate des Jahres lang leuchtet, dieser herrliche Himmel, dessen tiefes Blau alljährlich nur auf wenige Wochen von regnerischem Grau überzogen wird.

Und diese malerischen Gestalten!

Wer von den schattigen Portalen aus, in denen die tadellos sauberen Verkäuferinnen ihre Waaren feilbieten, seinen Weg durch eine der Seitenstraßen nimmt und in die enge Gasse einbiegt, die auf beiden Seiten von Händlern mit Nahrungsmitteln aller Art so dicht besetzt und in der Mitte mit Kauflustigen so gefüllt ist, daß man sich durch das bunte Gewühl kaum durchdrängen kann, wer sich da langsam weiterschieben läßt, dem bietet sich ein Bild südlichen Städtelebens von einer so eigenthümlichen Farbigkeit, von so reizvoller Beleuchtung dar, wie es selbst das schönheitsreiche Italien und der Orient kaum malerischer hervorbringen dürften.

Die ganze Gasse ist von dünnen Bastmatten, die auf Zuckerrohr ruhen, überdacht. Käufer und Verkäufer suchen da Schutz gegen die Sonnengluth und die blendende Helle. Aber das Licht der Sonne ist so intensiv, daß es den Widerstand doch überwindet. Es durchdringt das dünne Geflecht, das nun goldig erglüht, und beleuchtet die bunten Gruppen auf der Straße mit einem zauberhaft sanften, gelblichen Lichte von unsagbar schöner Wirkung. Der raffinirteste Colorist könnte für diese Gruppen keine ansprechendere Beleuchtung ersinnen, als sie sich hier durch das Bedürfniß, mit den nächstliegenden Mitteln den Sonnenstrahlen zu wehren, von selbst ergeben hat — für diese tiefbraunen Kerle in ihren weißen Pluderhosen, mit den rothen Sarapes, für diese Weiber mit pechschwarzen glänzenden Haaren und ihren hellen Kattunkleidern und für diese Waaren: das farbenkräftige rohe Fleisch, die metallschimmernden Fische, das frische Grünzeug, die gelbbraunen Bananen und rothen Tomaten und all die sonderbaren Früchte des Südens, die da in hübschen Korbgeflechten auf dem Pflaster liegen.

Reizt uns hier vor Allem das Bild, so fesselt uns an einem andern Platze, auf dem nahe dem jetzt nicht oft benutzten Circus für Stierkämpfe belegenen Markte, die Waare. Es ist der Töpfermarkt. Guadalajara besitzt in den Töpferwaaren, namentlich in den Gefäßen von metalliger Lasur und in den kleinen Thonfiguren, eine Specialität. Was wir auf dem Markte finden, ist meist geringwerthiges Zeug, allerdings auch von beispielloser Billigkeit. Wittert der Töpfer in dem Käufer, der seine Waaren betrachtet, den Fremden — und dazu gehört kein besonders entwickelter Spürsinn —, so wird er bald vertraulich, zwinkert ihm bedeutungsvoll zu und zeigt ihm in einer verstohlenen Ecke pfiffig lächelnd aus Thon geformte Erotica, die übrigens gerade so roh und unkünstlerisch gemacht sind wie die öffentlich ausgebotenen Harmlosigkeiten,

des pikanten Vorwurfs wegen aber ein bischen höher im Preise stehen.

Hier ist nur das Handwerksmäßige, nur Fabrik- und Dutzendwaare zu haben. Das Künstlerische sucht und findet man in den Werkstätten der Meister, die meistens in den unmittelbar bei Guadalajara gelegenen Flecken San Pedro und Tonala wohnen. Da findet man wirkliche Künstler, die den Töpfern des griechischen Alterthums wenig nachgeben. Arbeiteten sie in weniger zerbrechlichem Material, so wäre ihr Ruhm längst in aller Herren Länder gedrungen; wegen der Schwierigkeit des Transportes haben aber diese kleinen Figuren nur ein sehr beschränktes Absatzgebiet. Schon auf dem kurzen Wege nach Mexico brechen viele Hals und Beine; nach den benachbarten Vereinigten Staaten kommen sehr wenige, und das Risico einer Sendung über's Meer nehmen nur gelegentliche Durchreisende auf ihre Kappe.

Es ist sehr schade! Bei dem verhältnißmäßig geringen Absatze auf dem heimischen Markte und der massenhaften Production sind die Preise so kolossal herabgedrückt, daß von künstlerischem Ernste gar nicht mehr die Rede sein kann, und daß nur die künstlerische Veranlagung der Verfertiger zu bewundern ist. Im Großhandel kostet das Dutzend Puppen und Gruppen anderthalb bis zwei Dollars. Die Kleinbildnerei ist also das reine Handwerk geworden. Länger als eine Stunde darf der Mann auf seine Arbeit nicht verwenden denn er muß für den geringen Preis, der ihm gezahlt wird, die Figürchen noch brennen und bemalen. Es ist kaum zu fassen, wie sich trotz dieser Mißstände, die die Kunst tödten müßten, in dieser Töpferei das urwüchsig Künstlerische noch bewahrt hat.

Das größte Talent unter den Töpfern von San Pedro-Guadalajara ist in der Familie Panduro zu Hause. Die Panduro, Vater und Sohn, sind die geschicktesten und an-

gesehensten Kunsttöpfer des Ortes. Den Sohn, Pantaleone Panduro, habe ich kennen gelernt. Er ist der echte Indianer mit der typischen Schädelbildung, flach und breit, mit stark vorspringenden Backenknochen, von chokoladenbrauner Hautfarbe, mit dichtem, schwarzem, glänzendem Haar. Die Panduros sind wahre Künstler. Für ihre Specialität, kleine Portraitbüsten, an denen sie ein paar Stunden arbeiten, lassen sie sich auch höhere als die üblichen Marktpreise zahlen. Für eine solche Büste, die immer ungemein flott und lebendig gemacht ist und meist von sprechender Aehnlichkeit, bekommen sie acht Dollars. Wäre der junge Panduro dazu zu bewegen, sein Vaterland zu verlassen, und könnte er sich entschließen, nach Europa zu gehen, so wäre er im Handumdrehen ein gemachter Mann. Kein Zweifel, die Pariserinnen würden den fremdartigen Jüngling trotz seiner Beine, deren Rundung ihn eher zur Kavallerie als zur Bildnerei zu bestimmen scheint, höchst interessant, vielleicht sogar schön finden. Seine künstlerische Veranlagung ist über allen Zweifel erhaben.

Verweilen wir am Abend unter den schönen Bäumen auf der dichtbevölkerten Plaza, so ersteht vor unseren verzückten Blicken das Morgenland in seinem ganzen Zauber. Um die Täuschung zu erhöhen, sehen wir die alten primitiven Karren langsam vorüberrasseln, ein einfaches Lattengestell auf klotzigen Holzscheiben, auf Vollrädern ohne Speichen, die von schwer wandelnden Stieren gezogen werden.

Guadalajara besitzt eine Musteranstalt, die im Lande einzig, vielleicht einzig in der ganzen Welt dasteht: das Hospicio, das zugleich Findelhaus, Waisenhaus und Greisenheim ist. Es ist eine ganz großartige Anlage. Um einundzwanzig Höfe, die mit Bäumen und Blumen bepflanzt sind, ziehen sich die nur einstöckigen Gebäude mit ihren frischen und freundlichen Räumen.

In einer Abtheilung finden wir reizende Säuglinge und

Kinder im zarteſten Alter, die von gutmüthigen indianiſchen Wärterinnen gehegt und gepflegt werden, ſo etwa ein Dutzend in jedem Saale, alleſammt niedlich, ſauber und merkwürdig artig.

Am entzückendſten iſt die Abtheilung für die nächſte Generation. In einem großen hübſchen Raume finden wir an langen ſchulbankartigen Tafeln etwa dreißig bis vierzig kleine Kinder von drei bis ſechs Jahren, die gerade ihr Veſperbrod verzehren, Weißbrod mit Milch. Bei unſerm Eintreten erheben ſie ſich artig von ihren Sitzen und rufen uns im Chor im höchſten Sopran „buenas tardes“ zu. Es ſind bildhübſche pausbäckige Kinder, eins immer niedlicher als das andere; vorn ſitzen die kleinen Mädchen, dahinter die kleinen Jungen. Hätte Ludwig Knaus doch das Bild malen können!

Die Mädchen in den vorgerückteren Jahren fertigen allerlei kunſtvolle Handarbeiten, namentlich ſehr mühſame Stickereien. Mit der Hand weniger Geſchickte verrichten die häuslichen Arbeiten, ſcheuern, waſchen und kochen.

In der Kirche treffen Alle zuſammen, die kleinen Kinder, die Mädchen, die Knaben und Greiſe. Die Oberin, die uns herumführte, machte uns übrigens beſonders darauf aufmerkſam, daß der Kirchenbeſuch nicht obligatoriſch iſt, und daß es jedem Einzelnen alſo überlaſſen bleibt, das Gotteshaus aufzuſuchen, wann es ihm beliebt. Aber jetzt um die Veſperſtunde iſt es trotzdem ſehr gefüllt. Unter den alten Männern ſehen wir einige in der merkwürdigen Stellung, die uns auch ſonſt ſchon in den mexicaniſchen Kirchen aufgefallen iſt: knieend, den Kopf nach hinten geworfen, mit weit ausgeſtreckten Armen; und in dieſer unbequemen Stellung verharren die Gläubigen während der ganzen Dauer des Gottesdienſtes. Jetzt hören wir auch die Erklärung. Es ſind Bußfertige, die ſich um irgend einer Sünde willen dieſen Zwang auferlegen und während der Meſſe dieſe Stellung in der Erinnerung an die Leiden des Gekreuzigten einnehmen.

Das Hospicio von Guadalajara ist jedenfalls das freudigste und schönste Asyl, das ich je gesehen habe. Und dergleichen findet man in Mexico! Und die mexicanische Regierung ist es, die diese Anstalt unterhält!

Das liebliche Guadalajara soll nach den statistischen Angaben 90,000 Einwohner zählen. Die Statistik ist in diesem Lande freilich nicht allzu zuverlässig. Aber jedenfalls macht die Stadt den Eindruck des fröhlichen Gedeihens und der geschäftlichen Rührigkeit. Jetzt führt eine Zweiglinie der mexicanischen Centralbahn von Irapuato aus nach Guadalajara. Es kann aber nur eine Frage der Zeit sein, daß diese Linie bis nach San Blas weitergeführt wird und damit den Weg zum Stillen Ocean erschließt. Dann wird voraussichtlich diese liebenswürdige und fleißige Stadt, deren stetige Entwickelung von all den kulturfeindlichen Störungen, die das Land so lange zu erdulden gehabt hat, nicht gehemmt worden ist, noch einen neuen Aufschwung nehmen.

---

8. Chihuahua und El Paso del Norte.

Der nächtliche Markt in Silao. — Die Lage von Chihuahua. — Eindruck der Stadt. — Die Kathedrale. — Das Hidalgo-Denkmal. — Der Weg nach der Wallfahrtskirche von Guadalupe. — Ein Grundbesitzer. — Mexico in Dichtung und Wahrheit. — El Paso del Norte und El Paso. — Gegensatz zwischen Amerikanismus und Mexicanismus. — Die guten Beziehungen der benachbarten Republiken.

Um von Guadalajara bis zur Nordgrenze des mexicanischen Reichs zu gelangen, müssen wir denselben Weg, den wir gekommen sind, bis Irapuato noch einmal zurücklegen. Da erreichen wir die Hauptlinie der Centralbahn, die uns bis zu dem dürren und unfreundlichen Torreon ebenfalls schon

bekannt ist. Wir sind wiederum genöthigt, in Silao zu übernachten.

Den schönen Sommerabend benutzen wir zu einem Spaziergang durch die dunkle Stadt, die uns freilich, nachdem wir die wesentlichsten Städte Mexicos gesehen haben, besonders Neues und Interessantes nicht mehr zu bieten vermag. Auch Silao ist ganz nach der mexicanischen Schablone gebaut. Man braucht den Plan nicht anzusehen und braucht auch keinen Vorübergehenden zu fragen; man weiß ganz genau: wenn man irgend eine der großen Straßen immer geradeaus geht, so kommt man schließlich zur Plaza, die überall gleich aussieht. Das eine Mal ist sie ein bischen größer, das andere Mal ein bischen bescheidener, hübsch ist sie eigentlich immer. An der einen Seite steht ganz gewiß die Kathedrale mit den beiden Glockenthürmen, an einer andern befinden sich unzweifelhaft die Colonnaden, die „Portales", in der Mitte sind sicherlich hübsche Anlagen mit einem Brunnen oder in Ermangelung eines solchen mit einer Säule, und es sollte uns wundern, wenn nicht rings in der Runde bequeme Bänke ständen.

Und richtig! Da ist sie, die Plaza, mit der üblichen Kathedrale, mit den Bäumen, Beeten, Brunnen und Bänken — genau, wie wir's erwartet hatten! Es ist eben immer dieselbe Geschichte, mit dem einzigen Unterschiede des Formats und der Qualität; das Muster bleibt sich vollkommen gleich.

Hier in Silao, wo der Fremde ohne besondere Nöthigung sonst wohl kaum verweilt, bot sich uns am Abend des Sonntags ein vortreffliches Bild des eigenartigen nächtlichen Marktes.

Die Straßen, die zum Hauptplatze führen, wie dieser Platz selbst wimmelten von sonderbaren Gestalten und merkwürdigen Gruppen alle desselben Schlages: mexicanische Vollblutindianer. Die Männer bis zur Nasenspitze eingemummelt

in ihr Sarape, den übergroßen spitzen Strohhut tief in's Gesicht gedrückt — Gestalten, wie wir sie ähnlich, nur sauberer und weniger echt, allenfalls im Chor der Banditen in unseren Operetten zu sehen bekommen —, die Weiber in ihren hellen, schlampigen Kattunröcken, von der Hüfte aufwärts nur wandelnde schwarze Draperien. Aus dem Rebozo ist in dem Dunkel das braune Gesicht kaum zu erkennen.

Längs der Häuser der auf den Markt mündenden Straßen und um die ganze Runde des Platzes selbst hocken hinter röthlich brennenden Kienspähnen, die auf einem niedrigen Dreifuß flammen, die Verkäufer und Verkäuferinnen mit ihrer Sippe. Kleine Bälger krabbeln da herum und liebkosen in ihrer Art die zwar nicht edlen, aber unendlich gutmüthigen und geduldigen Köter, die ihre kleinen Peiniger offenbar zärtlich lieben. Neben den auf flachem Boden ausgebreiteten Waaren, den Gemüsen, Früchten, Fruchtsäften und geeisten Süßigkeiten liegt auf weicherer Unterlage ein buntes Bündel, in dem es auf einmal zu strampeln anfängt; gleichzeitig hören wir auch ein verlangendes Quäken. Der unvermeidliche Säugling ist wieder zur Stelle!

An der Ecke ist eine größere Ansammlung von Volk, und da wir näherkommen, hören wir leises Guitarrengeklimper und Straßensänger mit dünnen heiseren Stimmchen. Alles das spielt sich in der unbestimmten, phantastisch flackernden Beleuchtung des Kienspahns merkwürdig ruhig ab. Es ist ein fremdartiges und wunderbares Bild.

Der Weg von Silao über Aguas Calientes und Zacatecas ist reizvoll und interessant — Zacatecas erscheint uns bei unserm zweiten Besuche viel imposanter als bei der ersten Bekanntschaft —, aber sehr bald hinter der berühmten Minenstadt beginnt der sandige, steinige Jammer, und in schauerlicher Eintönigkeit dehnt sich der Weg endlos in der gelben sonnigen Oede des Hochplateaus.

Nach sechsunddreißigstündiger, ziemlich beschwerlicher und völlig reizloser Fahrt, in Hitze und Staub, machen wir endlich in Chihuahua (sprich: Tschiwahwa) Rast.

Der Held der mexicanischen Unabhängigkeit, der Priester Hidalgo, ist in Chihuahua erschossen worden. Das ist vielleicht noch nicht einmal das Schlimmste, das Einem in Chihuahua zustoßen kann.

Die Lage der Stadt ist wirklich trostlos. Ringsum gelbsandige, steinige Hügel, auf denen kein Halm wächst, Alles mit Geröll bedeckt, Alles dürr, heiß und trist. Die Stadt selbst ist eigentlich recht hübsch, hell und sauber. Bis auf wenige Ausnahmen — das neue Regierungsgebäude, das übrigens recht geschmackvoll ist, das gute neue Hotel de Palacio, das große Handelshaus von Kettelsen & Degetau, das Stadt und Land mit allen erdenklichen Waaren versieht, und ein großes Bankhaus — sind wohl alle Häuser der Stadt einstöckig — sie haben eben nur ein Ergeschoß mit vergitterten Fenstern —, alle flach bedacht, mit vorspringenden Regenspeiern, alle hell säuberlich getüncht, ohne die geringste Ornamentik — eine Reihe von lichten Lehmquadraten in Sonnengluth und Staub. Trotz des Staubes aber, der auf die Reinlichkeit unausgesetzte Angriffe unternimmt, sehen die Menschen auch hier wie in Guadalajara — im Gegensatz zur Hauptstadt — sehr sauber aus. Das ist mir namentlich an den Kindern aufgefallen, von denen ich einer ganzen Schaar, die gerade aus der Schule kam, auf einmal begegnete.

Ich kenne kaum einen bewohnten Platz unseres Planeten, der so den Eindruck der Trockenheit, der Hitze und des bröcklig Steinigen machte. Das ist eigentlich auch gar nicht verwunderlich; man muß sich nur vergegenwärtigen, daß Chihuahua auf der Breite der Sahara liegt. Natürlich steht auch hier wieder an der Plaza, die wie überall mit besonderer Sorgfalt gepflegt wird, die Hauptkirche. Auch sie unterscheidet

sich freilich in ihrem allgemeinen Charakter nur wenig von den übrigen mexicanischen Kathedralen, sie zeichnet sich aber durch besondere Größe der Verhältnisse und Schönheit der Formen aus. Die schlanken und leichten Thürme wirken sehr gefällig. Sie sind durch einen elektrischen Draht mit einander verbunden, und in der Mitte leuchtet am Abend die grelle, bläulich-weiße Flamme, die in ihrer beträchtlichen Höhe von jedem Punkte der Stadt aus zu sehen ist und in der Dunkelheit die feine Architektur der hohen Thürme in reizvoller Beleuchtung zeigt.

Die schöne Kirche ist im achtzehnten Jahrhundert erbaut worden, und zwar von Abgaben der reichen Silbermine Santa Eulalia, die von jedem halben Pfund Silber ein Real für den Kirchenbau abzugeben hatte. Welche erheblichen Erträgnisse dies Bergwerk geliefert hat, ergiebt sich aus der Thatsache, daß die Santa Eulalia-Mine die Baukosten, die über 800,000 Dollars betragen haben, in siebzig Jahren gezahlt hat.*) Es wird noch immer viel Edelmetall in der Nachbarschaft gewonnen. Die Berichte von den glänzendsten Tagen der Santa Eulalia klingen aber wie Märchen aus alten Zeiten, die das heutige Geschlecht der Silbergräber traurig stimmen.

Vor dem erst vor kurzem fertiggestellten stattlichen und vornehmen Regierungsgebäude ist ein neuer Platz angelegt worden, auf dem sich jetzt das große, erst vor anderthalb Jahren enthüllte Hidalgo-Denkmal erhebt. An den vier Seiten des hohen Sockels stehen auf Vorsprüngen die vier Helden, die mit Hidalgo, dem gewaltigen Urheber der aufständischen Erhebung gegen die spanischen Bedrücker, als Opfer ihrer Vaterlandsliebe gefallen sind: Allende, Aldama

*) Der Dollar hat 8 Realen. Die Kirche hat also 6 400 000 Realen gekostet, zu deren Aufbringung 3 200 000 Pfund Silber von der Eulalia-Mine gefördert werden mußten.

und Jimenez, die gleichzeitig mit Hidalgo erschossen worden sind, und der Priester Morelos, den einige Jahre später — Dezember 1815 — die heilige Inquisition dem Henker überantwortet hat. Aus der Mitte des Sockels steigt eine hohe korinthische Säule auf, und auf dem Capitäl dieser Säule steht in begeisterter Haltung, mit hocherhobener Rechten, der patriotische Priester, dessen Ruhm die Aufschriften auf dem Postamente der Säule künden: Auf der einen Seite: „Hidalgo, 15 de Septiembre de 1810“ — das ist der Tag, an dem Hidalgo in Guanajuato an die Spitze der aufständischen Bewegung trat —, auf einer andern: „Aqui fue sacrificado el autor de la independencia nacional 30 de Julio de 1811“, und endlich die Widmung: „El pueblo mexicano a los heroes de su emancipacion 15 de Septiembre de 1889.“ („Hier wurde der Urheber der nationalen Unhabhängigkeit hingeopfert“ und: „Das mexicanische Volk den Helden seiner Befreiung.“)

In der Hauptstraße fällt uns ein viereckiger Thurm auf, der ursprünglich zu einem nie vollendeten frommen Bau der Jesuiten gehörte, jetzt aber einen Theil der Münze bildet. In diesem Thurme hat Hidalgo die letzten Wochen seines Lebens zugebracht.

Ein angenehmer Spazierweg, der in dieser trockenen, sonnigen gelben Unerfreulichkeit doppelt angenehm berührt — mit gesunden hohen Pappeln besetzt, die noch von den Spaniern angepflanzt und künstlich groß gezogen worden sind —, führt nach dem Vororte mit einer kleinen Wallfahrtskirche, die wieder Unserer lieben Frau von Guadalupe geweiht ist. Da sieht man auch am besten den imposanten Bau der altspanischen Wasserleitung. Auf diesem Wege findet man die einzigen wirklich schönen Bäume weit und breit. Sie sind allerdings auffallend kräftig und gesund, und ihre starken belaubten Zweige überspannen die Straße mit einem herr-

lichen grünen Zeltdach. Die Bäume auf der Alameda werden zwar mit äußerster Sorgfalt gehegt und gepflegt, und dem hier genügsamen Auge gewähren auch sie wirkliche Freude, aber sie sind viel bescheidener als die stolzen Pappeln auf dem Wege nach der Guadalupe-Kirche. An verschiedenen Stellen, namentlich in den Hauptstraßen, sieht man neue Anpflanzungen von Bäumchen, die mit künstlicher Bewässerung späteren Geschlechtern vielleicht einmal Augenweide und Erfrischung bieten werden, und die jetzt durch ihr hoffnungsgrünes Treiben rührend wirken. Es sind Päppelkinder.

Das Charakteristische von Chihuahua ist hellfarbige, sonnige und staubige Unergiebigkeit inmitten nackter, felsiger Höhen.

Es gehört ohne Zweifel eine starke Kraft der Entsagung dazu, um in diesem Chihuahua, das vor der Eröffnung der Eisenbahn obenein noch sehr schwer zu erreichen war und mit all seinen Schätzen weit abgelöst von den Freuden des Daseins in steiniger Vereinsamung dalag, sein Leben zu verbringen. Den Physiognomien der Einwohner sieht man es denn auch an, daß es ernste, vom Schicksal festgehämmerte Männer sind, die sich hier niedergelassen haben. Freilich sind sie für den Verzicht auf so vieles, was sonst wohl des Menschen Herz erfreut, durch Erwerbung von ungeheurem Besitzthum in einem gewissen Sinne entschädigt worden. Unter den Bewohnern von Chihuahua, mit denen ich bekannt geworden bin — auch sie haben mich auf das Freundlichste aufgenommen, und auch bei ihnen war derselbe eigenthümliche und rührende Zug wahrzunehmen, der sich bei fast allen Ansiedlern in der Neuen Welt wiederfindet: wie sie nämlich unablässig beflissen sind, den Fremden von den Vorzügen und verborgenen Reizen ihres Aufenthaltes zu überzeugen —, lernte ich einen deutschen Landsmann kennen, der seit 49 Jahren in diesem Lande lebt, und der an Grundeigenthum die Kleinigkeit von zweieinhalb Millionen Acres besitzt. Als er mir ohne eine Miene zu

verziehen diese Mittheilung machte, erklärte ich ihm, daß mein Fassungsvermögen nicht so weit reiche, und daß er mich verbinden würde, wenn er mir das in verständlichere Angaben übertragen wollte. Darauf machte er mir durch die oberflächliche Umrechnung in deutsche Quadratmeilen die Sache etwas deutlicher, aber noch immer nicht deutlich genug. Schon besser verstand ich ihn, als er mir sagte: „Mein Grundbesitz ist etwa so groß wie das Königreich Hannover." Und am besten verstand ich ihn, als er hinzusetzte: „Sie werden morgen Abend einen Theil meines Besitzthums mit der Bahn durchfahren. Der Zug braucht dreieinhalb Stunden, um von einem Ende zum andern zu kommen."

Die deutsche Colonie ist auch hier, wie in den meisten mexicanischen Städten, zwar numerisch nicht stark, spielt aber eine nicht unbedeutende Rolle. Das größte Handelshaus mit dem schönsten Gebäude von Chihuahua, mit Läden und Lagern, die auch in der größten Stadt die Beachtung auf sich ziehen würden, das Haus von Kettelsen & Degetau, ist deutsch; und unsere Landsleute in Chihuahua sind zahlreich und begütert genug, um sich neuerdings sogar den Luxus eines eigenen, allerdings ziemlich bescheidenen, aber doch recht behaglichen und hübschen Clublokals gönnen zu können. Da wird Kegel geschoben und Scat gedroschen, gerade wie in der fernen gemüthlichen Heimat.

Dadurch, daß Chihuahua jetzt die Hauptstation der Centralbahn in der nordmexicanischen Einöde geworden ist und mit dem durch seinen Transithandel so bedeutenden Grenzplatze El Paso del Norte in regelmäßiger und unmittelbarer Verbindung steht, wird unzweifelhaft in die bisherige Stille mit der Zeit mehr Leben kommen. Der Einfluß, den die directe Hineinziehung Chihuahuas in den Hauptverkehrsweg des mexicanischen Reichs auf die Stadt geübt hat, zeigt sich schon jetzt. In einer erst vor zwei Jahren geschriebenen

Schilderung Chihuahuas wird noch Klage darüber erhoben, daß zwischen der Eisenbahnstation und der etwa eine Viertelstunde davon entfernt liegenden Stadt keine Verbindung sei, und daß die Straßen, wenn der Mond nicht scheine, stockdunkel seien. Jetzt laufen von der Station durch die ganze Stadt bis nach den entfernten Vororten regelmäßige Pferdebahnen, und die öffentlichen Wege und Plätze werden durch das grelle Licht der elektrischen Lampen in mehr als ausreichender Weise beleuchtet.

* * *

Chihuahua war die letzte rein mexicanische Stadt, die ich besuchte. Und obgleich die Eigenart dieses Platzes eigentlich wenig dazu angethan ist, dem Fremden den Abschied schwer zu machen, empfand ich doch ein aufrichtiges Bedauern, als ich mir vergegenwärtigte, daß ich nun dem interessanten und charakteristischen Lande, das so ernsthaft und rastlos an seiner Aufrichtung arbeitet und noch so viel ungehobene Schätze in seinem Schooße birgt, dem Lande der Adobes, der Rebosos und Sarapes, der Tortillas und Dulces und, was mehr werth ist: dem Lande der herzlichsten Gastfreundschaft, des unverkennbaren Aufwärtsstrebens und der angeborenen guten Umgangsformen, ein Lebewohl zu sagen hatte, dem wohl schwerlich je ein Wiedersehen folgen wird.

Wie anders hat dies Land auf mich gewirkt, als nach den interessanten und gruseligen Schilderungen, die ich darüber gelesen, als nach den Vorstellungen, die ich mir aus seiner Geschichte davon hatte bilden müssen! Das heutige Mexico macht auf den Unbefangenen den Eindruck grenzenloser Solidität, ja, der Philisterhaftigkeit. Auch in starken Ansammlungen benimmt sich das Volk im Allgemeinen so artig und ruhig, wie ich es nirgendwoanders gesehen habe. Das

UFB

nächtliche Bummelleben ist vollkommen unbekannt. Die Wirthschaften schließen zu ungewöhnlich früher Stunde. Das Nationalgetränk, das Pulque, gehört unter den berauschenden Getränken sicherlich zu den allerharmlosesten. Ich habe während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes auch nicht einen einzigen Betrunkenen gesehen. Bis auf das einzige Intermezzo in Tlalpam, wo der Verwalter den Revolver zog — aber auch nur, um den indianischen Strolch zu erschrecken —, ist es mir nicht gelungen, Zeuge einer irgendwie aufregenden Scene zu sein. Revolver und Degen erblickt man überhaupt nur in den Schaufenstern der Waffenläden oder als renommistischen Schmuck mexicanischer Stutzer. Alles Abenteuerliche, das man von dem Lande erzählt hat, zerflattert in der gemüthlichen Nüchternheit der Wirklichkeit in nichts, und die Nothwendigkeit, einen Revolver mit sich herumzuschleppen, ist absolut nicht vorhanden. Ich bin mit meinem Spazierstock im Dunkeln durch mir unbekannte Städte geschlendert, ohne jemals im Geringsten behelligt zu werden. Ich habe überall nur höfliche, ja unglaublich verbindliche und dienstfertige Menschen angetroffen, die offenbar nichts weiter verlangen, als daß man sie selbst unbelästigt läßt. Sie sehen allerdings in ihrem verwogenen phantastischen Habitus manchmal wie die Straßenräuber aus, aber sie benehmen sich so zahm und gesittet wie nur möglich.

* * *

An der nördlichen Grenze Mexicos, in dem vom Rio Grande durchflossenen Orte, dessen südlicher, mexicanischer Theil El Paso del Norte, dessen nördlicher, amerikanischer Theil schlechtweg El Paso heißt, stoßen die schroffen Gegensätze zwischen Mexicanismus und Amerikanismus in erkennlichster Unvermitteltheit auf einander. Die Grandezza des Rio Grande ist übrigens cum grano salis zu verstehen. Der

Fluß mit seinem langsam schleichenden lehmig gelben Wasser macht hier einen recht unbedeutenden Eindruck. Das mexicanische Paso del Norte führt übrigens jetzt officiell den Namen „Ciudad Juarez", wie die östliche Grenzstation, Piedras Negras, jetzt amtlich „Ciudad Porfirio Diaz" genannt wird.

In dieser Ciudad Juarez erhält sich der mexicanische Typus noch mit einer gewissen demonstrativen Schärfe. Man sieht fast nur die einstöckigen Lehmhäuser mit flachen Dächern, die Männer in hellen Kleidern mit rother Wollendecke und kolossalem Spitzhut, die Weiber mit dem dunklen Umschlagetuch um den Kopf — Alle gleichermaßen vernachlässigt in der Kleidung, Alle in ruhiger Gangart, philosophisch genügsame und bedächtige Sonnenbummler. Auf der amerikanischen Seite dagegen sind die Adobes gänzlich beseitigt, und neben den in den Vereinigten Staaten üblichen Holzhäusern erheben sich schon massive monumentale Bauten von vier Stockwerken und darüber, mit hohen Dächern, mit geschmückten Façaden, mit reich ausgestatteten Verkaufsläden. Das Reich des Tuchrocks und des Cylinders, des Damenhuts und Sonnenschirms beginnt wieder. Es ist ein anderer Volksschlag, rührig, bewegt, rücksichtslos hastend, unternehmend und fleißig. In der ganzen amerikanischen Stadt spricht sich deutlich die Tendenz des unaufhaltsamen Vordringens aus, während die mexicanische das getreuste Bild des passiven Widerstandes darbietet.

Die beiden benachbarten Unionsstaaten, die Schwester-Republiken, wie sie sich in gegenseitiger Artigkeit nennen, leben seit geraumer Zeit in bestem Einvernehmen, und es ist sicherlich nicht zu befürchten, daß diese freundlichen Beziehungen eine ernsthaftere Störung erfahren werden. Zwar fehlt es nicht an Leuten, die beständig von der bedrohlichen Begehrlichkeit der nimmersatten Yankees sprechen, ich habe aber nie recht verstehen können, was damit eigentlich gemeint ist.

Allen Nutzen, den Mexico den rührigen, unternehmungskühnen Amerikanern gewähren kann, ziehen sie ohnehin aus dem Lande: die wichtigen Kohlengruben des Nordens sind amerikanisches Besitzthum; Amerikaner haben das weite Gebiet von der Grenze bis zur Hauptstadt Mexico mit den großen Eisenbahnstraßen durchzogen, die das geschäftlich bedeutendste und kulturhistorisch wichtigste Unternehmen der neuen Zeit sind; viele andere der erheblichsten industriellen Unternehmungen sind in den Händen amerikanischer Gesellschaften. Und wie alle anderen Ausländer, so heißt die mexicanische Regierung auch die Amerikaner willkommen, legt ihnen nirgendwo irgend welche Schwierigkeiten in den Weg, fördert sie vielmehr, wo immer sie vermag — in der richtigen Erkenntniß, daß der Aufschwung des Handels und Wandels nicht nach der Nationalität derer, die ihn herbeiführen, fragt.

Von der chauvinistischen Thorheit, die ohnehin genügend weiten Grenzen des mächtigen Staatsgebietes noch zu erweitern, von muthwillig prahlerischen Eroberungsgelüsten sind die praktischen und verständigen Amerikaner vollkommen frei. Sie wissen ganz gut, daß sie noch auf lange Zeit hinaus genug damit zu thun haben, das ihnen Gehörige so nutzbringend zu machen und wirthschaftlich zu verwerthen, wie es wünschenswerth und möglich wäre. Die Gewinnung neuer Staaten von der Qualität New Mexicos und Arizonas würden sie kaum als eine Bereicherung ansehen dürfen. Es liegt also wirklich kein erkennbarer Grund vor, der die Amerikaner dazu veranlassen könnte, mit ihren Nachbarn im Süden anzubändeln.

Noch weniger ist von Seiten der Mexicaner eine Lösung des freundnachbarlichen Verhältnisses zu befürchten. Die mexicanische Nation besitzt die bewundernswerthe Eigenschaft, erlittene Unbill vergessen zu können, erwiesener Dienste aber sich dankbar zu erinnern. Die Mexicaner denken nicht mehr

daran, daß sie drei Jahrhunderte lang von den Spaniern in unmenschlicher Weise geknechtet und schamlos ausgebeutet worden sind; sie haben sich damit abgefunden, daß die „Staaten" ihnen den Norden des Reichs abgenommen haben; sie scheinen vergessen zu haben, daß das Gloirebedürfniß Napoleons jene abenteuerliche Expedition veranlaßt hat, für die Tausende in nutzlosester und frivolster Art hingeschlachtet worden sind, und sprechen nie mehr davon, daß ein Sproß des österreichischen Kaiserhauses wider ihren Willen über sie geherrscht hat. Keiner der Fremden, kein Spanier, Amerikaner, Franzose oder Oesterreicher hat seiner Staatsangehörigkeit wegen die geringste Unannehmlichkeit in Mexico zu besorgen.

Dagegen haben die Mexicaner nie vergessen, welchen Dienst die Regierung der Vereinigten Staaten der nationalen Sache geleistet hat, als das Cabinet von Washington, Ausgang 1865, den berühmten diplomatischen Feldzug gegen die Tuilerien eröffnete, als der Staatssekretär des Auswärtigen, Seward, die bündige Erklärung nach Paris gelangen ließ, daß die Einsetzung einer auf fremde Bayonnette gestützten, antinationalen kaiserlichen Regierung in dem befreundeten Nachbarreiche der Neuen Welt von der Unionsregierung nicht mit Gleichgültigkeit angesehen werden könne. Man weiß, daß diese diplomatische Campagne mit dem glänzenden Siege der Union und mit der jämmerlichsten Niederlage der französischen Staatsweisheit endete. Frankreich mußte seine Truppen zurückziehen, und mit dieser Fahnenflucht war das Schicksal des unglücklichen Maximilian besiegelt. Jetzt standen sich nur noch mexicanische Nationale und mexicanische Imperialisten gegenüber, und nun war der Sieg der Nationalen bald entschieden.

„Verachte nicht dies Volk von Hirten, Knabe!"

Mit einem Gefühle der Bewunderung und des respectvollen Staunens vergegenwärtigt man sich, wie Juarez von diesem äußersten Grenzpunkt des Reiches aus, bis zu dem er

vor der Gewalt der Kaiserlichen hatte zurückweichen müssen, den Widerstand organisirt, geleitet und über die unendliche Wüste des mexicanischen Nordens mit dem zerlumpten, heldenhaften indianischen Gesindel den Sieg der nationalen Sache durch das ganze Land bis in das Herz der Hauptstadt getragen hat. Forey und Bazaine haben auch ein Liedchen davon zu singen gewußt, daß mit diesem Volke nicht zu spaßen ist.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

CHARLES SCRIBNER'S SONS
153 FIFTH AVENUE
NEW YORK